This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 969,825

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817
LIBRARIES

838
G6
F20
H336

Ungelehrte Erklärung

des

Goethe'schen Faust.

28947

Ungelehrte Erklärung

des

Goethe'ſchen Fauſt

von

J. A. Hartung.

Bedenkt: der Teufel der iſt alt!
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1855.

838
G6
F20
H336

Vorrede.

Um Schillern zu verſtehen, hat neulich ein geiſtreicher Mann geſagt, muß man ihm nachgedacht, um Goethen zu verſtehen, muß man ihm nachgelebt haben. Und wo das nicht möglich war (möchte ich hinzuſetzen) muß man Goethe's eigenes Leben und ſeine anderweitigen Werke zu Rathe ziehen. Ueberhaupt kann jeder Autor nur aus ſich ſelbſt gedeutet werden. Bei der reichen Hinterlaſſenſchaft unſeres Dichters, welche uns faſt in den Stand ſetzt, nachzuweiſen was er an jedem Tage ſeines langen und reichen Lebens gethan gedacht und empfunden habe, ſollte man nicht meinen, daß in irgend einem ſeiner Werke noch irgend ein ungelöſtes Räthſel für uns übrig bleiben könnte. Und dennoch fand der Schreiber dieſes, welchem es ganz beſonders um die Entwickelung des inneren Sinnes und Zuſammenhanges der Dichtung und um die Darlegung der Denkart und ſittlichen Weltanſchauung des Dichters zu thun geweſen iſt, in dieſem Stücke ſich vielfach von den Commentatoren in Stich gelaſſen: welches bloß daher kommt, daß dieſelben den oben bezeichneten Weg zu wenig gewandelt ſind. Außerdem gehören auch Bibliotheken dazu, um die mannichfachen Reminiſcenzen und Anſpielungen aus allen Fächern menſchlichen Wiſſens, welche Goethe

ſeinen vielſeitigen Studien entlehnt hat, zu verſtehen: und in dieſem Punkte wäre ich oft ganz und gar verlaſſen geweſen, wenn mir nicht Düntzers fleißiges und umſichtiges Werk über Goethe's Fauſt zu Hilfe gekommen wäre. Uebrigens erachte ich es für eine Pietätspflicht, zum Verſtändniſſe des größten und räthſelhafteſten Werkes des Dichters, welchem ich ſo viel zu danken habe, das Meinige beizutragen. Möchte dieſes Schriftchen bei Freunden und Kennern eine ſo freundliche Aufnahme finden als deſſen Vorläufer, das im Jahre 1844 herausgegebene Programm, ſich deren zu erfreuen hatte. Aller Hinweiſungen auf die poetiſchen Vorzüge der Dichtung, aller Beurtheilungen oder Verfechtungen der Anſichten des Dichters habe ich mich enthalten, indem ich einfach mich darauf beſchränken wollte der Cicerone zu ſein: wo es etwa geſchehen iſt, war es wider meine Abſicht. Doch kann ich nicht umhin mir eine Bemerkung hier zu erlauben. Man hört häufig den Tadel ausgeſprochen: der zweite Theil des Fauſt beſtehe faſt aus lauter Allegorien, und Allegorien ſeien keine rechte Dichtung. Wäre das auch der Fall, ſo wäre das Gedicht darum nicht ſchlechter als Dantes göttliche Komödie, welche meiſtens gerade von dieſen Tadlern geprieſen wird. Allein es ſind mehr als Allegorien: es iſt Handlung und reges Leben auch im Faſtnachtsſpiel und in der klaſſiſchen Walpurgisnacht. Eine Darſtellung auf dem Theater würde dieß am beſten beweiſen und den Tadel durch den Augenſchein niederſchlagen. Und da doch einmal die Dichter nicht das gemeine Leben porträtiren ſollen ſondern Ideen ausprägen; ſo möchte ich den Dichter ſehen, welcher ſo abſtrakte Dinge in der Weiſe zu verkörpern vermocht hätte wie Goethe das hier überall gethan hat.

Inhalt.

Erſter Theil.

		Seite
1.	Ueber die Volksſage und ihre poetiſche Verwendung	1
2.	Die Zueignung	11
3.	Das Vorſpiel	13
4.	Der Prolog im Himmel	19
5.	Fauſt im Studirzimmer	23
6.	Der Spaziergang	40
7.	Wieder im Studirzimmer	48
8.	Die Diſputation (Paralipomena)	54
9.	Der Bund mit Mephiſtopheles	57
10.	Das Geſpräch mit dem Schüler	70
11.	Mephiſtopheles veredelt ſeine äußere Erſcheinung	72
12.	Auerbachs-Keller	74
13.	Die Hexenküche	77
14.	Gretchen	86
15.	Fauſt im Wald und in der Felſenhöhle	95
16.	Fauſten's Rückkehr zu Gretchen	100
17.	Die Kataſtrophe	104
18.	Auf dem Blocksberge	110
19.	Das Intermezzo	120
20.	Die Hofhaltung des Satans	131
21.	Gretchens Leiden in der Zwiſchenzeit	136
22.	Nachtſcene in der Nähe des Rabenſteines	139
23.	Im Kerker	141

Zweiter Theil.

24.	Fauſt findet Tröſtung und Stärkung im Umgange mit Gott und durch Einkehr in ſein Inneres	144
25.	Der Beginn eines thätigen Lebens	151
26.	Der Mummenſchanz oder das geſellige Leben	163

	Seite
27. Die Revolution wird vorbereitet	176
28. Umſturz des bürgerlichen Lebens	179
29. Der Luſtgarten oder Fauſten's Wirkſamkeit als Dichter	186
30. Fauſt bedarf der Philoſophie	188
31. Wie das Publikum mit Dichtern und mit Gedichten umgeht	196
32. Das Ideal der Schönheit wird gezeigt	199
33. Rückblick auf den Stand der Wiſſenſchaften	204
34. Die Alchymie führt zur Naturforſchung	208
35. Rückkehr zur Natur und den Griechen, oder die klaſſiſche Walpurgisnacht	213
36. Fauſt findet die Helena	221
37. Mephiſtopheles ſchlägt ſich mit Irrthümern der Naturforſcher ꝛc. herum	225
38. Homunculus kommt der Wahrheit auf die Spur	229
39. Mephiſtopheles findet das Ideal der Häßlichkeit	231
40. Das Meeresfeſt oder die vollendete Naturſchönheit	232
41. Der Fetiſch deutſcher Gelehrten	240
42. Die Verehrung des Schönen	243
43. Homunculus gelangt zu ſeinem Ziele	247
44. Helena wird aus dem klaſſiſchen Lande verdrängt	249
45. Helena wird noch einmal entführt	256
46. Helenen's Aufnahme bei den Germanen	261
47. Helenen's Vermählung mit der Romantik	265
48. Die Geburt des Euphorion	271
49. Entartung und Ende der neueren Poeſie	274
50. Fauſten's Uebergang zu praktiſcher Thätigkeit	282
51. Sein Entſchluß dem Elemente ſeinen Raub wiederzunehmen	287
52. Die Kriegführung und Politik	290
53. Wie man Schlachten gewinnt	299
54. Wie man hinterher alles wieder in das alte Geleiſe zurückſchiebt	305
55. Fauſten's großartige Thätigkeit	309
56. Fauſten's Alter und Tod	314
57. Seine Beichte	316
58. Die Teufel fallen über ſeine Leiche her	320
59. Wie es in der Hölle ausſieht	324
60. Die Engel ziehen zum Streit heran	326
61. Mephiſtopheles verliebt ſich und verliert	328
62. Fauſten's Himmelfahrt	330

I.

Ueber die Volksſage und ihre poetiſche Verwendung.

Es liegt, wie Goethe in der Farbenlehre ſagt, in dem Auge die Forderung einer Totalität und Harmonie der Farben, dergeſtalt daß, wenn man ein lebhaft gefärbtes Stückchen Papier vor einer mäßig erleuchteten weißen Tafel erblickt und unverwandt auf die kleine farbige Fläche hinſchaut, ſodann ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweghebt, das Spectrum einer anderen Farbe auf der weißen Fläche zu ſehen iſt: und zwar, wenn das Papier gelb war, erſcheint das Violette, wenn es orange war, erſcheint das Blaue, wenn es purpur war, das Grüne, und umgekehrt.

Gleicher Weiſe liegt auch in dem menſchlichen Geiſte die Forderung einer Totalität und Harmonie alles deſſen, was zum Leben des Geiſtes gehört, dergeſtalt daß z. B. allemal, wenn eine herrſchende Tyrannei den Geiſt in eine beſtimmte Sphäre bannen will, die Freigeiſterei einen Ausweg findet, und ſich gerade deſto eifriger auf dasjenige wirft, was von der herrſchenden Sekte verpönt und geächtet worden iſt. So

mußte der ſtarre Orthodoxismus, verbunden mit dem Teufelsglauben, durch welche der Proteſtantismus vor und während des dreißigjährigen Krieges ſich auszeichnete, ganz natürlich alle freieren Geiſter, die ſich ſeinem Joche nicht fügen mochten, zu einem verſtohlenen ketzeriſchen Forſchen nach den Geheimniſſen der Natur treiben: und dieſes Streben bewies ſich, dem Geiſte der Zeit gemäß, natürlich nicht minder aber- und wundergläubiſch als das andere Extrem, indem es als Aſtrologie, Magie und Alchymie auftrat, und in jeder Beziehung dem kirchlichen Glauben analog ſich geſtaltete. Man glaubte daher, daß ſolche Perſonen einen Bund mit dem Teufel anſtatt mit Chriſtus gemacht haben und von ihm in alle Geheimniſſe der Natur eingeweiht, mit allen Schätzen des Wiſſens bekannt gemacht werden, ſo daß ſie Wunder und Zauber üben könnten mit des Teufels Macht, auch gewiſſe Feſte mit ihm begiengen, welche eine Parodie der chriſtlichen Feſte ſeien u. ſ. w. Das waren die Schwarzkünſtler, die Zauberer, die Hexen u. ſ. w. War man aber ſchon gegen die Irrgläubigen und Ketzer unduldſam, ſo war man es gegen Perſonen, welche im Verdacht eines ſolchen Bundes mit dem Böſen ſtunden, noch mehr, weil ſie mit allen Teufelskünſten, Lug und Trug und Bosheit, gerüſtet ſchienen, dergeſtalt daß man in den Unterſuchungen gegen ſie und in der Hexenverbrennerei völlig alles Menſchengefühl verleugnete. Hatten doch die Theologen aus der Bibel bewieſen, daß ſo ein Bund mit dem Böſen möglich und üblich ſei, und hatten die ganze Teufelslehre eben ſo wie die Gotteslehre in feſte Syſteme gebracht, an denen fortan nichts

Vorrede.

Um Schillern zu verſtehen, hat neulich ein geiſtreicher Mann geſagt, muß man ihm nachgedacht, um Goethen zu verſtehen, muß man ihm nachgelebt haben. Und wo das nicht möglich war (möchte ich hinzuſetzen) muß man Goethe's eigenes Leben und ſeine anderweitigen Werke zu Rathe ziehen. Ueberhaupt kann jeder Autor nur aus ſich ſelbſt gedeutet werden. Bei der reichen Hinterlaſſenſchaft unſeres Dichters, welche uns faſt in den Stand ſetzt, nachzuweiſen was er an jedem Tage ſeines langen und reichen Lebens gethan gedacht und empfunden habe, ſollte man nicht meinen, daß in irgend einem ſeiner Werke noch irgend ein ungelöſtes Räthſel für uns übrig bleiben könnte. Und dennoch fand der Schreiber dieſes, welchem es ganz beſonders um die Entwickelung des inneren Sinnes und Zuſammenhanges der Dichtung und um die Darlegung der Denkart und ſittlichen Weltanſchauung des Dichters zu thun geweſen iſt, in dieſem Stücke ſich vielfach von den Commentatoren in Stich gelaſſen: welches bloß daher kommt, daß dieſelben den oben bezeichneten Weg zu wenig gewandelt ſind. Außerdem gehören auch Bibliotheken dazu, um die mannichfachen Reminiſcenzen und Anſpielungen aus allen Fächern menſchlichen Wiſſens, welche Goethe

nung, daß er ſich bekehren würde, welches nicht geſchah. „In dem dicken Wald, der bei Wittenberg gelegen iſt, der Speſſer Wald genannt, hat er ſich dem Teufel verſchrieben.“ Nach ſeinen Fahrten, die er mit dem Teufel nicht allein durch alle Theile der Welt und in den bedeutendſten Städten umher, ſondern auch durch Hölle und Paradies gemacht hatte, kehrte er über Ofen, Sabatz, Magdeburg, Lübeck und Erfurt nach Wittenberg in ſeine Wohnung zurück, welche neben des Ganſers und Veit Rodingers Hauß gelegen bei dem eyſern Thor in der Schergaſſen an der Ringmauren.“ So ſteht in dem älteſten Fauſtbuche geſchrieben, welches 1587 zu Frankfurt am Main erſchienen iſt.

Dieſem Fauſtbuche zufolge hatte „der weitbeſchreite Zauberer und Schwarzkünſtler einen dummen unſinnigen und hoffärtigen Kopf, wie man ihn denn allezeit den Speculirer genennet hat, nahme an ſich Adlers Flügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen, und war überhaupt den Rieſen gleich, davon die Poeten dichten daß ſie Berg zuſammentragen und wider Gott kriegen wollten.“ Der böſe Geiſt nun, dem er ſich verſchreibt, heißt Mephiſtopheles, iſt aber keineswegs der oberſte der böſen Geiſter, ſo daß er auch, um den Wunſch Fauſtens zu erfüllen, erſt die Erlaubniß von „beim hölliſchen Gott“ einholen muß. — Ich möchte dieſen Namen von Mephitis, der Göttin peſtilenzialiſcher Ausdünſtungen, herleiten und von φιλεῖν lieben. — Fauſt macht Kalender, in denen Nebel, Wind, Schnee, Feucht, Wärm, Donner, Hagel, alles richtig vorausgeſagt iſt, warnet dabei die Herrſchaften vor drohender

Theuerung, Krieg, Sterben u. ſ. w. Acht Jahre hat er in dieſer Art meiſtentheils mit Forſchen, Lernen, Fragen und Diſputiren zugebracht, als er den Wunſch hegt auch die Hölle zu ſehen. Beelzebub zeigt ihm dieſelbe im Traume. Später fährt Fauſt mit Mephiſtopheles auf einem Drachenwagen in die Geſtirne. Im 16. Jahr unternimmt er ſeine Weltfahrt. Zu Rom beim Papſte bleibt er drei Tage unſichtbar, und treibt allerlei Poſſen, um den Papſt zu äffen. Vom höchſten Gipfel eines Berges in Indien ſchaut er in das Paradies. Nach ſolchen Fahrten kehrt er am Ende nach Wittenberg zurück. Dann beginnt wieder ſeine Mantelfahrt mit drei Studenten, denen er auch die ſchöne Helena bei einem Gaſtmahl erſcheinen läßt. Nach vergeblichen Bekehrungsverſuchen, da er weiß daß ſein Ende naht, beginnt er ein Hurerleben, wozu ihm der Teufel ſieben Succubas beruft, und außerdem noch ſieben der ſchönſten Weiber aus Niederlanden, Ungarn, Engelland, Schwaben, Franken. Endlich im 23. Jahr verlangt er auch die Helena. Mit ihr zeugt er einen Sohn, Justum Faustum genannt. Er ſetzt ſeinen Famulus Wagner zum Erben ein, „einen verwegenen Lecker der anfangs zu Wittenberg betteln gegangen.“ Dieſem verſpricht er auch nach ſeinem Tod einen Geiſt Namens Auerhahn zu ſenden, der ihm in Affengeſtalt erſcheinen werde.

Der engliſche Dichter Chriſtoph Marlow (der um 1593 geſtorben iſt) hat die Sage bereits dramatiſch behandelt. Das Drama hebt in ähnlicher Weiſe an wie das Goetheſche. Nachdem Fauſt Theologie, Medicin u. ſ. w. umſonſt ſtudirt

hat, verfällt er auf die Metaphyſik der Zauberer. Zwei Freunde verführen ihn dazu. Als er ſich dem Mephiſtopheles verſchrieben hat, läßt dieſer tanzende Teufel auftreten, welche ihm Kronen und reiche Kleider geben. Die Hölle hält Fauſt für ein Mährchen. Er fordert das ſchönſte Mädchen in Deutſchland zum Weibe: allein Mephiſtopheles bringt ihn vom Heirathen ab und verſpricht dafür, ihn mit Dirnen zu verſorgen. Die folgenden Reiſen und Zaubergeſchichten übergehen wir. Zuletzt fordert Fauſt die Helena, in deren Umarmung er ſich vergeſſen möchte. Bei ſeinem Tode erſcheinen noch einmal der gute und der böſe Engel: beim Sterben wünſcht er Vernichtung ſeiner Seele, wie einer Thierſeele. Alle Studenten entſchließen ſich der Leiche zu folgen, da Fauſt, „wie ſchrecklich er auch geendet, doch einſt ſeiner Weisheit wegen auf den deutſchen Schulen bewundert geweſen.“ So erhält er auch ein ganz ehrliches Begräbniß zu Wittenberg.

Das Puppenſpiel, wie es Simrock aus eigner Erinnerung und den Berichten Anderer hergeſtellt hat, hebt in der Studirſtube zu Wittenberg ähnlich wie Marlows Fauſt an. Wagner meldet die Ankunft dreier Studenten. Dieſe bringen dem Fauſt Zauberbücher, als verfaßt von Salomo (clavicula Salomonis) u. ſ. w. Dann ſind ſie plötzlich verſchwunden. Mittelſt dieſes Buches beginnt Fauſt die Beſchwörung. Acht Geiſter erſcheinen in Affengeſtalt: unter ihnen wählt Fauſt den Mephiſtophles, der ſo geſchwind iſt wie der Gedanke des Menſchen. Dieſer muß aber die Erlaubniß, dem Fauſt zu dienen, erſt vom Pluto einholen. Den Vertrag überbringt ein ſchwarzer Rabe. Der Teufel erſcheint als ſtatt-

licher Junker mit Federn geſchmückt. Nachdem Fauſt unterſchrieben, wird er von einem unwiderſtehlichen Schlaf befallen. Sodann kann er es zu Hauſe nicht länger aushalten, und Mephiſtopheles breitet ſeinen Luftmantel aus. Auch ſchon Wodan führte die Helden auf ſeinem Mantel durch die Luft. Nach zwölf Jahren kommt Fauſt wieder nach Hauſe und gibt ſich der Reue hin. Da zeigt ihm Mephiſtopheles die Helena: als aber Fauſt ſie umarmen will, verwandelt ſie ſich in eine Schlange. Der Teufel aber bekennt offen, daß Betrügen ſein Handwerk ſei, und weiß ihm in ſolcher Weiſe auch die 12 Jahre, die er ihm gedient hat, für 24 anzurechnen.

Von dieſer Sage fühlte ſich Goethe von früher Kindheit angezogen, indem er ſie wahrſcheinlich durch das Puppenſpiel zuerſt kennen gelernt hatte: und bald nachdem er die Univerſität verlaſſen hatte, begann er ihre dichteriſche Bearbeitung. Wer aber darum geneigt ſein wollte zu glauben, daß unſer Dichter mehr als die äußere Maſchinerie und den rohen Stoff herübergenommen habe, und daß er keinen anderen, der Einſicht und Wiſſenſchaft unſerer Zeit angemeſſenen Sinn, in die Fabel hineingelegt habe, wer z. B. nicht von vorne herein überzeugt wäre, daß die Teufelsverſchreibung bei ihm nur eine Fratze ſein könne, und wer vollends fordern ſollte, daß Fauſt, weil er dieſe Fratze dem Mephiſtopheles zu Liebe eingegangen iſt, darum auch am Ende der Hölle verfallen müſſe, der beleidigt Goethen und ſetzt ſich ſelber herab. Mit einem Worte: der Fauſt Goethe's hat mit dem Betrüger und Landſtreicher Fauſt gar nichts gemein als

einige äußere Begegniſſe, und er iſt eben wie alle Helden der Goetheſchen Dichtungen eine Seite von Goethe's eigenem Weſen. Und eben nicht mehr hat auch der Mephiſtopheles dieſer Dichtung mit dem Mephiſtopheles der Sage gemein: auch iſt derſelbe nicht halb, ja nicht ein Drittheil ſo teufliſch wie Shakeſpeare's Jago: warum alſo ſollte Fauſt wegen des Bundes mit dieſem Mephiſtopheles zu Grunde gehen müſſen? Sagt doch der Herr der himmliſchen Heerſchaaren ſelbſt, daß er ſeines Gleichen nie gehaßt habe: und mit Recht! denn den Menſchen iſt nichts nützlicher und heilſamer als eine ſcharfe Kritik deſſen, was ſie zu ſein ſich einbilden und was ſie leiſten.

Theuer iſt mir der Freund: doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich ſoll.

So hütet ſich Mephiſtopheles auch ſeinerſeits mit dem Herren, der ſo menſchlich mit dem Teufel ſelber ſpricht, zu brechen. Denn ſeine Schlechtheit geht nicht weiter, als daß er an keine Tugend und Größe glaubt, daß er ſich freut wenn ein erhabenes Streben auf die Naſe fällt, daß er kein Mitgefühl hat mit der leidenden Unſchuld, weil er das längſt gewohnt iſt, und weil er es überhaupt für Narrheit hält, in dieſer Welt tugendhaft und unſchuldig ſein zu wollen. „Sie iſt die Erſte nicht!“ ſagt er, und der Dichter Heine ſpricht ohngefähr eben ſo: „das iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu: und wem ſie juſt paſſirte, dem bricht das Herz entzwei.“ Freilich hat Mephiſtopheles auch eine dämoniſche Seite, doch iſt auch dieſe nicht eben ſchlimmer als die natürlich-menſchliche, wie man ſchon daraus abneh-

men kann, daß der Herr ihn nicht von ſeinem Angeſichte verſtoßen hat, welches doch nothwendig geſchehen müßte, wenn in ihm teufliſche Bosheit wohnte.

Von Fauſt aber gilt was Goethe von ſich ſelbſt in einem Brief an Guſtchen (18. Sept. 1776) ſagt, daß er immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überſpannter Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werde. Ueberſpannte Forderungen, die er an die Wiſſenſchaft und an das Leben, an Gott und die Welt macht, ſind bei ſeinen ſtubenſitzeriſchen übernächtigen Grübeleien ſein einziger Fehler. Sein Verhältniß zu ſeinem Gefährten, um das vorläufig zu bemerken, iſt das der jugendlichen Ueberſpanntheit zu dem liebloſen Verſtande: darum bleibt Mephiſtopheles bei all ſeiner Geſcheidtheit immer oberflächlich, aber Fauſt, den die Liebe begeiſtert, durchdringt nach und nach alle Tiefen der Kunſt und Wiſſenſchaft und gelangt zum Höchſten. „Mißgunſt und Haß, ſagt Goethe Th. III. p. 189, beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt: verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen zum Allerhöchſten zu gelangen.“

Auch in jeder anderen Hinſicht hat ſich Goethe der mittelalterlichen Ueberlieferung bloß zur poetiſchen Einkleidung und ſceniſchen Maſchinerie bedient, welches man wiſſen und berückſichtigen muß, um den Dichter nirgends mißzuverſtehen. So verſteht es ſich von ſelbſt, daß Goethe nicht an Magie und Zauberei glaube, und daß mithin auch nirgends

Wunder der Magie in demjenigen Sinne, in welchem das Volk daran glaubt, in ſeiner ganzen Dichtung, wo auch immer ſolche vorgegaukelt werden, gemeint ſein können. Man ſollte nicht glauben, daß es nöthig ſei, daran zu erinnern: allein ein Blick in einige der Commentare kann zeigen, daß dieſe Bemerkung nicht unnöthig war*). Wenn Goethe in dieſem Drama faſt überall den Dichter einen Magier nennt, ſo kann ſchon daraus jedermann entnehmen daß die Zauberei der Phantaſie gemeint ſei; und wenn dem einſamen Grübler Fauſt bei ſeinem nächtlichen Brüten über cabbaliſtiſchen Büchern in einer beſonders exaltirten Stunde der Erdgeiſt erſcheint, ſo iſt das weiter kein unbegreifliches Wunder; ſo wenig als wenn betrunkene Schwärmer in Auerbachs Keller das alles zu ſehen glauben was ſie da vorgeben, oder wenn von Schrecken ergriffene Soldaten in der Schlacht von eingebildeten Waſſerwogen den Berg hinabgeriſſen werden und dabei Irrlichter vor ihren umnachteten Augen herumtanzen ſehen. Fauſt war und blieb ein Zauberer, weil er ein Genie war und weil er die Menſchen durch ſeine Künſte in Erſtaunen ſetzte; und weil er einmal ſo ein Zauberer war, ſo mußte er ſich auch dem Teufel ergeben haben: aber böſe und ſchlecht war er darum keineswegs, ſondern

*) Selbſt derjenige Erklärer, welcher mir unter allen der verſtändigſte ſcheint, hat ſich nicht frei erhalten von dem Irrthum: wenn Fauſt kurz vor ſeinem Tode ſagt: Nimm dich in Acht, und ſprich kein Zauberwort! der Dichter wolle ſeinen Helden hier einem kindiſchen Aberglauben unterliegen laſſen.

im Gegentheil mehr werth als alle diejenigen, welche in alter und in neuer Zeit ihn zum Scheiterhaufen oder zur Hölle verdammen möchten.

II. Die Zueignung.

An dem Fauſt hat Goethe ſein ganzes Leben lang gedichtet: denn erſt kurz vor ſeinem Tode hat er den zweiten Theil vollendet, und bereits im Jahr 1773 ſchreibt Gotter an ihn:

Schick mir dafür den Doctor Fauſt,
Sobald dein Kopf ihn ausgebrauſt.

Aber erſt 1790 erſchien das Fragment, welches außer einem Theil des Prologes faſt nur die Tragödie Gretchen enthielt aber ohne die Scene mit Valentin, und mit der Ohnmacht Gretchens im Dom endigte. Und wieder 18 Jahre ſpäter (1808) erſchien die zweite Ausgabe, und mit dieſer zuerſt auch die Zueignung, welche jedoch ſammt dem Prolog ſchon im Jahr 1797 verfaßt worden iſt, eben damals als unter dem 22. Juni Goethe an Schiller ſchrieb: „Unſer Balladenſtudium hat mich wieder in dieſen Dunſt- und Nebelweg gebracht, und die Umſtände rathen mir in mehr als einem Sinne, eine Zeit lang darauf umherzuirren.“ Die Zueignung alſo ſchildert das Gefühl mit welchem der Dichter das ſo lang unterbrochene Werk wieder vornahm.

Erſte Strophe. Die ſchwankenden, dem Wahnglauben des Mittelalters angehörenden Geſtalten, welche ſich ſchon ſo früh dem damals noch trüberen Auge des jugendlichen Dichters gezeigt haben, treten wieder vor ihn, und er ſucht dieſe Dunſt- und Nebelgeſtalten (vgl. die ſo eben citirten Worte des Briefes an Schiller) zu fixiren, leibhaftig auszuprägen. Ein gewiſſer Zauberhauch umwebt ſie (umwittert ſie, weil Witterung ſo viel wie Dunſtkreis iſt, und wittern ſo viel als den Hauch von etwas ſpüren), von welchem des Dichters Bruſt ſich jugendlich erſchüttert fühlt.

Zweite Strophe. Denn ſie erinnern ihn an die ſchöne Jugendzeit, in welcher die Dichtung angefangen wurde, und an die lieben z. Th. bereits geſtorbenen Freunde denen er die gedichteten Scenen hin und wieder vorgeleſen hat, an ſeine Liebe zu dem Frankfurter Gretchen und an ſeine Freundſchaft zu dem (im Jahr 1791 freiwillig geſtorbenen) „Mephiſtopheles Merck"; ſie erwecken zugleich eine wehmüthige Betrachtung ſeiner eigenen verworrenen Lebenswege, auf denen er ſich gleich einem Werther verlieren konnte. Man vergleiche das Gedicht Trilogie der Leidenſchaft:

„Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten
Hervor dich an das Tageslicht u. ſ. w.
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren!"

Dritte Strophe. Klage um die hingeſchiedenen Freunde und um die veränderte Stellung zur Welt nach dem

Verfliegen der gutmüthigen Jugendträume. Den Sinn dieſer Strophe wird das Vorſpiel am beſten erklären.

Vierte Strophe. Der Dichter möchte aus einer Welt, die ihm faſt fremd geworden iſt, wegfliehen zu Jugendfreunden, die ihn einſt verſtanden, mit ihm geſtrebt, geirrt, gehandelt und gelitten haben. „Sie haben nicht viel verloren“ indem ſie ihm in das Geiſterreich vorangegangen ſind: denn auch ihn wandelt mitunter eine Sehnſucht an, dort mit ihnen vereinigt zu ſein. So ſcheint ſeinen Blicken das Gegenwärtige in die Ferne zu rücken und dagegen das längſt Entſchwundene gegenwärtig zu ſein: ſein Herz, welches der warmen Jugendliebe längſt entwöhnt iſt, wird wieder weich, und ſein Lied flüſtert ſanft wie Aeolsharfen.

III. Das Vorſpiel.

Goethe iſt nie ein Theaterdichter geweſen wie Shakeſpeare: ſeine Gemälde ſind überall mit zu feinem Pinſel ausgeführt, als daß ſie bei dem Lampenlicht deutlich genug in die Augen ſtechen könnten: auch liegen ſeine Gedanken der Einſicht und den Erfahrungen der Menge zu ferne; er verſteht ſich, mit einem Worte, nicht auf Couliſſen-Malerei. Deſto reicher iſt der geiſtige Gehalt ſeiner Werke, in welcher Hinſicht ſie faſt mit den platoniſchen Dichtungen, z. B. dem Sympoſion, verglichen werden können. Wie nun bei ſolcher Geiſtesrichtung ſein Verhältniß zu den Forderungen des

Theaters und des größeren Publicums überhaupt, das ihm fremd blieb und ewig fremd bleiben muß, beſchaffen ſei, das wird uns in dieſem Vorſpiele gezeigt. Unſer Theaterdirector will und muß der Menge fröhnen, welche lebt und leben läßt: denn darauf kommt es doch allein an. Dabei möchte er freilich auch das Bedeutende mit dem Gefälligen, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, jedoch nur darum, weil das Bedeutende auch zugleich feſſelnd, das Geheimnißvolle zugleich auch anziehend iſt. Denn ſein Publicum iſt immer ſchwerer zu befriedigen, weil die Leute ſo erſchrecklich viel geleſen haben. Im Uebrigen iſt dieſe Schilderung des ſich zum Theater drängenden und erwartungsvoll daſitzenden Publicums mit der im zweiten Theile (im Ritterſaal) zuſammenzuhalten.

Eben dieſe bunte Menge welche der Director liebt, fürchtet und meidet der Dichter, damit ſie ihn nicht mit zum Strudel hinabziehe. Nur das Urtheil weniger, redlicher und verſtändiger, Freunde darf ihn leiten und kann ſeines Herzens Schätze pflegen und zu Tage fördern. Es hält ſo ſchwer, Gedanken und Empfindungen in dem paſſenden Gewande ſo darzuſtellen, daß ſie nichts dabei einbüßen. Iſt dann ein Gefühl, das die Lippe ſich ſchüchtern vorgelallt hat, endlich in Bildern, in Worten und Tönen glücklich ausgeprägt, ſo wird das Erzeugniß von der Menge roh verſchlungen, ohne Ahnung des tieferen Gehaltes. Denn nur das Schimmernde iſt für den augenblicklichen Genuß geeignet, das Aechte kann erſt von der Nachwelt richtig gewürdigt werden.

Bei dieſer Geſinnung aber ſteht der Dichter in völligem Widerſpruch mit dem Intereſſe des Schauſpielers, deſſen ganze Kunſt eben gerade auf den augenblicklichen Genuß abzielt und für die Nachwelt keine Wirkung zurückläßt. Die Gegenwart eines ſolchen braven Knaben iſt doch auch ſchon etwas, und ihm macht es keinen Verdruß, ſich nach der Laune des Publicums zu richten: je größer der Kreis, deſto lieber iſt er ihm; denn deſto eher vermag er ihn zu erſchüttern. Die Forderungen eines ſolchen Acteurs vermag ein Shakeſpeare wohl zu erfüllen:

Laßt Phantaſie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.
Beſonders aber laßt genug geſchehn!

Aber ein Goethe will und kann es nicht. Denn hier kommt man nicht um Belehrung noch um Bildung zu gewinnen, ſondern um zu ſchaun, man will am liebſten nur ſehn. Dieſe Klage hören wir bereits aus dem Munde des Horaz, daß ſelbſt bei den Gebildeteren unter den Zuſchauern immer mehr das Verlangen überhand nehme, an Aufzügen, prächtigen Coſtümen u. ſ. w. die Augen zu weiden, anſtatt durch die Ohren etwas Vernünftiges in das Herz eingehen zu laſſen: migravit ab aure voluptas omnis ad incertos oculos et gaudia vana. Doch haben geborene Schauſpieldichter, z. B. ein Aeſchylus, auch dieſem Triebe nebenbei gerne gefröhnt. Und auch ein Kotzebue, einer von „den ſauberen Herren," deren „Pfuſcherei" in den Forderungen des Directors charakteriſirt wird, wäre darum nicht eben zu tadeln,

daß er allen dieſen Bedürfniſſen des Theaters Rechnung getragen hat; wenn nur der Gehalt ſeiner Stücke ein anderer wäre. Uebrigens ſind die Reden des Directors leicht verſtändlich, weßhalb wir nur einige Worte herausheben, welche etwa der Erklärung bedürfen mögen.

So gebt es gleich in Stücken. Man muß keinen tieferen Gehalt hinein legen und keinen geiſtigen Zuſammenhang, keine höhere Idee, welche erſt aus dem Verſtändniß aller Theile und ihrer gegenſeitigen Vergleichung reſultirt. Denn dafür hat das Publicum keinen Sinn, und die paar Stunden, welche es im Theater ſitzt, würden auch zu ſolcher Erkenntniß nicht ausreichen. Nicht einmal die äſthetiſche Einheit und treffliche Abrundung des Ganzen vermag es zu erkennen, ſondern hängt ſich an einzelne Theile, Stellen, Sätze, die ihm gerade zuſagen, und darnach ſchätzt es dann den Werth des Ganzen.

Das beſte Werkzeug iſt das brauchbarſte für das Publicum. Hier gilt es bloß weiches Holz zu ſpalten, nicht aus edlem Stoffe etwas Köſtliches zu ſchnitzen.

Was macht ein volles Haus auch froh? Eine große Verſammlung imponirt immer und flößt einen gewiſſen Reſpect ein, wenn man vor ſie hintritt um zu ſprechen oder ihr eine Dichtung vorzutragen. Man bedenkt nicht, daß ſie aus lauter einzelnen Perſönlichkeiten beſteht, deren in der Regel jede nicht viel ſagen will.

Der Dichter giebt uns eine herrliche Beſchreibung von der Würde ſeines Berufes. Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen und beſiegt er jedes Element? d. h.

jedes in den Herzen der Hörer waltende Element. Es iſt „der Einklang der Natur welchen ſein Ohr vernimmt“ und ſeine Dichtung abſpiegelt. „Alles Zufällig-Wirkliche, ſagt Goethe, an dem wir weder ein Geſetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine:“ als ſolches iſt es auch das Unharmoniſche und Langweilige. Der Dichter aber, indem er phyſiſche oder moraliſche Geſetze darinnen entdeckt, erhebt das Gemeine zum Bedeutenden, und indem er einem jeden Ding in ſeiner Dichtung diejenige Stellung ertheilt, aus welcher ſeine Bedeutung einleuchtet, ruft er das Einzelne zur allgemeinen Weihe und zur Harmonie mit dem Ganzen. „Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.“ In dem Sturme ſieht er das Bild der Leidenſchaften, das Abendroth ſtrahlt ihm Gluth der Begeiſterung in die Seele (vergleiche in der Scene Wald und Höhle die Worte: „Und wenn der Sturm im Walde knarrt“ bis „der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf“), er erſchafft liebenden Herzen eine paradieſiſche Welt (gleich den Minneſängern), er belohnt das Verdienſt und ſichert dem Helden die Unſterblichkeit (gleich Pindar), er iſt es endlich, welcher den Himmel mit Göttern bevölkert und dieſe Göttergeſtalten als ideale Vorbilder menſchlichen Fühlens und Handelns ausprägt (gleich Homer).

Wenn denn der Dichter die Gabe beſitze, die Wirklichkeit zu verſchönern, ſo möge er ſie, meint der Schauſpieler, auch gebrauchen ſo wie der Verliebte einen Liebesroman ſpiele. Er greife nur hinein in das Menſchenleben, wie in

einen vollen Schatz, und wo er's packe, da werde es interessant sein. Die Verworrenheit des Publicums müsse ihm gerade recht willkommen sein: denn diese sei am leichtesten zu befriedigen. So ein Gebräude voll Irrthum mit einem Fünkchen Wahrheit sei gerade der Trank, welcher am besten munde.

In dieser Weise zu dichten war dem Dichter wohl eher möglich als er noch fast eben so befangen wie die große Menge war, noch die Lust am Truge mit dem Drang nach Wahrheit ihn beherrschte, als noch Nebel ihm die Welt verhüllten, und diese Welt in der unaufgeschlossenen Knospe Wunder versprach, als er noch heftig zu lieben und heftig zu hassen vermochte, und diese Gefühle einen ununterbrochenen Quell von Liedern hervortrieben. Allein darauf, meint der Schauspieler, komme es nicht an: der Dichter müsse nicht bloß sein Inneres aussprechen, müsse nicht ewig ein Kind bleiben wollen, sondern sich auch willkürlich ein Ziel setzen, eine Aufgabe stellen, und diese spielend vollenden. In diesen Gedanken stimmt auch der Director ein. Wozu denn immer von Stimmung reden, welche ewig nie erscheinen will? Bist du ein Dichter, so commandire die Poesie. „Was ihr für Künste braucht, ist einerlei: der Kaiser will, daß alles fertig sei." Der Dichter muß ein Thema, wie eine Gelegenheit, beim Schopf ergreifen; und hat er einmal angefangen, so wird er es auch weiter fördern und vollenden. Und nun bestellt der Director gleich so etwas wie die Zauberflöte ist, daß in dem engen Bretterhaus wo möglich die ganze Schöpfung durchschritten werde „vom Himmel durch die

Welt zur Hölle.“ Und unſer Dichter ſcheint das in vollem Ernſte ausführen zu wollen.

IV. Der Prolog im Himmel.

Dieſer Prolog, welcher erſt der zweiten Ausgabe, um Mißverſtändniß abzuwehren, einverleibt worden iſt, gründet ſich auf das Buch Hiob, woſelbſt die Kinder Gottes ſich um den Herrn verſammeln, und Satan darunter iſt, und dieſer von dem Herrn gefragt wird wo er herkomme, und (weil er das Land durchzogen haben will) ob er auf ſeinen Knecht Hiob nicht geachtet habe, der ſeines Gleichen nicht im Lande habe, ſchlecht und recht, gottesfürchtig, und das Böſe meide. Da meint der Satan, Hiob liebe die Tugend bloß um des Nutzens willen, und werde von ihr abfallen, wenn ſie ihm Opfer koſten ſollte. Und der Herr gibt den Hiob in die Hände des Satans, um ſeine Tugend auf die Probe zu ſtellen. — Bei den folgenden Lobgeſängen der Erzengel können folgende zwei Gedichte verglichen werden:

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne (in Bruderſphären)
Die ſelbſterwählte reine Bahn:
Im innern Erdenball pulſiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen daſſelbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander ſchließt;
Strömt Lebensluſt aus allen Dingen,
Dem kleinſten wie dem größten Stern (ihr Anblick giebt
den Engeln Stärke):
Und alles Drängen, alles Ringen
Iſt ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Der Erzengel Raphael preiſt den Donnergang der Sonne (vgl. im I. Akt des II. Theils: „Tönend wird für Geiſtesohren ſchon der neue Tag geboren u. ſ. w."), in welchem ſie mit anderen Sonnen zu harmoniſchem Wettgeſang zuſammenklingt. Man denke an des Pythagoras ſogenannte Harmonie der Sphären, welche von uns Menſchen nicht gehört wird, weil wir taub dafür geboren ſind. Solche echtpoetiſche Vorſtellungen wußte unſer Dichter ſtets glücklich zu gebrauchen, wie z. B. auch die, daß ſich die Sonne allnächtlich im Meer erfriſche, um mit neuer Kraft am Morgen wiederzukehren.

Gabriel preiſt den raſchen Umſchwung der Erde zum Wechſel hellen Tages und düſterer Nacht, die Meeresſtrömungen in der Fluth und Ebbe und den Sphärenlauf der Erde, in welchem Land und Meer ſo raſtlos fortgeriſſen werden.

Michael richtet ſein Auge auf die Stürme, welche eine ununterbrochene Kette von Verheerungen um dieſen Weltkörper herumziehen, und auf die nicht minder zerſtörende Gewalt des Blitzes, welcher dem Donner vorherflammt. So erfahren wir bereits hier, daß in dem irdiſchen Weſen

ſchauervolle Nacht mit paradieſiſcher Helle und verheerende Stürme mit heiterem Wetter wechſeln. Anders iſt es da wo die Engel walten:

Doch Deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln Deines Tags.

Zu dieſen Lobgeſängen der Engel macht Mephiſtopheles ſogleich eine Parodie. Weil der Herr ihn ſonſt gewöhnlich gerne ſah, ſo finde er ihn auch unter dem Geſinde, ſagt er: allein hohe Worte verſtehe er nicht zu machen, und ſein Pathos würde Lachen erregen: von Sonn' und Welten und daß alle die unbegreiflich hohen Werke ſo herrlich wie am erſten Tage ſeien, wiſſe er nichts zu ſagen, wohl aber daß der Menſch, der ſich der Gott der Welt zu ſein bedünke, noch ſo wunderlich ſei wie am erſten Tag. Beſſer wäre es für ihn geweſen, wenn er die ſogenannte Vernunft, den Schein des Himmelslichtes, nicht bekommen hätte: denn er gebrauche ſie blos um thieriſcher als jedes Thier zu ſein. Er komme ihm vor wie einer der langbeinigen Grashüpfer, welche immer fliegen und ſingen wollen, und immer gleich wieder im Graſe liegend ihr altes Gezirpe fortſetzen. Dieſe Menſchen kommen ihm ſo jämmerlich vor, daß er ſelber ſie nicht plagen möchte. Als aber der Herr ihn fragt, ob er den Fauſt kenne, ſo gewinnt ſeine Sprache auf einmal poetiſchen Schwung, und er ſpricht über ihn ein Urtheil aus, das, zumal im Munde eines Mephiſtopheles, uns mit der höchſten Achtung für Fauſt erfüllen muß. Dabei ſagt er: „Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt.“ Die Menſchen ſind

im ganzen Leben blind: Fauſt wird es blos am Ende. Er iſt geſcheidter als alle die Laffen, welche ſich einbilden was Rechtes zu wiſſen, und ſich dabei vor Hölle und Teufel fürchten u. ſ. w. Trotzdem aber, daß Mephiſtopheles Fauſtens Streben kennt, und weiß, daß ſein Trank und Speiſe nicht irdiſch ſeien, getraut er ſich dennoch ihn zu verderben, daß er zuletzt Staub freſſen ſoll mit Luſt wie die Schlange des Paradieſes, welche auf dem Bauch zu gehen verdammt worden iſt, d. h. in gemeinen ſinnlichen Genüſſen untergehen ſoll. Allerdings iſt der Menſch dem Irrthum ausgeſetzt ſo lange er ſtrebt: aber eben ſo lange er ſtrebt iſt er auch niemals verloren „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den dürfen wir erlöſen“: nur in dem Stillſtande iſt der Tod. „Ihren Fluch hat die Natur an's Stillſtehen gehängt, für's Bleiben hat ſie keinen Begriff.“ So im Geiſtigen wie im Leiblichen. Darum mag ſich Mephiſtopheles mit den Todten nicht befaſſen, und der Herr wahrſcheinlich auch nicht. Der Strebende aber, ſo oft er auch ſtraucheln mag, iſt auch in ſeinem dunklen Drange ſich des rechten Weges wohl bewußt, dergeſtalt, daß ſelbſt der Irrthum ihm hinterher zum Segen gereichen muß: alſo iſt es ſchwer, ihn von ſeinem Urquell, von Gott, abzuziehen. Doch Mephiſtopheles rechnet auf die Ermattung, welche auf die Ueberſpannung folgen muß (Schon gut! nur dauert es nicht lange: Mir iſt für meine Wette gar nicht bange!), und hierin liegt allerdings für Fauſt die größte Gefahr, indem Extreme gern in einander überſpringen. Nach dieſer Verhandlung erklärt der Herr dem Mephiſtophel es, daß er kommen dürfe ſo oft er wolle: denn unter

allen den verneinenden Geiſtern ſei ihm der Schalk am wenigſten zur Laſt. Dieſer Name ſchließt den Begriff der teufliſchen Bosheit aus. In dem Geſpräch über die guten Weiber wird diejenige Frau, welche aus Charakter oder Maxime beharrlich verneine, mit dieſem Namen belegt. Hier an unſerer Stelle iſt beſonders der liebloſe Kritiker gemeint, welcher überall zu tadeln findet und ſelbſt mit Gottes Schöpfung es ſo macht wie der Altfuchs, welcher dem Knaben ſein allerliebſtes Täubchen zerrupft. Ein ſolcher Geſellſchafter iſt dem Fauſt, ſo wie Merck einſt dem Goethe, ſehr heilſam, damit er nicht in ruhiger Selbſtzufriedenheit erſchlaffe. Aber freilich macht ein ſolches Gemüth nicht glücklich, und eben weil es nicht glücklich iſt, läßt es auch anderen keine Ruhe. Dagegen die ächten Götterſöhne, die Engel, freuen ſich der lebendigen Schönheit der göttlichen Werke, das Werdende und Wirkende (das Poſitive) und die Wahrheit, welche ſtets fruchtbar iſt, umfaſſen ſie einzig mit ungetheilter Liebe, und in den ſchwankenden wechſelnden Erſcheinungen erkennen ſie die Geſetze, welche dem Wechſel die Dauer und dem Sein die Ewigkeit verliehen.

V. Fauſt im Studirzimmer.

Fauſt, der Stubengelehrte, beklagt ſich, daß er alle Wiſſenſchaften nach einander ohne Nutzen durchſtudirt habe: zwar einen Gewinn hat er allerdings daraus gezogen, zu

welchem die Thoren nicht gelangen, nämlich die Einſicht, daß wir nichts wiſſen können und nichts lehren können zur Beſſerung und Bekehrung der Menſchen. Allein mit dieſem Verluſte „der Luſt am Truge“ hat er auch alle ſeine Freude eingebüßt gleichwie die Caſſandra bei Schiller. Und dabei entbehrt er auch der leiblichen Vortheile, welchen die minder Gewiſſenhaften und die gewandten Weltmenſchen von ihren Kenntniſſen zu ziehen verſtehen: er erntet weder Geld noch Ehre. Darum hat er ſich der Magie ergeben, ob ihm nicht durch Verkehr mit den Geiſtern manches Geheimniß kund würde, damit er nicht mehr mit ſaurem Schweiß zu lehren brauche was er nicht weiß, damit er erkenne das magiſche Band und die Kette von Wechſelwirkungen, welche von oben nach unten und von unten nach oben gehend die Welt im Innerſten zuſammenhalten, damit er die Urkräfte und Urſtoffe (Samen, in der alchymiſtiſchen Kunſtſprache genannt) deutlich erkenne, und nicht mehr in Worten zu kramen brauche.

So wie Goethe nichts je gedichtet hat, das er nicht an ſich oder anderen erlebt, deſſen Beiſpiel er nicht in der Wirklichkeit angeſchaut hatte, alſo hatte er das, was er ſeinen Fauſt hier ſagen läßt, faſt alles ſo an ſeiner eigenen Haut erfahren: und nichts iſt überall erſprießlicher, um des Dichters Gedanken richtig zu faſſen, und dagegen Beziehungen auf Dinge die ihm fremd waren und ferne lagen abzuwehren, als wenn man durch Vergleichung mit anderweitigen Aeußerungen oder Bekenntniſſen die Beziehungen nachweiſen kann, in welchen ſeine Dichtungen zu ſeinen eigenen Erlebniſſen

ſtehen. „Auch ich, ſagt er B. XXV, 314 (Dichtung und Wahrheit) hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war frühe genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden: ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“ Das gilt beſonders von ſeinem Univerſitätsleben in Leipzig, wo er gefunden hatte, daß alle die Wiſſenſchaften ihm nichts halfen, um in's Innere der Natur einzudringen, die Entſtehung, den Zuſammenhang und das eigentliche Weſen der Dinge zu erfaſſen, und eben ſo wenig auch zur Durchdringung der ſittlichen Welt und zur Vollendung ſeines eignen Weſens. Bei der Philoſophie war es wie noch heute: Es wurde einem von allem dem Zeug ſo dumm, als gieng einem ein Mühlrad im Kopf herum — und wohl dem der das noch verſpürt! Bei der Juriſterei ſah er, daß Geſetze, welche ehemals gut waren, aber jetzt nicht mehr, ſich wie eine Krankheit forterben, von einem Naturrecht aber nicht die Rede ſei. Die Medicin ſtudirt alles durch, die äußere Natur und den Organismus des Menſchen, um es am Ende geh'n zu laſſen wie's Gott gefällt. Und vollends die Theologie und Kirchengeſchichte! „wo man nichts als Pfaffen ſieht, aber gar nichts davon erſcheint, wie's um die Laien, die Chriſten, ſtehe.“ Und weil Goethe dabei ſeine Ideale nicht aufgeben wollte, ſo ſagte man ihm, er habe keine Erfahrung: und wenn er fragte was Erfahrung ſei, ſo erhielt er zur Antwort: Erfahrung ſei, daß man erfahre was man lieber nicht erfahren möchte, worauf es in dieſer Welt hinauslaufe, und daß unſere beſten Gedanken, Wünſche

und Vorſätze unerreichbar ſeien, und daß man denjenigen, welcher daran feſthalte, für einen Narren halte. Sein ſtürmiſches Weſen, bei welchem er auch nicht auf die Diät Acht gab, oft auf ſeine Natur hinſtürmte und zwiſchen ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen ſchwankte, zog ihm endlich einen Blutſturz zu und eine Geſchwulſt am Halſe obendarein. So kam er nach Hauſe 1768 von der Univerſität, wo er ſeine und ſeiner Familie Zwecke verſäumt hatte, als Kränkling an Leib und Seele. Da trat er in innigen Verkehr mit einer Freundin ſeiner Mutter, der Fräulein von Klettenberg, der nämlichen, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, indem ſie den Grafen Zinzendorf ſich zum Muſter genommen hatte; und mit dieſer zuſammen begann er, veranlaßt durch den Glauben ſeines Arztes, das Studium alchymiſtiſcher Werke des Theophraſtus Paracelſus, der aurea catena Homeri, des opus magocabbalisticum von Welling u. ſ. w. Auch begann er mittelſt eines Windöfchens ſelbſt zu laboriren, um mit den Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos Kieſelſaft und gewiſſe Salze hervorzubringen. Schwerlich wohl hat der junge Goethe dieſe cabbaliſtiſchen Studien mit ſolchem Ernſte getrieben, wie er ſie ſeinen Fauſt hier treiben läßt: doch das hindert nicht, dieſe Parallele zwiſchen beiden zu ziehen.

Zugleich mit den Wiſſenſchaften iſt dem Fauſt auch ſeine Studirſtube verhaßt geworden: und da der Vollmond, welcher jetzt eben hereinſcheint, der Freund der Magie ſchon von den Zeiten der Hekate her iſt, ſo wünſcht er in deſſen zauber-

haftem Dämmerlichte auf Bergeshöhen zu wandeln, mit Geiſtern um Bergeshöhlen zu ſchweben und im balſamiſchen Thau der Nächte ſich geſund zu baden: das wäre mehr werth als das Brüten über Büchern in dem dumpfen Mauerloch, wo ſelbſt das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht, umſchränkt von wurmſtichigen ſtaubigen Bücherhaufen mit ihren angerauchten Papierſtreifen, und von Gläſern, Inſtrumenten u. ſ. w. Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Hier ſteht ein Mann — ihr ſeht's ihm an,
In Wiſſenſchaften hat er gnug gethan.
Doch da er Kenntniß gnug erworben,
Iſt er der Welt faſt abgeſtorben. —
Und ſein Geſelle (Wagner) wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig. —
Das hat der gute Mann gefühlt
Und ſich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte ſich in Kreis und Ring —
Da fühlt' er daß es auch nicht gieng
Gequält war er ſein Lebelang:
Da fand er mich (Mephiſtopheles) auf ſeinem Gang.
Ich macht ihm deutlich daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht ſollt' in Grillen, Phantaſieen
Und Spintiſtrerei entfliehen.
So lang man lebt, ſei man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verſtändig.
Ließ alſo bald ſich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen u. ſ. w.

ſ. den Feſtzug dichteriſcher Landeserzeugniſſe B. VI. p. 246 ff.

Doch das führt uns zu weit vorwärts: wir kehren in die Studirſtube zurück.

„In ſolchem Wuſt- und Moderleben muß es für ewig Grillen geben.“ Hier zwiſchen dieſen Skeletten, welche ihn ſtatt der lebendigen Natur umgeben, kann Fauſt nimmermehr geſund werden. Darum will er hinausfliehen in's weite Land, und das Buch des Noſtradamos mitnehmen (eines Aſtrologen und Propheten aus der Provençe gegen 1550): dort, wenn die Natur ihn ſelbſt unterweiſe, werde die Seelenkraft ihm aufgehen, daß er die Sprache der Geiſter verſtehe, während das trockne Sinnen hier die heiligen Zeichen unmöglich erkläre.

Die myſtiſchen, kabbaliſtiſchen und alchymiſtiſchen Träume waren gewiſſermaßen eine phantaſtiſche Anticipation deſſen, was die ſpätere Naturforſchung, zumal in unſeren Tagen, entdeckt und gewonnen hat, ſo wie dieſelben auch der Anfang dieſer Naturforſchung geweſen ſind und zu mehreren chemiſchen Entdeckungen zufällig geführt haben. Man ahnete den geheimen Zuſammenhang der Dinge, die organiſche Zuſammenwirkung aller Kräfte,

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Die Himmelskräfte auf und niederſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen,
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all das All durchklingen.

Man ahnte ferner und fühlte, daß auf der Erde die Stürme und die Gewitter, welche um die Wette vom Meer

auf's Land, vom Land auf's Meer brauſen, zur Erhaltung des Ganzen nothwendig ſeien, wie das ewige Entſtehen und Vergehen nichts ſei als ein wechſelndes Weben und glühendes Leben, um am Webſtuhle der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit zu wirken:

Denn umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges lebendiges Thun. —
Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln,
Nur ſcheinbar ſtehts Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen,
Denn alles muß zu nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

So war jenes aſtrologiſche myſtiſche Beſtreben mit dem Anfange der Naturforſchung zugleich auch die Lebensregung des Pantheismus, welcher von jeher in der Welt geweſen iſt, nur alle Male je nach dem Geiſte und Weſen der Zeit in anderer Geſtalt und Erſcheinung. Dieſer Aſtrologie waren nach der Reformation und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges alle nicht ganz rechtgläubigen Geiſter ergeben, und wurden von den Orthodoxen darum verfolgt. Der Aberglaube war aber mehr noch auf Seite derer, welche Götzenbilder, wenn auch nicht aus Holz und Stein geſchnitzte, ſo doch in Worten und Lehren ganz zu Menſchengeſtalten verkrüppelte, an die Stelle des Weltenvaters ſetzten, als auf Seiten derjenigen, welche ſich die Allgegenwart Gottes irgendwie zu erklären ſuchten.

Um aber von den Phantaſien jener Aſtrologen und Alchy-

miſten eine Vorſtellung zu haben, muß man wiſſen, daß ſie ſich das Weltall und den Organismus des menſchlichen Leibes als überein und analog gebildet dachten, und daher dieſen den Mikrokosmus, jenen den Makrokosmus nannten. Der Makrokosmos aber beſtand bei ihnen meiſtens aus drei Welten, einer ſeeliſchen oder vernünftigen Geiſterwelt, wo Gott mit den 9 himmliſchen Heerſchaaren walte, einer himmliſchen Sternenwelt oder Empyräum mit 9 Himmelsſphären, einer elementariſchen Welt gleichfalls mit 9 Sphären, drei Elementen, drei Naturreichen und drei in der Mitte ſtehenden Körpern. Alles nun, was in der einen dieſer drei Welten vorhanden iſt, findet ſein entſprechendes Analogon oder Ebenbild auch in den beiden anderen. Und alle drei Welten ſtehen mit einander in ſteter Wechſelwirkung, indem eine ununterbrochene Kette von Wirkungen von oben nach unten und von unten nach oben geht, dergeſtalt daß, während die Lichtweſen das von der Gottheit ausſtrahlende Bild herniederleiten, anderſeits die unteren Weſen durch einen Trieb ſich nach oben gezogen fühlen, und alles durch ein magiſches Band zuſammengehalten wird. Der Menſch endlich, als die kleine Welt, enthält die Elemente und Eigenſchaften einer jeden der drei Welten in ganz analogen gegenſeitigen Verhältniſſen in ſich vereinigt.

Fauſt, in ſeiner jetzigen Stimmung, ſteht keinem jener Myſtiker nach an Schwärmerei in überſpannten Phantaſien. Indem er nun das geheimnißvolle Zeichen des Makrokosmus in dem aufgeſchlagenen Buch betrachtet, ſcheinen ihm alle Kräfte der Natur ringsumher enthüllt zu ſein. Und indem er

ſich im Geiſte hineinverſenkt in dieſes Eins und Alles der lebendig wirkenden Natur, in dieſen Einklang der Kräfte welcher bis zu dem Kleinſten das All durchdringt, ſo fühlt er ſich wie neugeboren: das Toben ſeines Herzens iſt geſtillt, all ſeine Sinne zum Genuſſe jungen heiligen Lebensglücks erſchloſſen, und ſein Herz mit Freude belebt. Bereits jetzt erkennt er, daß es wahr ſei was der Weiſe ſpricht:

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen:
Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt:
Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
Die irdiſche Bruſt im Morgenroth.

Was hier unter dem Morgenrothe gemeint ſei, iſt aus dem Gegenſatze irdiſche Bruſt zu entnehmen. Im Uebrigen muß man mit dieſer Behauptung des myſtiſchen Weiſen die Antwort vergleichen, welche der naturforſchende Weiſe auf die Behauptung Hallers „Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt“ gegeben hat:

Alles giebt ſie (die Natur) reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles giebt ſie mit einem Male:
Du prüfe dich nur allermeiſt,
Ob du Kern oder Schale ſeiſt.

Doch für Fauſt bleibt das vor der Hand bloß eine Phantaſie, eine Ahnung: denn er beſitzt keinen Zaubermantel, um ſich über die Erde zu erheben, der Sonne nachzufliegen, das Weltall zu durchſchweifen. So kann er die Brüſte der unendlichen Natur nicht faſſen, die Quellen alles Lebens

ſtrömen ihm vergebens und können ſeine welke Bruſt nicht erquicken.

Indeſſen der Geiſt der Erde iſt ihm näher: denn auf die Erde iſt der Menſch angewieſen, aus ihr quellen ſeine Freuden und ſeine Leiden. Und Fauſt fühlt in ſich Muth genug, um alles Gute und Schlimme, was einem Menſchen in dieſem Erdenleben begegnen kann, zu ertragen. „Ich bin nun ganz eingeſchifft auf den Wogen der Welt, ſchreibt Goethe an Lavater 1776, voll entſchloſſen, zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen.“ Und in einem Gedichte gleichen Inhaltes heißt es:

„Doch er ſtehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
Herrſchend blickt er in die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.“

Daſſelbe thut auch Fauſt hier, wenigſtens in der Einbildung. Denn indem er die Worte ſpricht

Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen:“

ſo iſt es ihm plötzlich, als wenn ſich Wolken über ihm zuſammenzögen, das Licht des Mondes zugleich mit dem Licht ſeiner Lampe verlöſchte, Blitze zuckten, ein Schauer vom Gewölbe auf ihn herabwehte und ihn anfaßte — das

iſt der Erdgeiſt welcher ihn umſchwebt! Alle ſeine Sinne erſchließen ſich zu neuen Gefühlen, ſein ganzes Herz iſt ihm hingegeben, er muß ihn rufen, und koſtete es ſein Leben! Wie aber jetzt das ſehnlich Gewünſchte erſcheint, der Geiſt vor ihm ſteht in ſeiner Glorie, ſo erträgt er ſeinen Anblick nicht, und muß ſich abwenden wie ein furchtſamer Wurm.

„So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen:
Nun bricht hervor aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſteh'n betroffen.
Iſt's Lieb', iſt's Haß die glühend uns umwinden?"

II. Theils 1. Scene. Vgl. B. III. p. 312 der neueren Ausgabe.

Wenn einem Forſcher, in welchem Gebiet es immer wäre, plötzlich die Wahrheit in ihrem vollſten Glanz erſchiene, er würde ſie eben ſo wenig ertragen, als man ein unverhofft empfangenes großes Glück zu ertragen vermag: auch findet man öfter, daß wenn die Erleuchtung wiſſenſchaftlicher Entdeckungen zu einem beſonders hohen Grade gediehen iſt, die Menſchen aus dieſer Helle wiederum in das Dunkel des Aberglaubens ſich zu flüchten beginnen.

Allein Fauſt ermannt ſich in ſeinem Menſchenſtolze, und wagt es ſich dem Erdgeiſte gleich zu ſtellen. Weiß er ſich doch als das Ebenbild der Gottheit, und dieſer Geiſt iſt eine bloße Flammenbildung! Dieſer Prometheus-Uebermuth wird gedemüthigt.

„Denn mit Göttern (Geiſtern)
Soll ſich nicht meſſen

Irgend ein Menſch. —
Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken."

Das ohngefähr iſt auch der Sinn der Worte des Erdgeiſtes: Wall' ich auf und ab, Geburt und Grab ein ewiges Meer u. ſ. w. Uebrigens gleicht jedermann dem Geiſte den er begreift, und wir ſelbſt rücken Goethe's Geiſte in dem Grade näher, als wir ihn beſſer begreifen lernen.

Zu rechter Zeit wird „dieſe Fülle der Geſichte" (Viſionen) durch die Ankunft des trockenen Schleichers unterbrochen, welcher übrigens nicht geiſtloſer iſt als die meiſten geweſen ſind und noch ſind, welche auf Kathedern glänzen, als der Weisheit tägliche Vermehrer, von allwißbegierigen Horchern und Hörern umdrängt. Aus dem Geſpräch mit dieſem Famulus brauchen wir bloß einige Ausdrücke zu erklären. Herz zu Herzen ſchaffen heißt ein Herz zum anderen Herzen bringen. Der ſchellenlaute Thor iſt Anſpielung an die Worte des Apoſtels: „So wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." In ſeinen Reden, die Schnitzel der Menſchheit kräuſeln, heißt dieſelben auffriſiren mit Papierſchnitzeln deſſen, was die Menſchheit anſpricht. Es ſind die Redefiguren gemeint.

Das Buch mit ſieben Siegeln iſt aus der Offenbarung Joh. 5, 3 genommen, von dem es dort heißt: „Und

niemand im Himmel und auf Erden noch unter der Erde konnte das Buch aufthun und darein ſehn."

Die Haupt- und Staatsactionen waren dramatiſche Darſtellungen hiſtoriſcher Ereigniſſe fremder Nationen, meiſtens aus dem Spaniſchen überſetzt, voller Bombaſt und wohl geſpickt mit ſtaatsmänniſchen Maximen, welche den Perſonen in den Mund gelegt waren.

So weit geht das alte Fragment: und alles von den Worten an „Darf eine ſolche Menſchenſtimme" bis zu den Worten „Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt" (in dem zweiten Beſuch des Mephiſtopheles auf der Studirſtube) iſt Zuthat der zweiten Ausgabe von 1808, aber darum nicht eben alles erſt ſo ſpät entſtanden: ſ. Düntzer I. p. 82. Einige haben geurtheilt, das Neuere ſtimme nicht mit dem Alten überein, weil ſie weder das eine noch das andere richtig verſtanden hatten.

Ich Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon ꝛc. Damit vergleiche man Werther p. 141. „Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen kalten Bewußtſein wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?" Aus der Verzückung ſeiner Viſionen iſt Fauſt zum kalten Bewußtſein wieder erwacht, und fühlt ſich getäuſcht und erſchöpft, empfindet daß der Menſch kein Gott ſei, weil er nicht beſtändig in jenem Zuſtande ver-

harren kann. Alſo beſaß er zwar die Kraft den Erdgeiſt anzuziehen, aber keine Kraft ihn zu halten, und ſieht ſich zurückgeſtoßen aus dem Verkehr mit Geiſtern in das ungewiſſe Menſchenloos. Was ſoll er jetzt beginnen? Soll er dem Drang, aus der dumpfen Studirſtube hinaus in die Welt zu geh'n, gehorchen? Soll er alſo, anſtatt dem Grübeln über Büchern, indem von Magie und Berufung von Geiſtern weiter auch nicht mehr die Rede ſein kann, dem Wirken in irgend einem Zweige des bürgerlichen Lebens ſich zuwenden? Allein auch darinnen hat Fauſt bereits ſchlimme Erfahrungen gemacht, wie wir ſpäterhin hören werden, wo er ſeine ärztlichen Bemühungen bei den Peſtkranken erzählt. Und auch außerdem pflegt die That zu beſchränken, während der Sinn erweitert (ſ. Wilhelm Meiſter Th. III, p. 213), und man ſieht ſich in der praktiſchen Wirkſamkeit überall bedingt und gehemmt: die Alltagswelt mit ihren Prätenſionen bringt von allen Seiten auf uns ein, und die Ideale, welche einſt unſere Bruſt geſchwellt haben, ſterben hin, von dem ſich andrängenden Stoff überwunden und begraben. Es giebt ja in der Welt nichts vollkommen Gutes: überall finden wir menſchliche, ſelbſtiſche Triebfedern zu Grunde liegen oder beigemiſcht. Wer aber das vollkommen Gute fordert und an ſeine Verwirklichung glaubt, den nennt man einen Narren, und ſagt es mangle ihm an Erfahrung. Jene ſchönen jugendlichen Gefühle, mit denen der beſſere Menſch in die Welt tritt, hoffend das was ihm die Seele ſchwellt auch außer ſich zu ſchauen, erſtarren in dem irdiſchen Gewühle. Denn hier iſt alles ſo eng, ſo kalt: „hat er das erſt erfah-

ren, ſo ſucht er in dem Weltgefühl ſich ſelber nur zu wahren: das Herz in kalter ſtolzer Ruh' ſchließt endlich ſich der Liebe zu." Wenn in ſolcher Weiſe Glück auf Glück ſcheitert wenn eine Hoffnung nach der anderen ſchwindet, ein Ideal nach dem anderen Abſchied nimmt: dann zieht die vorher kühne Phantaſie ihre Schwingen ein, und die Sorge niſtet im Herzen, der zudringlichſte und verderblichſte von allen Dämonen, welche das Menſchengeſchlecht mißhandeln. Man ſehe wie dieſer Dämon ſein eigenes Weſen in dem Schlußacte des zweiten Theils ſchildert

In verwandelter Geſtalt (in immer neuen Masken)
Ueb' ich grimmige Gewalt,
Auf den Pfaden, auf der Welle
Ewig ängſtlicher Geſelle:
Stets gefunden, wie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht u. ſ. w.

Weil alſo Fauſt auch zu einem thätigen Leben kein Vertrauen hegt, ſo bleibt ihm faſt nichts weiter übrig als der Selbſtmord: denn zu dem Entſchluſſe, eben auf Gerathewohl in die Welt hinauszugehen und in den Tag hineinzuleben, wird er erſt ſpäter durch Mephiſtopheles hingeleitet. Auf den Gedanken an Selbſtmord aber gelangt er allmählich, indem er, der Wurm der nur im Staube wühlen ſoll, den Staub und Trödel ſeiner Mottenwelt im Zimmer durchmuſtert. Was ſoll ich hier finden? fragt er. Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen u. ſ. w.? „Und wenn ſie nun alle Quellen (der Geſchichte) zu klären und zu durchforſchen vermöchten (ſo ſprach einſt Goethe zu

Luden), was würden ſie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längſt entdeckt iſt und deren Beſtätigung man nicht weit zu ſuchen braucht, die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miſerabel geweſen. Die Menſchen haben ſich ſtets geängſtigt und geplagt, ſie haben ſich unter einander gequält und gemartert. Nur wenigen iſt es bequem und erfreulich geworden." So zeigt ſich's überall, daß Fauſtens Worte Goethe's eigene Anſichten, Empfindungen und Erfahrungen ausſprechen.

In den Worten, den leichten Tag geſucht, wird wohl lichten ſtatt leichten zu ſchreiben ſein.

Du alte Rolle du wirſt angeraucht. Es ſcheint die Zugrolle, an welcher die Lampe hängt, gemeint zu ſein.

Den Auszug aller tödtlich feinen Säfte, d. h. die Quinteſſenz von Giften: vgl. Ausbund.

In's hohe Meer werd' ich hinausgewieſen ꝛc. Fauſt denkt ſich den Uebergang in das Jenſeits bald als eine Schifffahrt nach einem anderen Welttheile, bald als ein Aufſchweben in den Aether.

In dem Wechſelgeſange, welcher aus der Kirche herübertönt, wird nach dem Evangelium Johannis 20, 1 die Auferſtehung Chriſti gleichſam dramatiſch verkündet. Die Engel ſagen den zum Grabe kommenden Weibern, daß Chriſtus auferſtanden ſei zur Freude der Sterblichen und ihrer Erlöſung von den Folgen der Erbſünde. Darauf ſprechen die Weiber ihre Verwunderung aus, daß ſie den Leichnam nicht mehr vorfinden, den ſie mit Spezereien balſamirt, mit Tüchern und Binden umwunden, und ſo beſtattet haben. Die

Engel aber wiederholen die Verſicherung, daß er auferſtanden ſei zum Muſter für jeden, der aus Liebe für ſeine Mitmenſchen eine ſchmerzliche aber heilſame Prüfung beſtehe. Darauf beklagen die Jünger ihre Trennung vom Meiſter, welcher jetzt in der Luſt des Werdens ſchöpferiſcher Freude nahe ſei, und ihnen nur die Sehnſucht nach ihm hinterlaſſen habe. Und der Engel wiederholt auch ihnen die Verſicherung ſeiner Auferſtehung mit der Tröſtung, daß der Meiſter ihnen trotzdem nahe ſei, wenn ſie, von den irdiſchen Banden ſich losreißend, jenen durch ihre Thaten preiſen, Liebe üben, die Brüder ſpeiſen, und in aller Welt ſein Evangelium (die Wonneverheißung) verkünden.

Fauſtens Rückkehr vom Selbſtmord anlangend muß man berückſichtigen, daß er ſagt: „die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben, woher die holde Nachricht tönt.“ Er ſagt es auch ſpäterhin deutlich was ihn abgehalten habe:

Wenn aus dem ſchrecklichen Gewühle
Ein ſüß bekannter Ton mich zog,
Den Reſt von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog.

Von einer Sinnesänderung oder ſogenannten Bekehrung iſt alſo keine Rede.

VI. Der Spaziergang.

Wenn Fauſten vor den Büchern und dem Studirzimmer ekelt, wenn er ferner eine praktiſche bürgerliche Thätigkeit ſcheut, weil ſie ſeinen Lebensgang hemmen würde, ſo wird ihm allenfalls noch das übrig bleiben, auf Reiſen zu gehen oder ein fahrender Scholaſt zu werden. So wie immer die Extreme einander hervorrufen, ſo bewirkte das dumpfe mittelalterliche Brüten über Folianten und das Sitzen in den engen Clauſen, daß ein großer Theil der Studenten ſich zu einem Vagabunden-Leben entſchloß, in welchem ſie die Leute mit Zauberei, Kalendermacherei u. ſ. w. betrogen, und in der That des Teufels Geſippen waren. Zu einem ſolchen Leben den Herrn Doctor und Profeſſor ſelbſt zu verführen, dahin geht des Mephiſtopheles Beſtreben. Dieſes Ziel erreicht er allerdings, aber ohne daß dabei ſeine Hoffnung in Erfüllung geht, nämlich die Hoffnung, daß Fauſt in dieſem Leben moraliſch zu Grunde gehen werde. Vielmehr packt Fauſt ſeine Sache nur bei einer anderen Seite an: er will durch den Verkehr mit Menſchen gewinnen was er durch einſames Grübeln nicht erreichen konnte. Bei dieſem ernſten Beſtreben iſt er weit entfernt durch irgend einen Genuß ſich ködern zu laſſen. Die Schaalheiten und Leerheiten, welche Mephiſtopheles nach einander ihm bietet, widerſtehen ihm, aber er zieht aus jeder Gewinn, und zwar immer gerade den entgegengeſetzten desjenigen, welchen Mephiſtopheles beabſichtigt.

Zu dem Entſchluß des Reiſens bildet der Spaziergang einen Uebergang. Fauſt begiebt ſich zunächſt einmal unter ſeine eigenen Mitbürger am Oſterfeiertage, wo die Geſchäfte ruhen und alle Welt die engen dumpfigen Straßen verläßt, um im Freien ſich zu erholen. Im Spiele (und dazu rechnen wir alles was keinen Zweck hat und keinen Nutzen erzielt) zeigt ſich der Menſch wie er iſt, und die Wünſche ſeines Herzens treten hervor. So wie der Grönländer ſich das Paradies anders denkt als der Neger, und der Muhamedaner anders als der Germane, alſo geht man in den Feierſtunden anderen Erholungen nach, je nachdem man roh oder gebildet, jung oder alt, ernſt oder leichtſinnig iſt. Dieſe verſchiedenen Richtungen werden uns zuerſt in den Spaziergängern geſchildert. Die Handwerksgeſellen ſuchen hübſche Mädchen, gutes Bier, und Händel bei denen ſie ſich austoben können. Die Dienſtmädchen laufen theils den Handwerksburſchen und theils den Soldaten nach. Die Studenten, welche um des lieben Brodes willen ſtudiren, lieben ſich ein ſtarkes Bier, einen beizenden Taback und eine Magd im Putz: alles Feinere iſt ihnen, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, zuwider, eben darum, weil ſie ſonſt immer ſo thun müſſen als ob ſie es lieb hätten. Der Spießbürger politiſirt, iſt mit dem Bürgermeiſter nicht zufrieden, lieſt gern die Zeitungen, beſonders wenn es irgendwo Revolution oder Krieg gibt: und wenn es draußen ſo recht gräulich hergeht und ſtürmt, ſo dünkt ihm ſein warmes Bette noch einmal ſo ſüß. Aeltere Weiber kuppeln gern, um das, was ſie früher ſelbſt gern getrieben haben, noch einmal in der Perſon Anderer durchzumachen.

So zieht man zum Tanze, zum Biertiſche, zum Kegelplatz u. ſ. w. Beim Tanze geht es derb und roh her, gemäß der Natur dieſer Tänzer. Ein Burſche ſtößt mit dem Ellenbogen an eine Dirne an, und wird von ihr geſchimpft. Die Tänzerinnen werden emporgeſchwenkt. Ein Mädchen weiß daß der Schönthuerei und Schmeichelei ihres Tänzers nicht zu trauen iſt, und läßt ſich dennoch verführen. Das alles iſt geſchildert in dem Tanzliede, in welchem man das Jauchzen und den Fiedelbogen leibhaftig zu hören glaubt.

Wenn ſich auf ſo ein Volksfeſt, unter ſo ein Gewühl luſtiger Menſchen, ein Gelehrter, ein Sittenprediger, ein Pedant begibt, ſo fürchtet er ſich zu verunreinigen. Und warum? Weil es mit ſeinem Inneren meiſtens noch ſchlechter ſteht als bei jenen Menſchen. Jene dürfen ſich doch noch gehen laſſen; er aber wäre verloren wenn er es thäte. Jene bleiben in beſtändiger Uebung, und lernen ſich dabei doch meiſtens noch in ihrer Art beherrſchen: er aber lernt nie ſchwimmen, weil er das Waſſer ſcheut; wenn er hinein muß, ſo benimmt er ſich linkiſch zum allgemeinen Gelächter, und ſobald er den Boden ſeines Sittenzwanges verliert, ſo wird er auch richtig ertrinken. In dieſer Weiſe zeigt ſich Wagner hier, welchem das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben im höchſten Grade zuwider iſt, und welcher alleinſeiend ſich nicht hieher verloren hätte, wenn es ihm nicht ehrenvoll und nützlich zugleich dünkte, mit dem Herrn Doctor zu ſpazieren. Er iſt der Pentheus des Euripides, welcher es verdiente, von den Bacchanten zerriſſen zu werden, weil er in jeder Aeußerung menſchlicher Luſtigkeit nur Unſittlichkeit findet;

denn er verkennt, daß der Zwang der Sitte, welchen man in der Fröhlichkeit abſtreift, keine Sittſamkeit iſt, und daß der wahrhaft ſittliche Menſch, deſſen Sittſamkeit im Herzen wohnt, auch in verzückter Schwärmerei noch ſittſam bleibt.

Ganz anders offenbart ſich Fauſt. Er freut ſich, daß die Menſchen, welche den ganzen Winter über in den Stuben geſteckt und in den dumpfigen Gaſſen ſich umhergetrieben haben, nun endlich einmal unter freiem Himmel in der freien Natur ſich erholen können, daß ſie den Druck ihrer Exiſtenz, das beſtändige Sorgen und Arbeiten für den täglichen Unterhalt, einmal abgeſchüttelt haben und ein Bischen Freiheit genießen. Freilich ſuchen ſie dieſes Bischen Freiheit auf jede Weiſe los zu werden, gleich ſolchen welche mit dem Gelde darum nicht umzugehen verſtehen, weil ſie noch ſelten oder nie eines beſeſſen haben. Aber dafür verdienen ſie weniger Haß als Mitleid. Er hält ſich nicht für beſſer denn andere: „Hier iſt des Volkes wahrer Himmel, hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein.“ Die ſchlechteſte Geſellſchaft iſt immer noch beſſer als gar keine. „Denn der Menſch erkennt und bildet ſich nur am Menſchen.“ Bei der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt „mißt man ſich bald zu klein, und leider oft zu groß.“ „Auch die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt uns fühlen, daß man ein Menſch mit andren Menſchen iſt“, und wer das nicht fühlt, dem fehlt die Grundlage zu ſeiner eigenen Beſſerung ſowohl als zum gedeihlichen Einwirken auf andere. Und Fauſt riskirt nichts indem er ſich unter das Volk begibt: denn er wird überall mit Achtung und Liebe empfangen: man läuft herbei, drängt ſich zu, die Fiedel ſtockt, der Tän-

zer weilt, die Mützen fliegen, der Vater zeigt ihn ſeinem Kinde, und wenig fehlt, ſo beugten ſie die Kniee, als käm' das Venerabile, d. h. die geweihte Hoſtie u. ſ. w.

Wäre Fauſt ein Miethling in ſeinem Fache, ſo würde dieſe Bewunderung von Seiten des Volkes ihn ſtolz machen. Denn das iſt der Unterſchied zwiſchen dem wahren Jünger der Kunſt und Wiſſenſchaft und zwiſchen dem Dilettanten oder Miethling, daß dieſer ſeine Leiſtungen nach dem Eindrucke bemißt welchen ſie auf ſeine Mitmenſchen machen, während jener ſeine Fortſchritte nach dem idealen Ziele ſchätzt, welches in der Vorſtellung ſeines Geiſtes liegt. Je mehr er vorrückt, je mehr empfindet er, wie wenig ſein Wiſſen und Können der geforderten Vollendung entſpreche, und darum wird er nur immer beſcheidener, je weiter er vorrückt. Und vollends der Beifall der Menge iſt eine ſehr bedenkliche Sache: er wird weit öfter dem Fehlerhaften als dem Richtigen zu Theil, und der Unverdiente erhält ihn weit öfter als der Wohlverdiente. Darum ſagt Goethe: „Mein Lied ertönt der unbekannten Menge, Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang.“ Und dem Schiller z. B. hat dieſer Beifall dermaßen bang gemacht, daß er ſein Dichten eine Weile ruhen ließ um Philoſophie ſammt Aeſthetik zu ſtudiren.

So geſchieht es auch hier. Fauſt iſt ſich bewußt, daß er gerade darin, weßwegen das Volk ihn preißt, außer ſeinem guten Willen gar kein Verdienſt habe: ja er glaubt ſogar, daß durch ſeine Mittel mehr Peſtkranke gemordet als gerettet worden ſeien. Freilich war auch das Verfahren ein ſehr ſelt-

ſames. Sein Vater nämlich, unter deſſen Leitung er damals der Medicin oblag, wollte mittelſt des Steines der Weiſen curiren. Sogenannter Goldſamen wurde, als Freier oder rother Leu, mit Silberſamen als der weiſen Lilie, in lauem Bade, d. h. bei gelindem Feuer, zuſammen diſtillirt, d. h. vermält, und dann bei hellem Feuer fortgeläutert und aus einem Zuſtande oder Brautgemach in den anderen verwandelt oder gequält, bis das Schwarze in gelb, dann in roth übergieng, und ſo die buntfarbige junge Königin erſchien, der Stein der Weiſen, welchen man den Patienten eingab.

So hatte Fauſt damals in gutem Wahne geirrt, und nach allem Forſchen und Studiren, welches er ſeitdem getrieben hat, iſt er heute noch nicht beſſer daran. Die Stimmung aber, welche ihn, vielleicht heute zum erſten Male, getrieben hat, ſein Zimmer zu verlaſſen, und in dem erwachenden Frühling in die Natur und unter fröhliche genießende Menſchen ſich zu begeben, ſteigert ſich zu überſpannten Wünſchen bei der Beobachtung des Sonnenuntergangs. Wir müſſen hier an eine ähnliche Schwärmerei ſeines Zwillingsbruders Werther erinnern.

„Wenn ich (ſagt dieſer) vom Felſen über den Fluß bis zu den jenſeitigen Hügeln das Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge vom Fuß bis zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler mit mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber-

wiegte u. ſ. w., wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichſten Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, Wald und Gebirge erklang u. ſ. w. Ach damals wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt."

Fauſt und Werther, ſo verſchieden ſie auch beide im Weſen geworden ſind, ſehen doch beide auffällig ihrem Vater Goethe ähnlich: denn in beiden iſt das ungeſtillte Sehnen nach dem Mangel- und Wandelloſen Ewigen ausgeprägt, und das Sträuben ſich dem irdiſchen Elende zu unterwerfen. Nur daß Werther alle die unbefriedigten Wünſche ſeines Herzens auf ein weibliches Weſen überträgt, welches ſeine Phantaſie zu einer Göttin geſtaltet, und weil er dann dieſes alſo vervollkommneten Gegenſtandes ſeiner Liebe nicht habhaft werden kann, das Leben als ein werthloſes Ding wegwirft. Fauſtens Braut iſt die Wiſſenſchaft, und auch er iſt im Begriff ſich ſelbſt zu tödten, als alle ſeine Hoffnungen, welche er auf dieſe geſetzt hat, getäuſcht, alle Ideale zerronnen ſind. Zwar hat der Schiffbrüchige ſich jetzt aus

den Wogen gerettet, und die naſſen Gewänder dem Gott des Meeres zum Dank aufgehangen: allein jenes Sehnen iſt noch keineswegs geſtillt. Zwei Seelen wohnen in ſeiner Bruſt: die eine klammert ſich an das Leben an, die andere hebt ſich vom Duſt (Duſt, eigentlich der Doſt heißt Miſt: auch Däſt — das engl. dust, Staub, ſcheint ein anderes Wort zu ſein) zu den Gefilden hoher Ahnen, d. h. ſeligen Geiſtern hin, von denen, nach Plato, die menſchlichen Seelen ausgegangen ſind. So wünſcht er der untergehenden Sonne nachfliegen zu können, die Welt zu ſeinen Füßen, vor ſich den Tag und hinter ſich die Nacht: er wünſcht einen Zaubermantel zu haben, der ihn in fremde Länder trüge. Dieſer Wunſch wird ihm erfüllt werden durch Mephiſtopheles, und oben darein wird er in dieſem einen welterfahrenen Reiſegefährten erhalten, der ihm alle Genüſſe vermittelt, während die Einwirkungen ſeines gemeinen Sinnes von Fauſt abgleiten, ohne ihm das Geringſte zu ſchaden.

Indeſſen iſt die Sonne untergegangen und die Dämmerung beginnt. Während es dem Wagner bei Fauſtens Reden und Wünſchen unheimlich wird (denn er glaubt, wie die Kirchenväter, an Geiſter der Winde, welche von allen Seiten verderblich auf den Menſchen mit Gluth und Kälte, mit vertrocknenden Hauchen und erſäufenden Regen eindringen), ſo gewahrt Fauſt in ſeiner Aufregung einen wunderbaren Pudel. Dießmal haben beide recht: der Feuerſtreifen, welchen der Pudel hinter ſich hat, iſt eine Augentäuſchung, wie Goethe ſelbſt in der Farbenlehre bemerkt: „Vorſtehendes war ſchon lange aus dichteriſcher Anſchauung

und nur im halben Bewußtſein geſchrieben, als bei gemäßigtem Lichte vor meinem Fenſter auf der Straße ein ſchwarzer Pudel vorbeilief, der einen hellen Lichtſchein nach ſich zog, das undeutliche, im Auge gebliebene Bild ſeiner vorübereilenden Erſcheinung.“ Und doch iſt dieſer Pudel kein rechter Pudel ſondern der Teufel, gleichwie er auch in der Fauſtſage mitunter als Pudel auftritt.

VII. Wieder im Studirzimmer.

Fauſt, vom Spaziergange zurückgekehrt, gewinnt eine heilige Stimmung: die beſſere Seele wird in ihm erweckt: ihr gegenüber bezeichnet das Knurren des Pudels die wilden thieriſchen Triebe, welche auch während der andächtigſten Momente nicht immer ganz eingeſchläfert liegen. Es regt ſich in ſeiner Seele die Menſchen- und Gottesliebe: die Vernunft fängt wieder an zu ſprechen und die Hoffnung wieder an zu blühen: und ſo ſehnt er ſich zur Quelle des Lebens, zu Gott, hin. Dergleichen Stimmungen, wenn ſie nicht ſobald wieder verkommen ſollen, bedürfen der Nahrung: die Offenbarung des Ueberirdiſchen, welche in der Bibel enthalten iſt, kommt dieſer Sehnſucht entgegen: Fauſt ſchlägt das N. T. auf, und beginnt den Anfang des Evang. Joh. in's Deutſche zu überſetzen: „Im Anfang war das Wort (ſoll heißen der Gedanke, Herr Lücke mag ſagen

was er will) und der Gedanke war in Gott, und Gott war der Gedanke ſelbſt, und alles iſt durch denſelben geworden, ohne denſelben gar nichts: in ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menſchen: und das Licht ſcheinet in der Finſterniß, und die Finſterniß nahm es nicht an. Johannes war nicht das Licht ſelbſt, aber er zeugte von dem Lichte. Dieſes wahrhafte Licht erleuchtet jeden Menſchen welcher in die Welt kommt. Es war in der Welt, die durch daſſelbe geworden iſt, und die Welt erkannte es doch nicht. Er kam in ſein Eigenthum, und ſeine Eigenen nahmen ihn nicht an: die ihn aber annahmen, denen gab er die Macht Kinder Gottes zu werden."

Abſichtlich oder unabſichtlich zeichnet ſich Mephiſtopheles als das gerade Gegentheil dieſes Lichtes, welches Eins mit dem Leben iſt. Nach den von ihm gebrauchten Ausdrücken erhalten wir folgende Gegenüberſtellung von Bildern des Guten und Böſen: Finſterniß heißt alles Zerſtörende, Tödtende in der phyſiſchen Welt, und alles dem Analoge in der moraliſchen, und das iſt das Böſe, die Sünde, durch welche der Geiſt von ſeinem Urquell abgezogen, in ſich verfinſtert wird und untergeht. Das Gute dagegen iſt Leben und Gedeihen, analog der Harmonie, der einträchtigen Zuſammenwirkung aller Kräfte in der organiſchen Welt. Darum iſt Gott, als Schöpfer und Erhalter der Welt, der Vater des Guten, und ſein Sohn, die Offenbarung des vollkommenen moraliſchen Guten, iſt Eins mit ihm. Und das Himmelreich, das Reich des Guten, iſt das Reich des Lichtes: gegenüber dem Reiche der Finſterniß, in welchem die zer-

ſtörende Selbſtſucht, die aus Hochmuth abgefallenen Geiſter, wohnen. Störung, Krankheit und Untergang erfolgt in den körperlichen Organismen, wenn eine Kraft, übergreifend und das Wirken der anderen beeinträchtigend, den harmoniſchen Einklang aufhebt. Uebereinſt es im Seelenleben, wenn ein Trieb, übermächtig werdend, zur unbeſiegbaren Leidenſchaft ausartet, welche ſodann alle übrigen Triebe und Kräfte beherrſcht und verſchlingt. So entſteht auch der Irrthum, wenn eine Geiſteskraft, Witz, Verſtand oder Phantaſie oder gemüthliches Behagen, auf Koſten aller übrigen gelten will, während die Geſundheit des Geiſtes nur bei der vernünftigen Zuſammenwirkung dieſer Kräfte beſtehen kann. Irrthum aber iſt Finſterniß, Vernunft iſt Licht und wahres Leben.

Dieſes ohngefähr möchten wir als Goethe's Deutung des Evangelii betrachten, keineswegs aber die Deutung, welche Fauſt in ſeinem einſeitigen ſtubenſitzeriſchen Grübeln zu Wege bringt, welchem das Eindringen in den Geiſt der Schrift natürlich eben ſo wenig wie das Eindringen in das Innere der Natur gelingen kann. Er beginnt mit der falſchen Ueberſetzung Wort. Wort aber wäre ῥῆμα, nicht λόγος, welches Philo, der jüdiſche Neuplatoniker, von dem dieſe Lehre zu den Gnoſtikern ſich vererbte, offenbar als Gedanke, verwandt mit νοῦς Vernunft, ſich gedacht hat, dergeſtalt daß die λόγοι Intelligenzen, vom erſten λόγος an, dem Sohn und Ebenbilde Gottes, lauter Ausflüſſe aus dem Geiſte Gottes ſeien. Zugleich iſt ihm Gott auch das Urlicht, und, inſofern die Welt und die Geiſter gleich Strahlen

aus dieſem Urlicht fließen oder emaniren, iſt er auch das Leben.

Nachdem Fauſt in der erſteren Auffaſſung geirrt hat, geht der Irrthum weiter fort. Er kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen; und das könnten wir ebenfalls nicht. Der Sinn wäre ſchon etwas beſſer: aber den beſitzen auch die Thiere, und vollends die Kraft kommt auch den lebloſen Weſen, den Steinen, zu. Mit der That wäre er freilich wieder bei der Perſönlichkeit angelangt: allein dieſe kommt auch den Teufeln zu. Darum iſt es kein Wunder, daß hier endlich das Knurren des Pudels die Oberhand gewinnt und ſeinen bibliſchen Forſchungen ein Ende macht.

Des Mephiſtopheles Anſicht von der Entſtehung der Welt zeichnet ſich dadurch aus, daß er den Zufall zum Schöpfer macht, anſtatt eines denkenden Gottes. Einen Stoff, ein Chaos, denkt er ſich als urſprünglich vorhanden. Die Finſterniß, ſagt er, das Chaos, hat ſich das Licht geboren, das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht den alten Rang, den Raum, ihr ſtreitig macht. Weil nun aber die Stoffe durch zufälliges Aneinandergerathen und gegenſeitiges Ergreifen und Feſthalten zur harmoniſchen Eintracht gelangt ſind, ſo können ſie, meint er, auf demſelben Wege auch einmal wieder auseinander gerathen und zerfallen*).

*) Es iſt buchſtäblich richtig vom Lichte als Licht geſagt „Von Körpern ſtrömt, die Körper macht es ſchön, ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange," und doch wieder nicht von dem ſichtbaren Lichte allein zu verſtehen.

Es komme nur darauf an, daß man einer dieſer Kräfte ein zerſtörendes Uebergewicht verſchaffe: und das iſt das Ziel, worauf das Wirken der Teufel gerichtet iſt. Die nordiſche Mythologie ſpricht von einem endlichen Weltbrande, und auch Mephiſtopheles iſt froh, daß wenigſtens ein Element, das Feuer, als vollkommen genügende Waffe den Teufeln übrig geblieben iſt. Denn mit den übrigen Mitteln, den Stürmen, Seuchen u. ſ. w., iſt nicht viel gethan. Sie dienen mehr zur Wiederherſtellung eines theilweiſe geſtörten Gleichgewichtes, als zur Auflöſung des Ganzen, und ſind Mittel im Rathe des Schöpfers, nicht der Hölle. Allein die Teufel halten ſich trotzdem auch an dieſe, und ſetzen darauf ihre Hoffnung, aber ſie verrechnen ſich in ihrem Plane, eben ſo wie Mephiſtopheles beim Fauſt ſich verrechnet, wenn er meint, wegen ſeines ungeſtillten Sehnens nach dem Höchſten ihn zum Behagen an dem Staub und Duſt gewinnen zu können. Fauſt ſelbſt führt ihm ſein vergebliches Beginnen hinſichtlich der Körperwelt zu Gemüthe, und Mephiſtopheles meint, er wolle ſich beſinnen: vor der Hand bittet er um Erlaubniß fortgehen zu dürfen. Daß man durch Sprüche und Formeln Geiſter bannen könne, iſt ein alter Glaube, und die alte römiſche Religion beruht eigentlich ganz und gar auf dieſem Glauben. Das Pentagramma aber, welches man auf die Stallthüren zu zeichnen pflegt, um Hexen und böſe Geiſter abzuhalten, iſt ein Fünfeck, ähnlich den Bierzeigern.

Geiſter ſind nicht ſo leicht zu bannen: denn ſie ſtehen mit anderen im Bunde, und beſitzen Mittel, um zu entrinnen.

Der Geſang der Geiſter verſenkt den Fauſt in ein Meer des Wahnes, er umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten, mit Bildern, welche die Sinnlichkeit aufregen. Sie verwandeln ſeine Stube in eine paradieſiſche Gegend, in ein Utopien, wo an reinem wolkenloſen Himmel Sterne funkeln und mildere Sonnen ſcheinen, wo Engelgeſtalten zu idylliſcher Liebe herabſchweben, wo alle Hügel im ſchönſten Frühling grünen und blühen, in Bächen und Seen köſtliche Weine fließen, aus denen das Geflügel Wonne ſchlürft. Auf den ſeligen Inſeln, welche zwiſchen Wellen ſchwimmen, hört man jauchzende Chöre, die Auen ſind von Tanzenden, die Höhen von Luſtwandelnden, die Seen von Schwimmenden belebt. Andere fliegen zum Himmel empor, und ziehen den Sternen nach, wie Fauſt es ſo oft ſich gewünſcht hat, welchem leider zu den Flügeln ſeines Geiſtes kein körperlicher Flügel ſich geſellen wollte. Als Fauſt aus dieſem Traume, der ihm die Wünſche ſeines Herzens in einem Spiegelbilde zeigte, erwacht, dünkt ihm alles, auch ſein Geſpräch mit dem Teufel, ein Traum, und letzteren hat er in Geſtalt eines Pudels entſpringen ſehen.

Salomonis Schlüſſel. Dem König Salomo wurde ein Zauberbuch zugeſchrieben, die Geiſter zu beſchwören, „die in dem Firmament und ſeinem Geſtirn wohnen u. ſ. w.“ Von der Kabbala her kannte man vier Claſſen Naturgeiſter: 1) die aus Feuer beſtehen, 2) aus Luft und Feuer, 3) aus Feuer, Luft und Waſſer, 4) aus freien Erdſtoffen.

Von Paracelſus hat man eine Schrift de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris.

Fahrende Schüler, scholastici vagantes oder Bakchanten, waren Studenten welche in der Welt herumzogen und als Geiſterſeher, Schatzgräber, Wahrſager, Zauberer ꝛc. Betrügereien verübten. Bei der Frankfurter Kirchenverſammlung 1397 befanden ſich an fahrenden Schülern, Dichtern, Spielleuten, Springern und Trompetern 450 Perſonen. Sie wollten vom Venusberge kommen wo ſie Magie erlernt hätten. Im Venusberg befand ſich ein Stein der Unſichtbaren: wer ſich auf denſelben ſtellte, der wurde in einen Saal verſetzt, wo der Teufel auf dem Katheder ſaß und Collegia las.

VIII. Die Diſputation.

Es findet ſich unter den Paralipomenen der Entwurf zu einer Scene, welche wahrſcheinlich zwiſchen dieſen erſten Beſuch des Mephiſtopheles und den zweiten gelegt werden ſollte. Die Scene ſollte eine gelehrte Diſputation in der akademiſchen Aula enthalten. Die Studenten bilden den Chor in zwei Hälften. Erſt ſchildern ſie den Zuſtand, das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einſtrömen. Der eine Halbchor, welcher drinnen iſt, ſpricht

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegeſſen.
Wer ſprechen darf wird Speiſ' und Trank vergeſſen,
Wer hören ſoll wird endlich matt.

Der andere Halbchor, welcher draußen iſt:

Laßt uns hinein! wir kommen ſchon vom Kauen,
Denn uns hat das Convict geſpeiſt.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen,
Uns fehlt der Wein, und hier iſt Geiſt.

Wer ſich auf dem Katheder befinde, iſt nicht geſagt. Aber Wagner macht den Opponenten. Der Rector läßt durch die Pedelle Ruhe gebieten, weil einzelne Stimmen ſtörend dazwiſchen tönen. Nachher erſcheint Mephiſtopheles an der Thüre als fahrender Scholaſt. Erſt ſchilt er die Verſammlung und hilft den Studenten, die ſich an der Thüre drängen

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieſer Schwelle!
Hier außen Platz und laßt die innern fort,
Beſetzt dann den verlaßnen Ort.

Schüler.

Der iſt vom fahrenden Geſchlecht.
Er renommirt, doch hat er Recht.

Dann ſchilt er den Reſpondenten auf dem Katheder:

Wer ſpricht von Zweifeln? laß mich's hören!
Wer zweifeln will der muß nicht lehren:
Wer lehren will der gebe was.

Und merk' dir ein für allemal
Den wichtigſten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Da dieſer es ablehnt, ſo nimmt Fauſt es auf. Er ſchilt ſein Schwadroniren, und verlangt, daß er articulire, d. h. auf Einzelnes eingehe. Mephiſtopheles thut's, fällt aber gleich in's Lob des Vagirens und der daraus entſtehenden Erfahrung. Damit iſt der eine Halbchor einverſtanden. Fauſt aber widerſpricht ihm und entwirft eine ungünſtige Schilderung der Vaganten. Damit zeigt ſich der andere Halbchor einverſtanden. Dagegen zeigt nun Mephiſtopheles, welche Kenntniſſe dem Schulweiſen alle fehlen. Fauſt aber macht wiederum die Selbſtkenntniß geltend, als welche nur in der ſtillen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt gedeihen könne. Und da Mephiſtopheles behauptet, daß es dem Schulweiſen an Erfahrung fehle, ſo fordert er den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Fauſt alle beantworten wolle. Mephiſtopheles nennt gewiſſe Teufelszaubereien: die Gletſcher, das Bologneſiſche Feuer, die Fata Morgana und analoge Erſcheinungen in der Thier- und Menſchenwelt. Dagegen bringt Fauſt den Mephiſtopheles wiederum in Verlegenheit durch die Frage, wo der ſchaffende Spiegel ſei. Unter dieſem ſchaffenden Spiegel kann doch wohl nichts weiter gemeint ſein als der Schöpfer ſelbſt, aus welchem, wie aus einem Spiegel, die Welt widerſtrahlt. Oder iſt es vielleicht der Menſchengeiſt nach Fichteſcher Philoſophie? Mephiſtopheles antwortet mit einem Compliment und verſchiebt die

Antwort auf ein ander Mal. Dann folgt der Schluß und die Abdankung durch Fauſt. Der Chor, als Majorität und Minorität, äußert ſeine Anſichten über die beiderſeitigen Behauptungen, Wagner aber drückt die Sorge aus, die Geiſter möchten das geſprochen haben was der Menſch (Mephiſtopheles) zu ſagen glaubte.

Es iſt in der That Schade, daß Goethe nicht zur Ausdichtung dieſer Scene gekommen iſt. Der Trieb Fauſtens, das ſtubenſitzende Leben mit dem fahrenden zu vertauſchen, mußte durch ſie einen bedeutenden Vorſchub erhalten. An dramatiſchem Leben fehlte es nicht, und an Reichthum lebhafter Gedanken, in ſchlagenden Worten gefaßt, würde ſie keinem anderen Theil der Dichtung nachgeſtanden haben. Sie würde eine treffliche Satyre auf das todte Betreiben der Wiſſenſchaften bei der ſtubenſitzeriſchen Lebensart abgegeben, und in dieſer Weiſe auch die Gedanken des Dichters um vieles deutlicher gemacht haben.

IX. Der Bund mit Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles beſucht den Fauſt in Geſtalt eines Junkers in rothem goldverbrämten Kleide, Seidenmantel und Hahnenfeder, mit Hut und Degen. In dieſer Erſcheinung kannte ihn die Volksſage, und nannte ihn Junker Hans oder Schönhans. Fauſt ſoll ſich gleichfalls ſo anlegen

und mit ihm ſich in die Welt begeben. Allein Fauſt bezeigt wenig Luſt zu ſo einem Gange. Er wiederholt in Kürze alles was er in jener Nacht, welche mit dem Verſuche zum Selbſtmord endete, empfunden hat. Was kann die Welt ihm gewähren? Entbehren ſollſt du, ſollſt entbehren u. ſ. w. Ueber dieſe Forderung ſpricht ſich Goethe deutlicher aus im IV. B. der Dichtung und Wahrheit bei der Gelegenheit, da er auf Spinoza zu ſprechen kommt: „Unſer phyſiſches ſowohl als geſelliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philoſophie, Religion, ja ſo manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entſagen ſollen. So manches was uns innerlich eigenſt angehört, ſollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zur Ergänzung unſeres Weſens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber vieles aufgedrungen, das uns ſo fremd als läſtig iſt. Man beraubt uns des mühſam Erworbenen, des freundlich Geſtatteten, und ehe wir hierüber recht in's Klare kommen, finden wir uns genöthigt, unſere Perſönlichkeit erſt ſtückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei iſt es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der ſich deßhalb ungebärdig ſtellt (man denke an Goethe's Eduard gegenüber dem Mittler): vielmehr ſoll man, je bitterer der Kelch iſt, eine deſto ſüßere Miene machen, damit ja der gelaſſene Zuſchauer nicht durch irgend eine Grimaſſe beleidigt werde."

„Dieſe ſchwere Aufgabe jedoch zu löſen, hat die Natur den Menſchen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgeſtattet. Beſonders aber kommt ihm der Leicht-

ſinn zu Hülfe, der ihm unzerſtörlich verliehen iſt. Hierdurch wird er fähig dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entſagen, wenn er nur im nächſten Moment nach etwas Neuem greifen darf: und ſo ſtellen wir uns unbewußt unſer ganzes Leben immer wieder her. Wir ſetzen eine Leidenſchaft an die Stelle der anderen, Beſchäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch um zuletzt auszurufen, daß alles eitel ſei. Niemand entſetzt ſich vor dieſem falſchen, ja gottesläſterlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weiſes und Unwiderlegliches geſagt zu haben. Nur wenige Menſchen gibt es, die ſolche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um allen partiellen Reſignationen auszuweichen, ſich ein für allemal im Ganzen reſigniren. Dieſe überzeugen ſich von dem Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen, und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gott- und weltloſe; ja man weiß nicht was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten ſoll."

Jenen Leichtſinn der Menge beſitzt Fauſt ſchon lange nicht mehr: er iſt, ſagt er, zu alt um nur zu ſpielen. Er denkt wie der Sophokleiſche Ajas: „Ich kauf' um keines Dinges Werth den Menſchen, der ſich weiden mag an eitlen leeren Hoffnungen." Und zur Reſignation in Bauſch und Bogen iſt er noch nicht reif genug: er iſt zu jung, ſagt er,

um ohne Wunſch zu ſein. Er denkt überein wie Goethe's Egmont: „Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt, iſt's wohl des An- und Ausziehens werth?“ Und ſomit iſt er noch nicht von der Stimmung erlöſt, welche auch den Ajas zum Selbſtmorde treibt: „Entweder ſchönes Leben oder ſchöner Tod geziemt dem Edlen: mein Bekenntniß weißt du nun.“ Ein ſchöner Tod! fände er nur Gelegenheit zu ſo einem Tode, entweder in muthiger Schlacht oder im Taumel der Freude! Und er wäre bereits da wo er ſich hinſehnt, wenn nicht neulich, als er den Giftbecher an den Mund ſetzte, ein Reſt von kindlichem Gefühle durch die Erinnerung an die Tage ſeiner glücklichen unſchuldigen Jugend ihn betrogen, ihm den Becher wider Willen vom Munde gezogen hätte. Darum flucht er jetzt allen dieſen Täuſchungen gemüthlichen Leichtſinnes, wodurch der Menſch, gleich einem Kinde, dem man ein anderes Spielzeug reicht, über den Verluſt des anderen getröſtet wird, allem dem Lock- und Gaukelwerke, welches den Menſchen in dieſe Trauerhöhle des irdiſchen Lebens bannt, wobei er immer einen Trug mit dem anderen vertauſcht, bis er zuletzt erkennen muß, daß alles eitel war. Er flucht voran der hohen Meinung des menſchlichen Geiſtes von ſich ſelber, dem Phantom des Ruhmes, ſodann dem Streben nach Beſitz und dem Behagen im Reichthum, ferner den Tafel- und Liebesfreuden; er flucht endlich auch der Hoffnung, dem Glauben und der Geduld!

Das heißt in der That die Welt in Stücke ſchlagen: denn alle Dinge haben nur Werth in dem Grade, als unſer

Herz ihnen Werth verleiht. Wenn nicht unſer eigenes Herz um jedes Ding und um jeden Menſchen, den wir lieben ſollen, „den goldnen Duft der Morgenröthe webt“, ſo ſcheint uns die Welt ein Grab. Wir erinnern uns hier eines kleinen Gedichtes, in welchem Goethe die Libelle oder Waſſerjungfer als Bild dieſer ergötzlichen Täuſchung darſtellt:

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle
Wie der Chamäleon,
Bald roth bald blau
Bald blau bald grün:
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Und was wirſt du dann erblicken wenn du ſie eingefangen haſt und genau betrachteſt? Nichts als ein traurig dunkles Blau. „So geht es dir, Zergliederer deiner Freuden“, heißt es am Schluß des Gedichtes. Alſo ohne dieſe Poeſie des Lebens, wie Schiller ſie nennt, fällt der roſenfarbne Schimmer von dem bleichen Antlitz des Lebens ab: die Liebe ſtirbt, die Jugend veraltet, auf deinen Lippen ſelbſt erkaltet der Liebe Kuß, und mitten in der Freude Schwung ergreift dich die Verſteinerung. Wenn Fauſt in dieſer Stimmung unrettbar verharren wollte, ſo wäre er ſchlimmer als todt, und für den Mephiſtopheles ſelbſt nicht zu gebrauchen. Dieſer übt in der That einen wohlthätigen Einfluß auf Fauſt, indem er ihn aus dieſer Stimmung errettet, und dieſe Wohlthat wird ſpäter von Fauſt ſelbſt dankbar anerkannt. Was

dießmal die Geiſter ſingen, die Geiſter welche engliſch liſpeln wenn ſie lügen, iſt dennoch Wahrheit, freilich eine Wahrheit, in welcher ſie ſelbſt und Mephiſtopheles dießmal ihre Rechnung zu finden hoffen. Dieſer ſucht Fauſtens Lebensüberdruß zu überwinden, welcher das Reſultat einſamen Grübelns iſt, ihn aus der Einſamkeit, in welcher Sinn und Kräfte ſtocken, in die Welt zu locken, freilich mit der Hoffnung, daß er dort in niedrigem Sinnengenuß untergehen ſolle: allein für Fauſt iſt dieß gerade gegenwärtig doch der einzig mögliche Weg zur Rettung. Mephiſtopheles will den Fauſt nicht unter das Pack ſtoßen: zwar iſt er keiner von den Großen, doch hofft er ihm immerhin Größeres bieten zu können als das, womit gemeine Lüſtlinge ſich unterhalten. Wir können wohl verſtehen was er meine. Byron hat uns in ſeinem Don Juan ſo ein Leben, welches Mephiſtopheles dem Fauſt bieten will, geſchildert, ein Leben, welches mit vollkommener Blaſirtheit enden ſollte, und Caſanova hat ſein eignes Leben als ein derartiges beſchrieben. Nun beginnt alſo der Bund, welchen Fauſt mit Mephiſtopheles ſchließt. Die Eingehung dieſes Bundes hat Fauſt nie bereut, und wir werden Schritt für Schritt ſehen, wie wenig er ihn zu bereuen habe. Aber den oben ausgeſprochenen Fluch bereut er am Ende ſeiner Tage:

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein!
Dann wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſein!
Das war ich einſt, eh' ich's im Düſtren ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte."

Damit ſtimmt überein was Mephiſtopheles ſagt:

„Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt."

Es geht gewöhnlich ſo in der Welt: wenn man eine Zeit lang der Vernunft und Wiſſenſchaft gehuldigt, und nicht alle die gewünſchten Reſultate erlangt hat, ſo fängt man wieder an, es im Düſteren zu ſuchen, man kehrt zum Aberglauben zurück, bei welchem man volle Befriedigung zu finden glaubte. Die Romantik und die Rückkehr ſo vieler hochſtehenden Geiſter zum Katholicismus, die Verſchreiung der Vernunft als flacher Aufklärung, die Bewunderung und Herausſtreichung des mittelalterlichen Unweſens und Aberglaubens, verbunden mit der Heuchelei, womit man zuerſt andere und allmählich auch ſich ſelbſt betrogen hat, ſie ſind ein Commentar zu jenen Worten. Auch Fauſt ſelbſt hätte nicht von der einſamen Grübelei zu dem betrüglichen fahrenden Scholaſten-Leben übergehen, ſondern in einem geſunden Wirkungskreiſe beide Bildungswege vereinigen ſollen. Doch dieſen Mittelweg findet er ſpäter: vor der Hand kann es naturgemäß nicht anders kommen, als daß er von dem einen Extrem zum anderen überſpringt.

Bei dem Vertrage aber, welchen Mephiſtopheles mit Fauſt ſchließt, iſt Mephiſtopheles gleich von Anfange an der Betrogene: und daran iſt er ſelbſt Schuld, weil er von Fauſts Streben, wie überhaupt von allem Edleren und

Höheren, keinen Begriff hat. Fauſt hat nicht aufgehört, nach dem Höchſten zu ſtreben: er ſchlägt nur einen anderen Weg ein zu deſſen Erreichung. Freilich iſt dieſer Weg gefährlich — und darauf gründet Mephiſtopheles ſeine Hoffnung — aber nur gefährlich zum Verirren, nicht zum Verlorengehen im Irrthum, ſo lange Fauſt, den Stillſtand als geiſtigen und moraliſchen Tod betrachtend, nicht abſteht, nach der Krone der Menſchheit zu ringen, und ſo lange er die ſinnlichen Genüſſe in der Weiſe anſieht, wie ſie in den Worten doch haſt du Speiſe die nicht ſättigt ꝛc. von ihm bezeichnet werden. Zwar will er in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenſchaften ſtillen, allein von Freude, d. h. von Wolluſt, ſoll dabei nicht die Rede ſein: drum will er anderſeits auch keinen Schmerzen ſich verſchließen.

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Goethe an Guſtchen 17. Juli 1777.

Er will bloß nicht mehr in Büchern leſen, ſondern handelnd und leidend alles ſelbſt erfahren: „Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt — am End' auch ich zerſcheitern.“ Freilich will er ſich vor der Hand nicht um das Jenſeits bekümmern, aber nicht darum, um hier recht furchtlos und ungenirt ſchwelgen und ſündigen zu können, ſondern in der Ueberzeugung, daß wir im Dieſſeits tüchtig werden müſſen, wenn wir nicht das Dieſſeits und das Jenſeits mit einander einbüßen ſollen. Mephiſtopheles fühlt bei dieſen Reden

wohl, daß ihm Fauſtens Streben nicht recht gätlich ſei; er macht daher mancherlei Einwendungen, welche dahin zielen, daß man eben nur nach materiellen Genüſſen und dabei nach erborgtem Glanze der Tugendheuchelei u. ſ. w. ſtreben ſolle. Der Menſchheit Krone wirklich zu erringen, meint er, ſei nicht wohl möglich: doch ſei es gut und zweckmäßig, den Schein derſelben ſich zu verſchaffen. Es komme doch nur auf das an, was die Welt von uns glaube, nicht auf dasjenige, was man wirklich ſei. So predigt er das Evangelium, welches von jeher die Weltleute der höheren feineren Geſellſchaften gepredigt haben, an welches auch die Römer zur Zeit des Auguſtus geglaubt haben (Horaz Epiſt. I, 16, 17 ff.) und welches am Hofe der franzöſiſchen Ludwige wohl am vollſtändigſten zur Ausführung gekommen iſt.

Wir wollen noch einige Stellen genauer deuten.

Der über allen meinen Kräften thront ꝛc. Trotz dem daß er über alle meine Kräfte unbeſchränkt gebietet, hat er doch gar keine Gewalt über die Außenwelt.

Zeig mir die Frucht die fault u. ſ. w. Fauſt weiß, daß ihm Mephiſtopheles nichts als vorübergehende Genüſſe bieten kann, und verlangt auch keine anderen. Denn wenn die Frucht fault faſt ehe man ſie bricht, und die Bäume täglich ihre Blätter wechſeln, ſo folgt eben daraus auch, daß man ſich täglich um neue Genüſſe bemühen muß und nie ſtillſtehen dürfe.

Wie ich beharre bin ich Knecht. Knecht entweder

ſeiner Bequemlichkeit oder der Luſt die ihn feſſelt, wie Herakles bei der Omphale.

Raſt nicht die Welt in allen Stürmen fort? mithin kann ſie auch ein Blatt Papier leicht zerſtören.

Das Wort erſtirbt, verſteinert ſich, unter dem Schreiben: Siegel und Pergament („Wachs und Leder") binden ſtatt der Treue des Herzens.

Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit ꝛc. Er will ſich von den Begebenheiten mit fortreißen laſſen, ihnen folgen und fröhnen.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt (ſagt Fauſt vor ſeinem Tode),
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt."

Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichen Genuß, Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß. Alles das wird Fauſt in der Liebe zu Gretchen erfahren, und zwar eben darum weil er ſie wirklich liebt, und nicht, wie der Teufel hofft, bloß da ſein Gelüſten ſtillen will.

Mephiſtopheles trägt in dieſer Dichtung eine doppelte Natur, eine dämoniſche und eine menſchliche. Von der erſteren haben wir bereits oben geſprochen: nun bleibt uns noch die zweite zu betrachten übrig. Zu dieſem Charakter

hat dem Goethe ſein Freund Merck weſentliche Züge geliehen, was man aus Goethe's eignen Bekenntniſſen entnehmen kann. Dieſer von Natur gute Mann hatte ſich gegen die Welt erbittert, und ließ dieſen grillenhaften Zug ſo in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſein. Verſtändig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem anderen einfallen, wie eine Schnecke ihre Hörner vorſtreckt, irgend etwas zu thun, was einen anderen kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich war. Von Geſtalt war er lang und hager: eine hervorſpringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus; hellblaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkſam hin und wieder gieng, etwas Thierartiges. Er hatte ſich angewöhnt im Geſpräch mitunter ein he! he! auszuſtoßen, welche üble Angewöhnung ſich ſpäter ſo ſteigerte, daß es faſt dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in Hypochondrie, als Folge ſeiner vielen Speculationen, und endigte damit, ſich zu erſchießen, aus ungegründeter Furcht bankerott zu machen. Ueberall trat er mit Leichtigkeit auf, und war ein angenehmer Geſellſchafter für alle, welchen er ſich durch ſeinen Spott nicht furchtbar machte. Merck und ich, ſagt Goethe (Eckermann II, p. 328), waren immer mit einander wie Fauſt und Mephiſtopheles. Der Drache macht mir immer bös Blut (heißt es in einem Briefe): es geht mir wie Pſychen, da ſie ihre Schweſtern wiederſah. Indeß gingen ſolche Neckereien aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor: allein da er nicht productiv war, ſondern im Gegentheil eine entſchieden negative Richtung

hatte, ſo war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und ſuchte unwillkürlich alles hervor, um ſolchem Kitzel zu genügen. Dabei hatte er eigene Grundſätze. Wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah, der es nicht zu ſchätzen wiſſe, ſo wendete er alles an, um es in ſeine Sammlung zu bringen. In ſolchen Dingen hatte er gar kein Gewiſſen, und jedes Mittel war ihm recht, ſo daß er ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug nicht verſchmähte. Als der Großherzog von Weimar, der ihn ſehr ſchätzte, für eine Schuld von 4000 Rthlr. für ihn ſich verbürgt hatte, ſo zahlte er das Geld wider Erwarten ſchnell zurück. Ich habe ſpeculirt, ſagte er, und das Geld von einem Schurken geliehen. Wenn ich dieſen darum betrüge, ſo thut's nichts: hätte ich aber den guten Herren darum betrogen, ſo wirkte das nachtheilig für tauſend andere: denn er würde ſein köſtliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menſchen würden darunter leiden, daß einer ein ſchlechter Kerl war. Die ſchlimme Seite dieſes Mannes nahm Goethe zur Charakterzeichnung ſeines Mephiſtopheles, als des Geiſtes, welcher ſtets verneint. Die Verneinung aber trifft den Glauben an Tugend, und das Streben nach allem Guten, Wahren und Schönen im Handeln, im Forſchen und im Schaffen. Darum iſt Mephiſtopheles die Satyre, die Parodie, die Ironie, die Gemeinheit der Geſinnung, vor welcher nichts Erhabenes beſtehen kann, ſondern in Unſinn und Thorheit überſchnappt. Selbſt in Gottes ſchöner Schöpfung erblickt er nichts als Gebrechen, und ſo tritt er ſogleich dem Lobgeſang der Engel gegenüber als Parodie auf. Wäre ſein Weſen

mehr auf harmloſen Witz gerichtet, ſo wäre er der leibhaftige Ariſtophanes. Allein ſein Verſtand iſt, wie der eines Deutſchen, zu zweckſüchtig, zu hausbacken, zu unpoetiſch. Darum iſt er ein Pedant, fordert Geſchriebenes, weil er nicht an Treue glaubt, hält ſich an den Buchſtaben, und geht dabei des Weſens verluſtig. Wenn er ſagt, daß er ſtets das Böſe will, aber (unwillkürlich) ſtets das Gute ſchafft, ſo prophezeit er damit unbewußt den Ausgang ſeiner Wette mit Fauſt, ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil, rechtfertigt am ſchlagendſten was er bekämpft, und gibt zugleich die ſchönſte Definition von allem demjenigen, was im Gebiete der Natur und des Geiſtes vernichtend auftritt. Jean Paul nennt die Satyre einen Drachen, welcher umgekehrt, den Schweif voran, zum Himmel aufſteige. Und Ariſtophanes äußert ſich mit einem gewiſſen Humor über die Wirkungen ſeiner Poeſie, indem er den Athenern demonſtrirt, welche Vortheile ſie ihnen bringe, und ſie eiferſüchtig machen will auf den Perſerkönig, als buhle dieſer um den Beſitz ſo eines Dichters. Und der Nutzen welchen Fauſt dem Mephiſtopheles bringt, iſt nirgends zu verkennen. Denn eigentlich wird Fauſt von Mephiſtopheles zu nichts verführt, wozu nicht in deſſen eigner Seele bereits der Trieb und das Streben gelegen hatte: bloß die Wege hilft er ihm bahnen. Durch ſein ſcharfes kaltes Urtheil aber wird Fauſt überall abgehalten, ſich mit einſeitiger Bewunderung an irgend etwas anzuklammern, und darin beharrend in befriedigter Ruhe der Bequemlichkeit zu verfallen, ſo daß des Herren Wort Beſtätigung findet: des Menſchen Thätigkeit

kann allzuleicht erſchlaffen: er liebt ſich bald die unbedingte Ruh u. ſ. w.

X. Das Geſpräch mit dem Schüler.

Dieſer Charakter des Mephiſtopheles offenbart ſich wiederum deutlich im Geſpräch mit dem angehenden Studenten, in welchem der Dichter demſelben diejenigen Urtheile in den Mund gelegt hat, welche er ſelbſt, der Dichter, während ſeiner Univerſitätsjahre in Leipzig ſich gebildet hatte, während in dem gutmüthigen Neuling, welcher die Univerſität betritt, ebenfalls wiederum der junge Goethe gegenüber ſeinen akademiſchen Lehrern zu erkennen iſt. In der Logik (ſo erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit B. XXI, 39) kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geiſtesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, ſo auseinander zerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge an ſich, von der Welt, von Gott, glaubte ich ungefähr ſo viel zu wiſſen als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern.

Ueber die Stelle encheiresin naturae, d. h. Handhabung der Natur, erklärt er ſich bei Falk folgendermaßen: „Was helfen mir die Theile? was ihre Namen? Wiſſen will ich was jeden einzelnen Theil im Univerſum ſo hoch begeiſtigt,

daß er den andern aufſucht, ihm entweder dient oder ihn beherrſcht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgeſetz in einem höheren oder geringeren Grade den zu dieſer, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in dieſem Punkt herrſcht überall das tiefſte Stillſchweigen."

In ſeinem Alter, nachdem Goethe den Beſtrebungen der Naturphiloſophen zugeſehen und gefunden hatte, daß ſich Idee und Erfahrung nicht vermitteln laſſen, flüchtete er ſich abermals in die Sphäre der Dichtkunſt, ein altes Liedchen mit einiger Abwechſelung erneuernd (B. L, p. 60 a. A.):

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.
Das hat ſie nicht zuſammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Weh' dir daß du ein Enkel biſt. Die Geſetze waren vielleicht einmal gut zu Zeiten deines Großvaters: aber in der dritten und vierten Generation haben ſie ſich überlebt, und ſollten anderen natur- und vernunftgemäßen Platz machen.

Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt, d. h. den Makrokosmus und den Mikrokosmos oder die Reiche der Natur und den menſchlichen Organismus.

Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange. Fauſt iſt ein redender Beweis dieſer Verkündigung. Es wäre dem Menſchen, dieſem Grashüpfer, beſſer, wenn er immer im Gras liegen bliebe und nicht in jeden Quark ſeine Naſe ſteckte, d. h. alles mögliche durch ſein Wiſſen und Forſchen ergründen wollte. Denn wie wenig er dabei für ſich bringe, das hat eben die gegebene Cenſur von dem Stande der Wiſſenſchaften, welche Cenſur noch heute ſo gut als damals paßt, bewieſen.

XI. Mephiſtopheles veredelt ſeine äußere Erſcheinung.

Mephiſtopheles beginnt nun ſeinen Curſum mit Fauſt, ihn zu führen durch alle die Schaalheiten und Leerheiten zuerſt der kleinen und dann der großen Welt, hoffend, daß er da an einer von ihnen hängen bleiben werde, indem er ihn erſt durch alle möglichen Reize der Sinnlichkeit, durch Bacchus und Venus u. ſ. w., und dann durch die Leidenſchaften der Herrſchſucht, Habſucht, Ruhmſucht und anderen Herrlichkeiten, welche einſt auch der Satan dem Herren von der Zinne des Tempels aus gezeigt hat, zu ködern ſucht, wobei er zwar überall ſeinen Zweck verfehlt, aber dennoch immerfort in derſelben Bornirtheit verharrt, und, während er immer mehr zum bloßen Diener und Handlanger

Fauſtens herabſinkt, dennoch nicht wankt in ſeinem Vertrauen, ihn endlich doch noch zu bekommen.

Dem Stubengelehrten fehlt aber das Geſchick, der Muth und die leichte Lebensart

> Auch iſt, um reſolut zu handeln,
> Mit heitrem Angeſicht zu wandeln
> Sein äußres nicht von rechter Art,
> Zu lang der Rock, zu kraus der Bart.
> B. VI. p. 247.

Darum übernimmt Mephiſtopheles zunächſt die Rolle des Tanzmeiſters. Dieſen Punkt hatte Goethe weiter ausführen wollen: denn es finden ſich unter den Paralipomenen folgende hierher gehörige Stellen:

> Wenn du von außen ausgeſtattet biſt,
> So wird ſich alles zu dir drängen:
> Ein Kerl der nicht ein wenig eitel iſt,
> Der mag ſich auf der Stelle hängen.

> Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt.
> Ich komme luſtig angezogen:
> So iſt mir jedes Herz gewogen:
> Ich lache, gleich lacht jeder mit.
> Ihr müßt, wie ich, nur auf euch ſelbſt vertrauen
> Und denken daß hier nichts zu wagen iſt.
> Denn es verzeihen ſelbſt gelegentlich die Frauen,
> Wenn man mit Anſtand den Reſpect vergißt.
> Nicht Wünſchelruthe, nicht Alraune,
> Die beſte Zauberei liegt in der guten Laune.
> Bin ich mit allen gleichgeſtimmt,
> So ſeh' ich nicht daß man was übel nimmt.
> Drum friſch an's Werk, und zaubert nur nicht lange,
> Das Vorbereiten macht mir bange.

Um Reiſegeld u. ſ. w. brauchen wir uns nicht zu kümmern: denn wir befinden uns im Reiche der Poeſie. Uebrigens wiſſen wir auch, daß Mephiſtopheles durch ſeine Künſte dergleichen Mittel leicht zu beſchaffen weiß. Statt einer Kutſche dient der Zaubermantel, welcher durch ein bischen Feuerluft, gleich einem Luftballon, emporgehoben wird. Den Zaubermantel übrigens, welchen Mephiſtopheles ſchon in der Volksdichtung gebraucht, ſcheint er von Wodan geerbt zu haben, welcher auf demſelben die Helden durch die Luft entführte.

Begleiten wir alſo den Fauſt auf ſeinem Gange durch die Welt, um ihn, und vielleicht auch uns ſelbſt, hinterher als ganz andere wiederzufinden! denn

Natürlichem genügt das Weltall kaum:
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloßnen Raum.

Gewiß Fauſt, ſo gut wie der Homunculus, ſucht die Kunſt zu entſtehen und will nichts weiter als entſtehen.

XII. Auerbachs-Keller.

Zuerſt nun ſoll dem Fauſt gezeigt werden, wie man in völliger Gedankenloſigkeit beim Trunke in einem unterthieriſchen Zuſtande ſich jeden Tag zu einem Feſt machen, und dabei ſein ſelbſt vergeſſen kann. In Auerbachs Keller zu Leipzig, welcher 1530 gebaut iſt, befinden ſich noch jetzt Ge-

mälde und Reime, welche bezeugen, daß Fauſt auf einem Weinfaſſe hinausgeritten ſei, und andere, welche den Fauſt unter Studenten zechend darſtellen. Die ſtudentiſche Rohheit hat zu Goethe's Zeiten ebenfalls, wenn auch nicht eben am ſtärkſten zu Leipzig, geherrſcht, ſo daß es Goethen nicht an Originalen zu ſeiner Zeichnung fehlen konnte. Die Namen Froſch, ein Thier welches in Lachen lebt und das flüſſige Element liebt, Brander, an Brand oder Rauſch erinnernd, ſind abſichtlich gewählt.

Singt Runda. „Davon kommt der Saufgeſang Runda dinellula, als bei unvernünftigem Saufen ein abgeſchmacktes Zwiſchenwort.“ Dieſer Refrain ſcheint ſogar aus dem Alterthum zu ſtammen: τήνελλα wurde in den Jubelgeſängen gerufen, welche man den olympiſchen Siegern ſogleich nach ihrem Sieg zujauchzete.

Ein garſtig Lied u. ſ. w. Politiſche Lieder waren Goethe ſelbſt nicht beliebt, und Brander hat in der That recht, daß man bei Trinkgelagen ſich um keinen anderen Papſt und König kümmern ſolle, als um einen ſolchen welcher bei Commerce präſidire.

„Schwing dich auf Frau Nachtigall“

iſt nach einem Volksliede geſungen.

„Es war eine Ratt' im Kellerneſt“

gehört Goethen ganz an. Wohl an dem Tag, da er's gedichtet hatte, ſchrieb er an Guſtchen: „Scene in meinem Fauſt.“ Darauf nach Beſchreibung ſeines Thuns und Treibens den

Tag über ſetzt er hinzu: „Mir ward in all dem wie einer Ratte die Gift gefreſſen hat: ſie läuft in alle Löcher, ſchlürft alle Feuchtigkeit, verſchlingt alles Eßbare das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerſtes glüht von unauslöſchlichem Feuer.“

Rippach iſt die letzte Poſtſtation zwiſchen Weißenfels und Leipzig. Hans von Rippach galt zu Goethe's Zeit als Bezeichnung eines Tölpels.

Das Flohlied, welches den nichtswürdigen Hofgünſtling ſchildert, iſt ebenfalls ein nagelneues, d. h. von Goethe verfaßtes Gedicht.

Der darauffolgende Spuk, welchen der Weinrauſch anrichtet, iſt aus der Fauſtſage genommen. Bei einem Gaſtmahl zu Erfurt bot Fauſt den Gäſten verſchiedene edle Weine an, bohrte dann, ſtopfte mit Pfropfen u. ſ. w. Das gegenſeitige Anfaſſen bei den Naſen erzählt Philipp Camerarius 1602. Als Fauſtens Geſellſchafter einſt einen Weinſtock voll reifer Trauben zu ſehen wünſchten, ließ Fauſt einen ſolchen aus dem Tiſch herauswachſen. Die Gäſte griffen nach Meſſern um abzuſchneiden, hielten aber dennoch, der vorangegangenen Warnung gemäß inne, bis Fauſt das Zeichen geben würde. Und das war ihr Glück, ſonſt hätten ſie ſich gegenſeitig die Naſen abgeſchnitten.

Uebrigens ſind dieſe Erzählungen ganz ähnlich denjenigen, welche das griechiſche Alterthum von Täuſchungen des Bacchos erzählt, wie z. B. Lykurgos, indem er Weinreben abzuhacken meint, ſeinen eignen Kindern die Glieder zerhackt, und wie Protheus meint, ſein Haus brenne, und Waſſer

zum Löſchen herbeiſchleppt. Es wird aber in allen dieſen Sagen nur die Verrückung der Sinne durch den Rauſch veranſchaulicht.

Die Beſchwörungsformeln ſind recht im Geiſte und in der Art ſolcher Sprüche von dem älteſten an den wir kennen, z. B. in dem Merſeburger Zauberſpruch zur Einrenkung eines verrenkten Fußes:

Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zu Geliden, als ob ſie geleimet ſeien.

Mein! ſollte wohl der Wein noch fließen? Abgekürzt aus Mein Gott!

XIII. Die Hexenküche.

Der Fetiſchdienſt oder das Heidenthum beruht eigentlich auf dem Glauben an dasjenige was man bei uns Sympathie zu nennen pflegt, und welches im Grunde einerlei mit Magie oder Zauberei iſt. Je reicher die Götter an Symbolen ſind, deſto wirkſamer ſcheinen ſie zur Erzwingung deſſen was der Menſch verlangen will: dadurch geſchieht es, daß ſolche Bilder in das Ungeheuere ausarten, vielköpfig, vielarmig und mit allerlei Symbolen behangen, ja ſogar halb- oder ganz thiergeſtaltig erſcheinen. Und nicht minder werden auch die Ceremonien unmenſchlich grauſam, un-

ſinnig. Von ſolcher Ausartung iſt eine doppelte Erlöſung möglich, erſtlich durch die Kunſt und zweitens durch die Wiſſenſchaft. Wenn die Kunſt anfängt den Gottesdienſt zu veredeln, ſo wandeln ſich die Götterbilder unter ihren Händen allmählich in ſchöne Menſchengeſtalten um, die Ceremonien aber werden durch Muſik, Geſang, Tanz u. ſ. w. immer mehr in das Schöne umgebildet; ingleichen werden durch die Poeſie vom Weſen der Götter immer mehr die Rohheiten abgeſtreift, bis die Sagen anmuthigen Geſchichten gleichen, an denen ein menſchliches Herz ſich erbauen kann. Dieſe Bewältigung der Rohheit durch die Schönheit hat das Griechenthum zuerſt vollſtändig vollbracht. Auch den zweiten Sieg, den der Wiſſenſchaft über den Aberglauben, hat die griechiſche Welt erfochten, und dadurch dem Eintritt des Chriſtenthums vorbereitet.

Der Katholicismus aber hat das ganze Rüſtzeug des Heidenthums dem Chriſtenthum vindicirt, und namentlich hat er den Glauben an die Zauberkraft der Ceremonien und der Reliquien wieder zur vollſten Geltung erhoben. Weil man aber einen gewiſſen Dualismus ſetzte, einen Höllengott neben einem Himmelsgott anerkannte, ſo ſchied man auch die Symbole (sacra) nach dieſen zwei Reichen, und nannte die einen Teufelskünſte, Hexerei, Zauberei, die anderen Ceremonien. Dieſer Aberglaube wurde abermals auf den beſagten zwei Entwickelungswegen überwunden, in Italien durch die Kunſt der italieniſchen Malerſchulen, in Deutſchland durch die Wiſſenſchaft.

Die Hexenküche hat Goethe in der urſprünglichen Hei-

math und Wiege fratzenhaften Aberglaubens, in Rom, und dort in einer der berühmteſten Kunſtſammlungen, im Garten der Villa Borgheſe (im Jahr 1788) gedichtet. Darum iſt es kein Wunder daß er beide, den Aberglauben und die Kunſt, ſammt der Entwickelung der einen aus dem anderen, in dieſer Dichtung vor Augen hat. Fauſt wird von Mephiſtopheles in die Hexenküche geführt, um da durch einen Zaubertrank verjüngt zu werden. Die Zauberin Circe konnte durch einen dargereichten Trank Menſchen in Thiere verwandeln, Medea konnte Greiſe zu Jünglingen machen, Armida bei Taſſo zaubert Jugend und Schönheit her. Bei Fauſt, nachdem er den Trank genoſſen hat, ſehen wir nicht, daß er plötzlich in verwandelter Geſtalt vor uns ſtehe; zwar gleicht ſein nachheriges Weſen und Handeln ſehr dem eines jüngeren Mannes: doch ſehen wir aus allem, daß mehr die Belebung der Sinnlichkeit und die Kräftigung des phyſiſchen (leiblichen) Lebens gemeint ſei. Dahin geht z. B. die Aeußerung des Mephiſtopheles, daß es noch ein anderes Mittel zu ſolcher Wiederbelebung des vertrockneten Stubengelehrten gebe, wenn er nämlich als Bauer mit dem Vieh zu leben ſich entſchließen könnte. Auf die Erweckung der Sinnlichkeit aber zielen die Worte: „du ſieheſt, mit dieſem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe.“ Schon vorher hat Fauſt bei Betrachtung des Bildes weiblicher Schönheit, das er in einem Spiegel erblickte, geſchwärmt: „Iſt's möglich! iſt das Weib ſo ſchön?!“ Es iſt alſo die Emancipation des Fleiſches welche hier vollbracht wird, und dieſe geht aus der mittelalterlichen Aſcetik und Caſteiung nothwendig, als deren Gegenſatz, her-

vor, und findet dann in der Kunſt ihre Nahrung und Veredlung. Eine tüchtige Sinnlichkeit iſt dem Genie, wie dem Helden, nothwendig: der Dichter und Künſtler vermögen ohne ſie nichts zu ſchaffen, ſo wie der Krieger ohne ſie nichts zu leiſten vermag. Und ſo zieht Fauſt auch aus dieſer Operation nur Gewinn.

> Im Alter Jugendkraft entzünden,
> Das ſchönſte Kind dem treuſten Freund verbinden,
> Das iſt gewiß nicht ſchwarze Kunſt!
>
> B. VI. p. 248.

Die Hexe aber iſt nicht von der Gattung der griechiſchen, welche ſelbſt reizend erſcheinen und durch ihren Liebeszauber Helden feſſeln: ſondern ſie iſt häßlich wie die Hexen bei Shakespeare, welche Sturm und Witterungsgraus hervorbringen, und in ihrem Keſſel aus lauter gräulichen Ingredienzien einen Teufelstrank brauen. Sie gleicht ferner ganz und gar den Hexen deren man in Deutſchland ſo viele tauſende auf Scheiterhaufen verbrannt hat, welche auf Beſen durch den Schornſtein hinausfahren, um bei Luſtbarkeiten herumzuſchwärmen, und, mit dem Teufel buhlend, an allen Orten, beſonders auf dem Blocksberg, ihre Tänze und Feſte zu feiern. Bei dieſen Feſten wurde das Heilige parodirt, auch eine Carricatur der Meſſe und des Abendmahls aufgeführt, womit man den Bund mit dem Teufel erneuerte. Parodien und Carricaturen enthält auch die vorliegende Scene und zwar zuerſt einer gewiſſen Poeſie („das Schändlichſte was wir — die Teufel — erfanden, iſt ihrer Andacht eben recht"), ſodann auch des italieniſchen Cultus. Die Tempeldiener

dieſer Sibylle ſind Affen, Zerrbilder der Menſchheit, und zwar unter den Affen ſelbſt die häßlichſten, Meerkatzen. An dieſen artigen Thieren und ihrem Treiben findet Mephiſtopheles ein herzliches Wohlgefallen, und verfolgt nebenbei die Abſicht, an Fauſt einen Proſelyten zu machen, daß ihm der Unſinn behage, daß er ſich in das Studium ihrer Ceremonienbücher vertiefe, und mit dergleichen Discurſen und Beſchäftigungen ſich die Zeit vertreibe, woraus jedoch bei Fauſtens Streben abermals nichts werden kann. Während die Frau Hexe draußen herumſchwärmt bei Schmaußereien u. ſ. w., quirlen die verfluchten Puppen, als Knecht und Magd, in einem Brei herum, und kochen breite Bettelſuppen unſinniger Traktätlein, flacher Volksſchriften und lederner Morallehren für ein großes großes Publicum. Und dabei iſt es ihnen doch nur darum zu thun reich zu werden, und iſt das Glück der Gott von dem ſie alles hoffen. Die Welt ſelbſt iſt eine Glaskugel (worauf die Göttin Fortuna ſteht), welche umrollt: wer mit ihr ſpielt, der kann ſich leicht verwunden: denn ſie iſt bloß von Thon, und wenn ſie bricht ſo gibt es Scherben. Das ſcheint nebenbei eine Satyre zu ſein auf die übertriebene Klage über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Mittelſt der ſchon bei den alten Griechen geübten Siebwahrſagung erkennt der Kater den Mephiſtopheles. Man hält das Sieb zwiſchen die beiden Mittelfinger, ſpricht dann die Frage, auf welche man Antwort mit Ja oder Nein begehrt, und wenn ſich das Sieb unwillkürlich dreht, ſo iſt dadurch die Frage mit Ja beantwortet: und dieſes Mittels bediente man ſich am öfterſten um Diebe

ausfindig zu machen. So entdeckt auch hier der Affe den Dieb welcher ſich unerkannt eingeſchlichen hat, reicht ihm den Wedel als Scepter, und nöthigt ihn ſich im Seſſel, als Thron, niederzulaſſen. Dazu bringen ihm die Thiere nun auch eine Krone, welche aber freilich erſt mit Schweiß und Blut zu leimen wäre („Laßt euch nur von Pfaffen ſagen was die Kreuzigung eingetragen"). Allein ſauer wollen ſich's die derartigen Prieſter und Poeten nicht eben werden laſſen: ſie ſind vielmehr der Ueberzeugung, daß dichteriſche Begeiſterung der Vernunft entbehren müſſe. Darum geht die Krone auseinander: und als das geſchehen iſt, da geht die Reimerei erſt recht an: „Und wenn es uns glückt und wenn es ſich ſchickt, ſo ſind es Gedanken." Bei dem Anhören ſolchen Unſinns fängt allmählich dem Mephiſtopheles ſelbſt der Kopf an zu ſchwanken, während zu gleicher Zeit Fauſt ſchier verrückt geworden iſt von dem Anblick der reizenden Frauengeſtalt im Spiegel. Wenn ich Goethen recht verſtehe, ſo will er mittelſt dieſer Parallelſtellung das Beiſammenſein des kraſſeſten Aberglaubens und gedankenloſeſten Ceremoniendienſtes mit der vollendetſten Schönheit raphaeliſcher Gemälde und antiker Statuen veranſchaulichen, wie denn auch beides zuſammen durch die nämlichen Päpſte gefördert wurde, und mit einander zur höchſten Vollendung gelangt iſt. Darauf erſcheint die Hexe ſelbſt, und es folgt eine lebhafte Erkennungs- und Bewillkommnungsſcene, wie ſie derartigen Weſen angemeſſen iſt. Dabei iſt zu beachten, daß Mephiſtopheles, welcher als Pädagog des Fauſt einen eleganten Herren vorſtellen will, und ſich auch ganz wie ein modiſcher

Baron und Hofmann angethan hat, den Titel Satan u. ſ. w. ſich verbittet. Unter den Paralipomenen befindet ſich ein Fragment, in welchem Mephiſtopheles einem Prinzenerzieher gleicht, welcher ſeinen jungen Herren auf Reiſen begleitet, und dabei ſich völlig ſo gerirt, wie ſich dergleichen Prinzenerzieher zu benehmen pflegen. Fauſt ſelbſt wird in dieſem Fragmente, zufolge der hier geſchehenden Verjüngung, ein junger Herr genannt.

„Der junge Herr iſt freilich ſchwer zu führen,
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Wildfang zu regieren,
Und afficirt mich auch nichts mehr:
Ich laſſ' ihn ſo in ſeinen Lüſten wandeln;
Mag ich doch auch nach meinen Lüſten handeln.
Ich rede viel, und laß ihn immer geh'n.
Iſt ja einmal ein dummer Streich geſcheh'n,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt.
Doch gibt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen."

Und vollkommen wie ſo ein junger Prinz, ein junges Roß welches der Haber ſticht, beträgt ſich Fauſt, nachdem er den Trank im Leibe hat, wie wir bald ſehen werden.

Die Ceremonien bei Ueberreichung des Trankes ſind, wie leicht zu erkennen, eine Carricatur der Meſſe. „Das tolle Zeug, die raſenden Geberden, der abgeſchmackteſte Betrug, ſind mir bekannt, verhaßt genug." Mich ergriff, ſchreibt Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe (XXIII, 150), ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil

der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Junglingsleben gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt: denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und herwankend anträfe? Das venio iterum crucifigi fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen. Hier fanden wir eine Menge Perſonen die köſtlichen Gemälde aufmerkſam betrachtend; denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom." Da haben wir ja das Spiegelbild Fauſten's ganz unmittelbar neben der päpſtlichen Hexen-Küche! So ſtellt Goethe noch an mehreren anderen Orten beide im Contraſt einander gegenüber, z. B. p. 190. „Ich möchte, wie mein frommer Vorfahre, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit." — „Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die

viel verehrte Juno, machen tiefen und bleibenden Eindruck.“ Dieſe Abneigung, welche Goethe fühlte, leitet er von ſeinem proteſtantiſchen Diogenismus her. Derſelbe erſtreckt ſich auch auf die vernunftloſe Auffaſſung der Trinitätslehre, auf die arrogante Pfaffendummheit in Verketzerung der Wiſſenſchaft und auf die oft gehörte Behauptung, daß gläubige Vertiefung in das Weſen Gottes, wobei man gleich indiſchen Büßern tagelang bloß ſeine Naſenſpitze anſieht, die höchſte Wiſſenſchaft ſei: „die hohe Kraft der Wiſſenſchaft — er hat ſie ohne Sorgen.“ Nach Beendigung der erbaulichen Ceremonie, als Mephiſtopheles mit einigen verbindlichen Complimenten Abſchied nimmt, wird ihm von der Hexe, welche ihrerſeits ebenfalls ſehr über dieſen Beſuch erfreut iſt, noch ein Tractätlein oder myſtiſches Liedlein in die Taſche geſteckt, bei deſſen Singung Mephiſtopheles ganz beſondere Wirkung verſpüren werde.

Wenn Goethe gegen Falk die Katzengeſänge und Hexenbeſchwörungen einen dramatiſch-humoriſtiſchen Unſinn genannt hat, ſo folgt daraus keineswegs, daß ſich der Dichter bei ihrer Verabfaſſung nichts gedacht habe: denn um mit Bewußtſein Unſinn zu machen, muß man nothwendig das Urbild, deſſen Verzerrung dieſer Unſinn ſein ſoll, vor Augen haben, und die Dichtung enthält zu viele deutliche Spuren von Abſichtlichkeit und Durchblickung eines tieferen Sinnes, als daß man annehmen könnte, daß Goethe bloß ſo in das Blaue hinein habe faſeln wollen.

In der nächſten Scene werden ſich die Wirkungen des Hexentrankes ſofort offenbaren.

XIV. Gretchen.

Es folgt nun derjenige Theil des Gedichtes, welchen man die Tragödie Gretchen nennen könnte. Derſelbe bedarf kaum hie und da einer Erklärung. Zur Beförderung klarer Einſicht aber kann es dienen, wenn wir das Leben der handelnden Perſonen, über welches der Dichter bei Gelegenheiten zerſtreute Andeutungen gibt, in chronologiſchem Zuſammenhange betrachten.

Gretchen, welche vom Dichter großentheils nach dem Bilde ſeiner erſten Liebe in Frankfurt gezeichnet zu ſein ſcheint, iſt das Kind nicht unbemittelter Aeltern.

> Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
> Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
> Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.

Das iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob das Vermögen bloß in dem Häuschen und Gärtchen beſtanden hätte: denn an einer anderen Stelle erfahren wir, daß die Mutter auch Capitalien auszuleihen hatte:

> Vielleicht bracht's Jemand (das Käſtchen) als ein Pfand,
> Und meine Mutter lieh darauf.

Trotz dieſem hübſchen Vermögen wurde Gretchen von ihrer Mutter, einer frommen ängſtlichen Wittwe, ſehr eingeſchränkt und ſtrenge gehalten. Dieſe Wittwe erfuhr das traurige Schickſal, ihren Mann zu verlieren während ſie ein Kind zu erwarten hatte. Der Gram zog ihr während der

Zeit ihrer Entbindung eine Schwäche und Krankheit zu, ſo daß man ſie für verloren hielt, und ſie erholte ſich nur langſam. Gretchen mußte die Mutter des armen Würmchens werden, es mit Milch und Waſſer aufziehen, ihm ſeine Nachtruhe opfern, früh am Waſchtroge ſtehen, und dabei auf dem Markt und am Herde ſorgend den ganzen Haushalt verſehen. Das Kind ſtarb, und Gretchen weinte ihm nach, denn ſie hatte es mütterlich lieb gewonnen. Sie bekam darauf zwar ruhigere Tage: allein als die Mutter keine Magd nahm und in allen Stücken ſehr accurat war, ſo hatte ſie dennoch immer genug zu ſchaffen, mußte kehren, fegen, ſtricken, nähen und laufen früh und ſpät. An Spaziergang, Putz und Tanz und ſonſtigen frohen Jugendgenuß war nicht zu denken. Wenn ſie ſich einmal ſchön anzog, ſo geſchah es nur um in die Kirche oder zur Beichte zu gehen. Sie iſt katholiſch: das erfahren wir ſogleich, indem Mephiſtopheles ſagt: „ſie kam von ihrem Pfaffen, der ſprach ſie aller Sünden frei: ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbei. Sie iſt ein gar unſchuldig Ding, die eben für nichts zur Beichte gieng.“ Auf dem Heimgang nach dieſer Beichte begegnet ihr Fauſt.

Geht den Frauen kühn entgegen:
Ihr gewinnt ſie, auf mein Wort!

Die Keckheit Fauſtens hat Gretchen allerdings beſtürzt gemacht. „Hat er in deinem Betragen etwas Freches, Unanſtändiges geſehen? Wie konnte es ihm einfallen, mit dir ſo gerade hin zu handeln?“ Dennoch konnte ſie dem Fremden in ihrem Herzen nicht böſe ſein: und ſein keckes Weſen diente

ihr nur zum Beweiſe, daß er aus einem edlen Hauſe ſei. Gretchen wird doppelt und ſcharf gehütet: erſtlich von der ſtrengen, ganz der Welt abgeſtorbenen und jegliche Eitelkeit verdammenden Mutter, und zweitens von ihrem Bruder, dem Soldaten, deſſen höchſter Stolz dieſe eben ſo ſittſame als ſchöne Schweſter iſt: und da ſie nirgends zum Vergnügen hingehen darf, ſo wäre eine Verführung faſt unmöglich, wenn ſie nicht wenigſtens zur Nachbarin öfters hinüberſchleichen könnte, und das iſt ein Weib wie auserleſen zum Kuppler- und Zigeunerweſen. Wir müſſen uns unter ihr eine hübſche Frau, etwa in den vierziger Jahren, denken. Der Herr Schwertlein hat ſie einſt ohne Zweifel bloß wegen ihrer Schönheit geheirathet: denn er ſelbſt liebte Weiber, Wein und Würfel, und ſo paßten ſie ganz gut zuſammen, inſofern keines von beiden für häusliche und eheliche Tugenden irgend einen Sinn hatte. Weil ein jedes von ihnen gern ſeine Wege gieng, ſo ließ es auch das andere ungehindert walten: Herr Schwertlein konnte es immer nicht lange daheim aushalten, denn er liebte das Wandern; und Frau Schwertlein wußte ſich für ſein Abſein zu entſchädigen, daß ſie keine lange Weile verſpürte. Zuletzt iſt der Mann gar durchgegangen, Weib und Kinder in Stich laſſend, um in Italien bei Condottieris zu dienen, wo man ein freies Leben führen konnte wie unter Wallenſtein. Frau Schwertlein aber iſt das gerade Gegentheil von Gretchens Mutter: eben darum mußte ihr Umgang Reiz für das Mädchen haben, weil die Triebe, welche die Natur in Mädchenſeelen gelegt hat, Neugierde, Putzliebe u. ſ. w. hier Befriedigung fan-

den, während die Mutter, zwiſchen den Bedürfniſſen des Mädchens und ihren eigenen Empfindungen keinen Unterſchied machend, ihr alles verſagte.

Begeben wir uns jetzt zu Fauſt zurück. Er dachte anfangs an nichts weiter, als an Verführung: „es drang ihn nur ſo grade zu genießen.“ Allein dieſe Geſinnung iſt wie weggeblaſen und verſchwunden, ſo wie er nur ihr Zimmer betritt, und das Gefühl der Stille, der Geiſt der Ordnung und der Zufriedenheit ihn dort umſäuſelt. Mit innigerer, reinerer Andacht hat wohl ſelten ein Pilger im Tempel ſeines Gottes gebetet, als Fauſt an dem Orte verweilt, „wo die Natur mit heiligem Weben das Götterbild entwirkt, und in leichten Träumen den einzigen Engel ausgebildet hat.“ Erſchiene ſie jetzt, er läge ihr beſchämt und hingeſchmolzen zu Füßen. Von dieſen ſeinen Empfindungen hat Mephiſtopheles keine Ahnung: als Fauſt ſich nicht losreißen kann, ſo meint er, derſelbe ſtiere auf den Schatz im Käſtchen hin, und ſei zu geizig, denſelben zu opfern. Der ahnungsvolle Engel aber empfindet eine dumpfe Schwüle, als er wieder in ſein Zimmer kommt; ein Schauer überläuft ſie, ſie wollte, daß die Mutter nach Haus käme. Geſang und Poeſie üben, wie Gebet, bei reingeſtimmten Seelen eine tröſtende und beruhigende Kraft. Gretchen ſingt ein Lied von treuer Liebe, die Ballade vom König in Thule. Ein tieferer Sinn liegt auch ihr, ſo wie dem Fiſcher, zu Grunde. Denn das Liebſte welches der ſterbende König, während er alles übrige ſeinen Erben, den Elementen, gönnt, nur dem Weltmeer hingeben will, das iſt ſein Selbſt, ſeine Seele, die er mit der

Weltſeele vereinigt wiſſen will, mag ſie nun in dieſem Elemente, dem Seelenäther, wie ein Tropfen zerrinnen, oder, zur Perle verhärtet, ihr geſondertes Daſein fortſetzen können. Der von Mephiſtopheles hinterlaſſene Schmuck, Spange, Kette und Ringe, wird von der Mutter, welche von ihrem Gefühle, dem Gott in ihrem Buſen, als eine fromme gottesfürchtige Frau richtig geleitet wird, der Kirche gegeben. Auch Gretchen würde von dieſem Gefühle, wenn ſie ihm folgen könnte, vor jeder Verſuchung bewahrt geblieben ſein. Allein die Eitelkeit, welche in allen Mädchenherzen ſchlummert, und welcher von der gar zu aſcetiſchen Mutter jede erlaubte und vernünftige Nahrung abgeſchnitten wird, übertäubt dieſes Gefühl. Und das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden regt ſich in ihrem Herzen ſo gut wie in jedem anderen jungen Herzen: die Begegnung des wackeren Ritters hat bereits einen Funken in ihr Herz geworfen: die Geſpräche der Marthe, verbunden mit den Schmeicheleien des Mephiſtopheles, werden denſelben bald zur Flamme anfachen. Jetzt ſitzt ſie unruhvoll, „weiß weder was ſie will noch ſoll, denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht, noch mehr an den der's ihr gebracht.“ Darum wird der zweite Schmuck nicht mehr der Mutter gezeigt, ſondern zur Nachbarin gebracht. Dieſe Frau hat, außer der Neigung zum Kuppeln, welcher alten Buhlerinnen ſo natürlich iſt, wohl noch einen anderen Grund, dem jungen Dinge zu ſchmeicheln: denn ſie iſt arm, von ihrem Mann mitſammt den Kindern auf dem Stroh allein gelaſſen, und Gretchen iſt verhältnißmäßig wohlhabend, kann ihr wenigſtens aus der Küche manche

Unterſtützung zufließen laſſen. Mithin alles, was die Mutter nicht duldet und nicht gerne ſieht, das kann Gretchen bei der Nachbarin treiben, ſich verſtohlens putzen, und in dem Putze gelegentlich auch der Welt ſich zeigen. Mephiſtopheles tritt herein, und hält das geputzte Mädchen für ein Edelfräulein, alſo gerade für dasjenige, was Gretchen ſo gerne ſein möchte. Die innere Begabung dazu beſitzt ſie von Natur, die äußere verleiht der Schmuck: mithin bedarf es jetzt nur noch eines Mannes, welcher ſie aus ihrem Stand zu dem ſeinigen emporhebe: und dieſer hat ſich auch ſchon gefunden, und Mephiſtopheles verſpricht ihn herbeizuführen. Nicht als ob ſie nach irgend etwas von dieſem wirklich trachtete: es ſind das alles blos leiſe Regungen, natürliche Neigungen, welche unbewußt in ihrem derzeit noch unſchuldigen Herzen ſchlummern, aber in ſolcher Umgebung nur um ſo gefährlicher, weil ſie unbewußt und darum auch unbewacht ſind. Indeſſen zeugen alle ihre Aeußerungen von tugendhaftem Streben und rührender Unſchuld.

Mephiſtopheles aber kuppelt nicht allein für Fauſt ſondern auch für ſich, um mit der Marthe einen vorübergehenden Liebeshandel anzuſpinnen. Er iſt überall der gemüth- und gewiſſenloſe welterfahrene Verſtand, der ſich um ſo leichter beherrſchen und ſeine Zwecke mit deſto ruhigerer Sicherheit verfolgen kann, weil er von keiner überwältigenden Empfindung aus dem Geleiſe geriſſen wird. Derartige Menſchen machen in der Welt keine dummen Streiche und ziehen ſich keine Schmerzen zu: darum können ſie ſo leicht über die warm Empfindenden die Köpfe ſchütteln und über

die für Höheres Schwärmenden triumphiren. Dafür aber entbehren ſie auch des höchſten Segens, des Glückes, welches aus den ſchmerzlichen ſowohl als aus den freudigen Empfindungen quillt, ſammt der Läuterung, welche die Seele aus beiden gewinnt.

Zwei ſind der Wege auf welchen der Menſch zur Tugend emporſtrebt:
Schließt ſich der eine dir zu, thut ſich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend:
Wohl dem, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt!

Dem Fauſt aber wird in dieſer Liebe alles dasjenige reichlich zu Theil was er ſich gewünſcht hat als er ſprach

„Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichen Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen der von Wiſſensdrang geheilt iſt
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt
Will ich in meinem innern Selbſt genießen" u. ſ. w.

Das Schickſal des armen Gretchens gehört ebenfalls zu demjenigen was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt: denn, wie Mephiſtopheles hinterher mit teufliſcher Gleichgiltigkeit äußert: „ſie iſt die erſte nicht!" Und derartige Schickſale kann kein fühlendes Herz mitleiden, ohne wie Gold aus dem Feuer der Schmerzen geläutert hervorzugehen. Aber auch gleich anfangs zieht er aus dieſer Liebe einen Segen, welchen ihm ſein trocknes ſtubenſitzeriſches Sinnen nie hätte gewähren können. Denn Gretchens Tugend und Unſchuld flößen ihm wahre innige Liebe und Bewunderung ein, und dieſe beiden ſind eine begeiſternde Quelle, eine erquickende Speiſe, welche den

Trieb zur Tugend nie ſterben laſſen. Von dieſem Augenblick an kann man nicht mehr ſagen, daß er mehr Schuld als Gretchen habe. Freilich war er als Mann der angreifende Theil, und Gretchen ließ es an ſich kommen. Allein das iſt der allgemeine, von der Natur ſelbſt geordnete, Gang der Dinge. Hernach thut Fauſt keinen Schritt mehr, auf welchem ihm nicht Gretchen entgegen kommt: denn beide werden in gleicher Weiſe von ihrer Liebe blind geleitet. Doch beweiſt Fauſt auch als Mann die größere Beſonnenheit: denn er zieht ſich zurück als es noch Zeit iſt. Freilich wird er, eben ſo wie Werther, von ſeiner Leidenſchaft wieder zurückgezogen, wobei die Umſtände und der Verſucher Mephiſtopheles mächtig mitwirken. Daß bei ſo einer Liebe aus dem Stegreif, ohne Ausſicht auf Schließung einer Ehe oder auf treues Beharren in dem Herzensbunde, die ganze Maſſe des Unheils, welches daraus entſtehen kann, auf das Weib ſich wälzt, welches dieſer Liebe alles opfert worauf ihr inneres Glück ſo wie auch ihre Ehre vor der Welt beruht, liegt in der Natur der Sache. Denn das Weib lebt nur dem Mann und dem Hauſe, der Mann aber, wenn er nicht ſelber ein Weib iſt, wie Werther und Eduard, kann nie einem Weibe allein leben, ſondern zuvörderſt dem Staat und der Menſchheit.

Schiller erkannte in dem Umgange des Fauſt mit Mephiſtopheles ein Ringen der Vernunft mit dem Verſtande. Er verſtand unter Vernunft ohne Zweifel die Auffaſſung des Idealen, bei welchem Gemüth und Phantaſie betheiligt ſind, unter Verſtand aber den gemeinen Realismus, welcher nichts

ſchätzt als was er greifen und gebrauchen kann, und welcher alle idealen Schöpfungen der Vernunft und des Gemüthes als ſchädliche Narrheiten verwirft. In dieſer Weiſe ſtehen ſie überall einander gegenüber, ſo daß Mephiſtopheles die Parodie und die Carricatur zu demjenigen macht, was Fauſt thut oder empfindet. In dieſer Weiſe iſt auch die gemeine ſinnliche Freierei des Mephiſtopheles und der Martha neben die ſchwärmeriſche Liebe Fauſtens und Gretchens als Parodie der Liebe überhaupt geſtellt. Mephiſtopheles belügt und betrügt die Martha wiſſentlich: auch Fauſt wird Gretchen betrügen und im Stiche laſſen — denn Mephiſtopheles wird dafür ſorgen daß das geſchehe, und Fauſt ſelbſt, welcher ſchon in der Hexenküche geſagt hat, daß ihm das enge Leben gar nicht anſtehe, wird nicht im Stande ſein, bei Gretchen ſich häuslich niederzulaſſen. Allein daran denkt er jetzt nicht, und wenn auch ſein gereifter Verſtand ihn mitunter mahnen ſollte, die weiteren Folgen zu überlegen, ſo wird er die Beantwortung ſolcher Fragen vor der Hand hinausſchieben, denn die Sophiſtik der Leidenſchaft ſpielt auch mit feſten männlichen Herzen. Somit betrügt er erſt ſich, und dann natürlich auch die Geliebte. Mephiſtopheles aber meint, Trug ſei Trug, und Fauſt ſei um kein Haar beſſer als er ſelbſt, und weil er hier lüge und einſt auch ſchon auf dem Katheder gelogen habe, ſagend was er nicht wußte, ſo könne er eben ſo gut auch ein falſches Zeugniß ablegen. Fauſt ſträubt ſich, läßt ſich aber doch in irgend einer wenigſtens paſſiv gebrauchen, „weil er muß," d. h. weil er kein anderes Mittel hat, um mit Gretchen zuſammen zu kommen.

Die Scene der Zuſammenkunft im Garten, wo die gegenſeitigen Liebeserklärungen geſchehen, bedarf nun keiner weiteren Erklärungen. Gretchen bekennt ihre Liebe dadurch, daß ſie dem Fauſt ihr Herz ſo durchſichtig wie Kryſtall zeigt, und dabei ihr ganzes Leben vor ihm ausbreitet. Das Mißverhältniß ihrer Einfalt zu Fauſtens hohem Geiſte macht ihr bange: aber gegenwärtig iſt es eben dieſe Einfalt welche Fauſten anzieht — ob dieß Band auch künftig ſtark genug zum Feſſeln ſein werde, iſt eine andere Frage, um die man ſich gegenwärtig nicht kümmert. Als Fauſt ihre Hände faßt und ihr in die Augen ſieht, ſo ſpricht ſie: mich überläuft's! Dann macht ſie ſich los und läuft weg. Noch einmal ſprach der Gott in ihr. Aber Fauſt macht ihn ſtumm, indem er die Lauſchende hinter der Thüre des Gartenhäuschens findet und mit einem Kuſſe beſtraft, den ſie zurückgibt mit den Worten: „beſter Mann, von Herzen lieb' ich dich!"

XV. Fauſt im Wald in der Felſenhöhle.

Nachher iſt es Fauſt ſelber, welcher die Geliebte meidet, als es noch Zeit iſt. Wir finden ihn im Walde wieder in einer einſamen Höhle, wo er in Andacht vor dem erhabenen Geiſte der Natur beichtend einkehrt in ſich ſelbſt, und ſeiner eignen Bruſt geheime Tiefen prüfend betrachtet. Wie ganz

anders lautet dieſes Selbſtgeſpräch als das auf ſeiner Studirſtube, mit welchem das Drama anhob! Sein Blick dringt in die Tiefen der Natur wie in den Buſen eines Freundes, und dieſe Wonne bringt ihn den Göttern nah und näher. Gott hat ihm, wie Moſen einſt, ſein Angeſicht im Feuer zugewendet*), und erlaubt ihm nicht bloß kaltſtaunenden Beſuch, ſondern führt vor ihm, wie einſt vor Adam, die Reihe der Lebendigen vorüber, und lehrt ihn ſeine Brüder im ſtillen Buſch in Luft und Waſſer kennen**). Im Brauſen des Sturmes wird er zur Betrachtung der Leidenſchaften, welche in ſeinem eignen Buſen toben, angeregt, und wenn nächtlich der reine Mond am Himmel leuchtet, ſo ſchweben, wie bei Oſſian, die ſilbernen Geſtalten der Vorwelt vorüber und lindern die ſtrenge Luft der Selbſtbetrachtung. Auch dafür dankt er Gott, daß er ihm einen Gefährten gegeben hat, den er ſchon nicht mehr entbehren kann, obgleich derſelbe kalt und frech ihn vor ſich ſelbſt erniedrigt, und Gottes Gaben mit einem Worthauch ſtets zu Nichts verwandelt. Aber Ruhe hat er nicht gewonnen: noch taumelt er von Begierde zu Genuß, und im Genuß verſchmachtet er nach Begierde. Denn er iſt der Flüchtling, der Unbehauſte, der Unmenſch ohne Zweck und Ruh. Und das geht

*) Ich begreife nicht, wie der ſonſt richtig ſehende Düntzer hier an die einſtige Erſcheinung des Erdgeiſtes denken und den Dichter ſo ſehr mißverſtehen konnte.

**) Man muß mit dieſem Monolog die von Goethe im Jahr 1780 niedergeſchriebenen aphoriſtiſchen Betrachtungen über die Natur vergleichen (B. 40 p. 385. N. Ausg.), welche einem Hymnus gleichen.

jedem ſo, der ſich nicht in den Kreis der bürgerlichen Ordnung fügt, ſei es als Haupt oder als Glied eines Staates, und nicht ſein Streben und Wirken den dort geforderten Pflichten unterwirft. Und wäre er Herr einer irdiſchen Welt, wie Napoleon und Alexander, oder Herr einer Ideenwelt, wie Byron: er müßte zu Grunde geh'n, wenn er auf ſeiner Höhe einſam und allein ſtehen wollte, und nicht ſich bequemen, mit ſeinen Brüdern unter gleichen Rechten und Bedingungen zu leben. Allein zu ſein ohne Gleichen, verträgt bloß Gott, und frei-umherzuſchweifen, iſt bloß dem Thier der Wüſte erlaubt: doch der Menſch in ihrer Mitte ſoll ſich an den Menſchen reih'n: er iſt ein ζῶον πολιτικόν, ſagt Ariſtoteles.

Recht paſſend vergleicht ſich Fauſt mit einem Waſſerfall der von Fels zu Felſen ſtürzt. Seitwärts auf kleinem Alpenfeld, mit kindlich dumpfen Sinnen, wohnt Gretchen, und all' ihr häusliches Beginnen umfangen in der kleinen Welt. Und er, der Gottverhaßte, hat die Felſen gefaßt und zu Trümmern geſchlagen, und ihren Frieden untergraben. Die Hölle mußte dieſes Opfer haben! Das hat er eingeſehen und ſich zu Gemüthe geführt: und darum iſt er von ihr fortgeflohen in die Einſamkeit. Allein wie lange würde er denn das noch aushalten? Er käme wieder gerade dahin wo er anfangs war. „Dir ſteckt der Doctor noch im Leibe," ſagt Mephiſtopheles. „Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen dich wie ein Uhu zu verſitzen? Ein überirdiſches Vergnügen, in Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen, und Erd und Himmel wonniglich umfaſſen, zu einer Gottheit ſich auf-

ſchwellen laſſen, der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen, alle ſechs Tagewerke (Gottes, d. h. die ganze Schöpfung) im Buſen fühlen" — in allem dem erkennt Mephiſtopheles nichts anderes als ein ungeſtilltes Liebesverlangen; und er hat, wie überall, halb recht und halb unrecht. Darum hält er es ſogar für Pflicht, den Fauſt von dieſem Kribskrabs der Imagination zum zweiten Mal zu kuriren, d. h. einfach in Gretchens Kammer zurückzuführen. Wenn Fauſt über die gemeine Auslegung empört iſt, ſo erwidert er: „Ihr habt das Recht, geſittet Pfui zu ſagen. Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen, was keuſche Herzen nicht entbehren können." Dieſe Bemerkung iſt nicht neu, ſondern rührt von den Cynikern her: qui reprehendunt et irrident quod ea quae re turpia non sint, nominibus ac verbis flagitiosa ducamus, illa autem quae turpia sint nominibus appellemus suis: latrocinari, fraudare, adulterare re turpe est, sed dicitur non obscoene: liberis dare operam, re honestum est, nomine obscoenum. Cic. off. I, 35. Dann ſpielt er wiederum den Kuppler, ſchildert Gretchens Sehnſucht, wie ſie am Fenſter ſteht, die Wolken ziehen ſieht über die Stadtmauer hin, und Tagelang, halbe Nächte lang ſingt: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt', flög ich zu dir. Weils aber nicht kann ſein, bleib' ich wohl hier. Bin ich gleich weit von dir, bin ich doch im Schlaf bei dir, und red' mit dir. Wenn ich erwache dann, bin ich allein. Es vergeht keine Stunde der Nacht, da nicht mein Herz erwacht, Deiner gedenkt, daß du mir tauſendmal dein Herz geſchenkt." Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,

einmal recht ausgeweint, dann wieder ruhig wie's ſcheint, und immer verliebt. Auch an Vergegenwärtigung ihrer Reize läßt er's nicht fehlen: er habe, ſagt er, Fauſten oft beneidet um's Zwillingspaar das unter Roſen weidet; denn bibelfeſt, wie er iſt, hat er auch immer bibliſche Bilder in Bereitſchaft: ſ. Hohes Lied Salom. XI, 5. „Schlange, Schlange!“ ruft Fauſt, während er ſich gefangen fühlt. „Entfliehe, Kuppler!“ während er ſchon zu folgen entſchloſſen iſt. Mephiſtopheles aber meint, nicht er ſei der Kuppler, ſondern Gott ſelbſt ſei der Gelegenheitsmacher, indem er den Trieb geſchaffen habe, welcher auch immer die Gelegenheit finde. Und als endlich Fauſt einwilligt mit dem Bewußtſein deſſen was daraus entſtehen werde:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſcheh'n, mag's gleich geſcheh'n!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen,
Und ſie mit mir zu Grunde geh'n!

So findet Mephiſtopheles ſo eine Verzweifelung eines Teufels ſehr abgeſchmackt. „Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang findet, ſtellt er ſich gleich das Ende vor. Es lebe wer ſich tapfer hält!“ d. h. wer kein Gewiſſen hat.

Gretchens Lied am Spinnrade „Meine Ruh' iſt hin mein Herz iſt ſchwer“, gehört gleichſam noch zu dieſer Scene: es beſtätigt nämlich die Schilderung, welche Mephiſtopheles von ihrer Unruhe und Sehnſucht entworfen hat, und konnte daher eben ſo gut auch vorausgeſchickt als nach-

geſtellt ſein. Eine Strophe dieſes Liedes iſt jetzt durch einen groben Druckfehler entſtellt; es muß heißen:

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin,
Als dürft' ich faſſen
Und halten ihn
Und küſſen ihn u. ſ. w.

XVI. Fauſtens Rückkehr zu Gretchen.

Als ihr Fauſt nun wiedergegeben iſt, denkt auch Gretchen daran, ihr Glück feſter zu gründen. Das Geſpräch über die Religion liefert einen Beweis davon. Auf die wiederholte Frage, ob und wie Fauſt an Gott glaube, antwortet dieſer mit einem herrlichen Hymnus zu Ehren des Schöpfers. Allein Gretchen erwidert: das ſei wohl alles recht ſchön und gut, ſtehe aber doch immer ſchief darum, denn Fauſt habe kein Chriſtenthum, trage auch kein Verlangen nach den heiligen Sacramenten, gehe nicht zur Meſſe und zur Beichte. Und ſie hat auf ihrem Standpunkte ganz recht: denn thäte er das, ſo wäre er auch nicht der Waſſerſturz welcher ihr Hüttchen zertrümmert. Mephiſtopheles drückt das in ſeiner gemeinteufliſchen Weiſe folgendermaßen aus: „die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt, ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch. Sie denken: duckt er da, folgt er uns eben auch.“ Das Ungeheuer ſieht nicht ein, wie ſich die treue liebe Seele

quäle, daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll. Der ahnungsvolle Engel aber ſagt dabei dem Fauſt auch ſeine aufrichtige Meinung über den Umgang mit Mephiſtopheles, deſſen Weſen ſie in ihrer Art ſo trefflich zeichnet, daß man in dem Contraſte ihr eignes Gemüth deſto deutlicher ausgeprägt findet. Mephiſtopheles, welcher, wie gewöhnlich, ſpionirend auch dieß Geſpräch belauſcht, ärgert ſich über ſein wohlgetroffenes Porträt, genießt aber zu ſeiner Genugthuung dafür die Schadenfreude, zu ſehen, daß die überſinnliche Liebe des Pärchens eben auch auf Sinnlichkeit, wie jede andere Liebe, hinauslaufe.

Woher Herr Düntzer die Nachricht geſchöpft habe, daß Fauſt, nachdem er zum Ziel ſeiner ſinnlichen Wünſche gelangt ſei, das arme Gretchen wieder verlaſſen habe, weiß ich nicht. Aus dieſer Annahme aber entſpringen eine Menge Inconſequenzen, die er Goethen aufbürdet, während ſie doch nirgends außer in ſeinem eignen Geiſte vorhanden ſind.

Wir haben nun, ehe wir weiter gehen, einige Worterklärungen nachzutragen.

1. Erſtes Zuſammentreffen mit Gretchen auf der Straße.

Brimborium leitet man ab von praeparatorium oder von breviarium. Bei Fiſchart bereits kommt das Wort vor in der Bedeutung Getändel.

Wälſche Geſchichte iſt entweder Novelle oder Roman. Es ſcheint, Goethe habe den letzteren Namen alſo in's Deutſche überſetzen wollen.

Schimpf hat Goethe hier in der alten Bedeutung gebraucht, in welcher es das Gegentheil von Ernſt iſt.

2. Gretchens Zimmer.

Dem eingebornen Engel, d. h. welcher einzig in ſeiner Art iſt, wie die Natur keinen zweiten geſchaffen hat.

Ich hab's wo ander's hergenommen, alſo wohl ſchwerlich aus einem unterirdiſchen Schatze gehoben, ſondern geſtohlen.

Die ſehr verzeihliche Neugierde und Putzliebe Gretchens hat ſie mit der natürlichen Tochter Eugenie gemein, und die dortige Scene iſt gleichſam eine Wiederholung der hieſigen.

3. Spaziergang (nach dem Abhandenſein des erſten Schmuckes).

Himmels-Manna. Apokalypſe 2, 17. „Wer überwindet, dem will ich zu eſſen geben vom verborgenen Manna."

4. Der Nachbarin Haus.

Will Nachmittage wieder kommen. Sollte anders gedruckt ſein: nach Mittage.

Beim heiligen Antonius. Der h. Antonius liegt zu Padua begraben in der ihm geweihten Kirche, unter ei-

nem Altar von Granit, in einem ſilbernen Sarge. Begräbniſſe in Kirchen waren früher allgemein üblich.

Und fand daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte, d. h. daß er es nicht einmal verdient hätte noch in dem Schooß der Kirche zu bleiben.

5. Erſte Gartenſcene.

Ewig! Ihr Ende würde Verzweiflung ſein. Fauſt ſpricht das allerdings, ſo wie er ſelbſt in der vorangehenden Scene bekannt hat, in augenblicklicher Ueberwallung ſeines Gefühles, ſo daß man von ihm ſagen könnte was von den Liebesſchwüren überhaupt geſagt wird. Indeſſen hielt er doch Wort. Denn das Ende dieſer Liebe wurde allerdings Verzweiflung für ihn. Und daß ihm Gretchens Liebe nie mehr aus der Seele ſchwindet, das beweiſen mehrere Stellen des zweiten Theiles der Tragödie.

6. Zweite Gartenſcene (nachdem Fauſt von Gretchen über ſeine Religion geprüft worden iſt).

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer. Es wird wohl Lehm und Feuer gemeint ſein, ſo daß Fauſt den Mephiſtopheles nicht höher ſtellt als einen irdenen Topf, weil er gar kein Gefühl und keine Seele hat. Spottgeburt aber iſt eine ſpöttliche verächtliche Geburt. Denn wollte man das Wort im Sinne von Spottgeiſt, Spott-

vogel u. ſ. w. nehmen, ſo paßte dazu der zweite Theil des Compoſitums wenig.

XVII. Die Kataſtrophe.

Wir ſind nun bei dem Wendepunkt der Tragödie Gretchen, bei der eigentlichen Kataſtrophe, angelangt. Nun folgt das Unglück Schlag auf Schlag, wie eine Lawine Schuldige und Unſchuldige mit ſich reißend. Der Schlaftrunk iſt für die alte ſchwache Frau zu ſtark geweſen: ſie iſt nicht wieder aufgewacht, ſondern zur langen langen Pein des Fegefeuers hinübergeſchlummert. Von dieſen Folgen ihrer That weiß nur Gretchen allein, und trägt daran nun deſto ſchwerer. Daß ſie eine Gefallene ſei, eine von denjenigen Weſen welche ſonſt von ihr ſelbſt immer ſo herzlich verachtet worden ſind: auch dieſe Schuld bleibt vor der Hand noch vor der Welt verborgen. Allein wie muß es ihr ſein, wenn ſie nun mit Geſpielinnen zuſammenkommt und deren Urtheile hört über derartige Gefallene? Denn die Welt urtheilt in ſolchen Fällen ſtets gefühl- und lieblos, und jedermann ſegnet ſich gleich dem Phariſäer, daß er nicht ſei wie dieſer einer. Und vollends fühllos war die Zeit in welcher das Stück ſpielt. Die Gefallenen mußten im Sünderhemde vor dem Altar knieen und die verdammende Strafpredigt des Geiſtlichen anhören in Gegenwart der verſam-

melten Gemeinde. Und wenn die Liebenden hinterher ſich ehelichten, ſo durfte die Braut keinen Kranz aufſetzen, oder er wurde ihr von den jungen Burſchen abgeriſſen, und ihre ſonſtigen Freundinnen ſtreuten ihr Häckerlinge vor die Thüre.

Den ſtillen Gram und die Verzweifelung Gretchens lernen wir aus ihrem Gebet vor der ſchmerzensreichen Mutter Gottes im Zwinger kennen. Zwinger heißt der Raum zwiſchen der Stadtmauer und der erſten Häuſerreihe, wo in den Mauerniſchen gern Heilige aufgeſtellt wurden. Die mater dolorosa kennt man aus dem Kirchenliede des Jacoponus, welcher 1306 ſtarb:

Stabat mater dolorosa
juxta crucem lacrimosa
dum pendebat filius.
Cujus animam gementem,
contristatam et dolentem
pertransivit gladius.

nach Herders Ueberſetzung

Seht die Mutter voller Schmerzen
Wie ſie mit zerriſſ'nem Herzen
Unterm Kreuz des Sohnes ſteht.
Ach, wie bangt ihr Herz wie bricht es,
Da das Schwert des Weltgerichtes
Tief durch ihre Seele geht.

Dieſes Lied hat auch Goethe, wie man ſieht, hier nachgeahmt und einzelne Worte davon wiedergegeben. „Hilf, rette mich vor Schmach und Tod!“ ruft Gretchen zuletzt. Allein die Schmach bleibt nicht aus, und Verbrechen und Tod folgen auf dem Fuße nach.

Gretchens Bruder, der Soldat, ihr Ebenbild an Biederkeit, Einfalt und bürgerlicher Rechtſchaffenheit, deſſen höchſter Stolz bisher ſeine ſchöne und brave Schweſter geweſen iſt, möchte ſich die Haare ausraufen und an den Wänden hinauflaufen bei den Stichelreden, dem Naſenrümpfen, bei jedem zufälligen Wörtchen, welches er wie ein böſer Schuldner auf ſich beziehen muß. Da begegnet er in der Nacht vor Gretchens Haus den beiden Verführern ſelbſt, zieht gegen ſie den Degen, und wird von Fauſt erſtochen. Sterbend hält er ſeiner Schweſter vor aller Welt ihre Schande vor, und ſagt ihr mit bitterem Hohn ihre Zukunft voraus*). Tauſende, die eben ſo unſchuldig angefangen haben, und bei denen auch alles ſo lieb und gut wie bei Gretchen geweſen war, haben in der gemeinſten Weiſe geendet. Denn ein Menſch, zumal ein Weib, der ganz auf dem Glauben und Herkommen ruhte, hat, einmal aus dieſem Geleiſe gewichen, wenn er ſich noch dazu in der Meinung ſeiner Mitmenſchen geächtet weiß, keinen Halt mehr. Fauſt aber muß nunmehr das Weichbild der Stadt, auf welcher Blutſchuld von ſeiner Hand liegt, verlaſſen, und Gretchen bleibt ganz allein, ohne Mutter, Bruder und Freund, in ihrem troſtloſen Jammer, während Fauſt abſichtlich von Mephiſtopheles in lauter Zerſtreuungen herumgeführt und über ihr Schickſal getäuſcht wird. Und Fauſt

*) Bei der Anhörung dieſer Beſchimpfung läßt Düntzer das Gretchen ein paar Male in Ohnmacht ſinken. Im Originale ſteht nichts davon.

bedarf dieſer Zerſtreuung. Denn ſchon vor der Ermordung des Bruders ſeiner Geliebten ſah es in ſeinem Buſen nächtig aus, ſo finſter wie des Nachts in einem großen Dome, wenn bloß das kleine ewige Lämpchen in der Sakriſtei flimmert. Dem Mädchen hätte er für ſeinen geſtörten Frieden gerne mit reichen Schätzen lohnen mögen: darum fragt er den Mephiſtopheles, ob denn der Schatz nicht in die Höhe rücke, den er dort hinten flimmern ſehe. Es war nämlich der Glaube, daß in der Erde hie und da Schätze verborgen liegen, welche von ſelbſt in die Höhe rücken und zu beſtimmter Zeit blühen und zeitigen, wo man ſie heben müſſe; ſonſt verſinken ſie wieder. Und Mephiſtopheles meint, er habe, neulich hineinſchielend, herrliche Löwenthaler (eine holländiſche Silbermünze) drinnen entdeckt. Nicht ein Geſchmeide, keinen Ring, fragt Fauſt, meine liebe Buhle damit zu zieren? Ich ſah wohl ſo ein Ding als wie eine Art von Perlenſchnüren, erwidert Mephiſtopheles. Perlen aber bedeuten Thränen. Dann ſingt er dem Gretchen das dem Shakespeare nachgeahmte „moraliſche Lied,“ welches, als eine hinterher kommende Warnung, nichts anderes als einen Hohn auf ihren Zuſtand enthält. Dieſes Lied reizt den Valentin zum Angriff gegen die Verführer. Nachher geht es zu der herrlichen Walpurgisnacht, welche dem Mephiſtopheles ſchon vorher in den Gliedern geſpukt hat. Sie iſt übermorgen.

Mit vollem Lob das Glas verſchwemmt, d. h. beim Lobe der Mädchen anſtoßend und dabei den Trank verſchüttend.

Wie es während dieſer Abweſenheit Fauſtens dem Gretchen zu Muthe ſei, das zeigt uns die Scene im Dome. Es iſt Traueramt oder Todtenmeſſe, und wird auf dem Chore das von Thomas von Celano im 13. Jahrhundert gedichtete Lied geſungen

Dies irae dies illa	Tagt der Rache Tag den Sünden,
solvet saeclum in favilla	Wird das Weltall ſich entzünden,
teste David et Sibylla.	Wie Sibyll und David künden.

Nun läßt der Dichter vier Verſe aus, und gibt bloß die ſechſte und ſiebente Strophe, deren Ueberſetzung alſo lautet:

Sitzt der Richter dann und richtet,
Wird was dunkel iſt gelichtet,
Keine Schuld bleibt ungeſchlichtet.

Ach, was werd' ich Armer ſagen,
Welchen Schutz und Rath erfragen,
Da Gerechte ſelber zagen?

Gretchens böſes Gewiſſen iſt als böſer Geiſt perſonificirt, welcher hinter ihr herwandelt, da ſie in den Dom tritt, und ihr in das Ohr flüſtert alles deſſen ihr Herz ſie verklagt. Dann läßt er ſie in Gedanken hintreten vor den Richterſtuhl Gottes am jüngſten Tage:

Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!

So auch in deinem Herzen! Wenn auch das Feuer der peinigenden Reue mitunter zuſammenſinkt in Aſche, ſo wird der glimmende Funke bald wieder zu hellen Flammen angefacht,

und dein Herz wieder zu neuem qualvollem Leben erweckt, gleich den Todten am Tage des Gerichtes.

Fauſt hatte vor, Gretchen zu entführen und zu heirathen: denn ſie ſagt im Kerker: „mein Hochzeittag ſollt' es ſein.“ Als er flüchten mußte, gedachte er nicht ſo lange fern zu bleiben, und daß Gretchen inzwiſchen in rathloſer Verzweifelung dahin gelangen würde, wo wir ſie ſpäter im Kerker ſehen werden, dachte er nicht. „Und mich wiegſt du indeſſen in abgeſchmackte Zerſtreuungen, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer, und läſſeſt ſie hülflos verderben!“ ſagt er zu Mephiſtopheles nach der Rückkehr vom Blocksberge. Gretchen aber hat im bewußtloſen Wahnſinne ihr Kind ertränkt. „Sie nahmen mir's, ſagt ſie, um mich zu kränken, und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.“ Die Schande (ſie ſingen Lieder auf mich, ſagt ſie: es iſt bös von den Leuten), ihr böſes Gewiſſen, da die Mutter und der Bruder getödtet ſind, und ihre Verlaſſenheit, da auch der Freund ihr ungetreu geworden ſcheint, haben ſie in dieſen Zuſtand verſetzt: und dieſer Zuſtand, oder dieſe unbewußte That, führt ſie in den Kerker und auf den Richtplatz. Alles das iſt eben ſo wahr und ergreifend wie alles Bisherige geſchildert. So lange die Welt ſteht, weder in alter noch in neuer Zeit, und in keinem Volke, iſt je eine ſo warme innige Dichtung, wie die Tragödie Gretchen, geſchaffen worden. Ehe wir aber ihren Schluß betrachten, müſſen wir den Fauſt und Mephiſtopheles auf den Blocksberg begleiten.

XVIII. Auf dem Blocksberge.

Wir begegnen den beiden Wanderern zuerſt in der Gegend von Schierke und Elend. Schierke iſt das höchſtgelegene Dorf des Harzes, aus Bretterhütten beſtehend. Das Elendsthal und die Elendsburg liegt nahe dabei an der ſüdlichen Seite des Brocken. Von Schierke hat man, am kleinen Blocksberge vorbei, noch 2—3 Stunden zum Gipfel des Brockens (Brockisbergs oder Blocksbergs).

Es iſt ſpät in der Nacht, und die unvollkommne Scheibe des Mondes beginnt eben aufzugehen, und leuchtet ſchlecht.

Fauſt fühlt ſich friſch und wie neubelebt vom Frühling: jeder Schritt iſt ihm Genuß; er möchte ſich den Weg nicht verkürzen.

Dagegen iſt es dem Mephiſtopheles winterlich im Leibe, und der Frühling erquickt ihn nicht: Schnee und Froſt wären ihm lieber, und ſtatt des Fußgehens wünſcht er ſich ein Gefährte wie es hier üblich iſt, einen Bock oder einen Beſenſtiel. Darauf beſtellt er ein Irrlicht, um voranzuleuchten: gewiß einen ſehr geeigneten Wegweiſer bei dem Eintritt in die Kreis- und Zauberſphäre! Je weiter man in dieſer Sphäre vorſchreitet, je mehr nehmen die Irrlichter überhand, unter denen zuletzt auch jener Wegweiſer verſchwindet. Und nun fängt alles an, mährchenhaft, traum- und zauberartig ſich zu geſtalten. Die Bäume ſcheinen zu wandeln und hintereinander zu rücken, die Felſenkanten ſich zu bücken, mit

langen Naſen ſich vorzuſtrecken, welche ſchnarchen, indem der Wind bläſt. In der That befinden ſich öſtlich von Schierke zwei 80 F. hohe Granitblöcke, welche die Schnarcher genannt werden. Im Rauſchen der Bäche und Bächlein vernimmt Fauſt den Geſang von Liedern, Liebesklagen und Erinnerung an himmliſche Tage: im Echo hört er die Sagen aus alten Zeiten wiederhallen. Mephiſtopheles dagegen achtet auf das Schauerliche und Unheimliche der Umgebung: er hört den Schuhu, den Kautz, den Kibitz, den Häher ſchreien, ſiht Molche durch's Geſträuch kriechen, während die Baumwurzeln und Maſern ſich wie Schlangen und Polypen nach den Füßen der Wanderer ausſtrecken. Schaarenweiſe wimmeln buntfarbige Mäuſe im Mooſe herum, während in der Luft die Glühwürmer leuchten. Am Ende ſcheint ſich alles im Kreiſe zu drehen, die Bäume ſchneiden Geſichter, und überall hüpfen Irrlichter herum. Mit dieſen Wundern der Oberwelt vereinigen ſich die Wunder der Unterwelt: Herr Mammon, welcher im Innern des Berges wohnt, hat heute zu dieſem Feſte ſeinen Palaſt erleuchtet, daß man die Metalladern röthlich glühend bis tief hinein ſchimmern ſieht. Indem Fauſt von einem Mittelgipfel aus in eine Felſenkluft hinabſchaut, erſcheint ihm der ganze Berg wie durchſichtig, ſo daß er die Metalle aus Dampf und Schwaden (d. h. Dünſten, böſen Wettern, wie die Bergleute ſagen) hervor, bald fadenartig ziehen, bald quellenartig ſich erweitern ſieht, bald in Adern getheilt, und endlich in Funken vereinzelt, und zuletzt die ganze Felſenwand davon entzündet ſcheint.

Aber jetzt kommt als eine Windsbraut das Hexenheer angezogen. Das Toben dieſes Sturmes in den Forſten, das Knarren und Dröhnen und Krachen der Bäume, das Heulen und Ziſchen der Lüfte wird von Mephiſtopheles prächtig geſchildert: in dieſem Gebrauſe aber vernimmt man fernher und nahe, aus der Höhe und Tiefe, einzelne Hexenſtimmen, und über den ganzen Berg hin ſtrömt ein toller Zaubergeſang. Lauſchen wir jetzo mit ihm auf dieſe Stimmen! Erſt beſchreibt der Chor ſeine Fahrt hinauf zum Gipfel, wo Herr Urian obenauf thront. Die alte Baubo, jene Magd welche einſt durch ſchamloſe Geberden die Demeter zum Lachen reizte, führt den Zug, und reitet dabei auf einem Mutterſchwein. Die anderen reiten auf Beſemen, auf Ofengabeln, auf Geisböcken, auf Stöcken. Dieſes Wunder wirkt die Hexenſalbe, welche aus Giftpflanzen und ungetauftem Kinderfett bereitet wird. Auch der Backtrog muß als Schiff, und jeder Lumpen als Segel dienen. Das Gedränge dabei iſt ſo wild, daß manche Hexe von ihrem Gefährte geſchunden, manche von den Gabeln und Beſemen der Nachbarinnen verwundet wird, und noch anderweitigen Schaden erleidet. Und dabei ſind die Weiber noch weit toller als die Männer: denn auf dem Weg zur Hölle hat immer das Weib tauſend Schritte voraus: indeß, wenn jener will, ſo kommt er auch in einem Sprunge ſo weit wie die Frau in tauſend Schritten. „Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab iſt (äußerte Goethe einmal gegen Riemer), dann geht es auch blind und rückſichtslos auf dem Böſen fort, und der Mann iſt nichts dagegen, wenn er auf böſen Wegen wandelt: denn

er hat immer noch eine Art Gewiſſen: bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur."

Dieſe Hexen-Nacht gleicht in manchen Zügen der Zigeuner-Nacht in Gottfried von Berlichingen, wo die Wehrwölfe heulen und die Eulen ſchreien:

Im Nebelgerieſel im tiefen Schnee
Im wilden Wald in der Winternacht
Ich höre der Wölfe Hungergeheul,
Ich höre der Eulen Schrein!
Wille wau wau wau
Wille wo wo wo
Wite hu!

Auch dort hören wir daß die Irrlichter im Sumpfgebüſch tanzen, und daß der wilde Jäger mit Hundegebell, Peitſchengeknall und Jagdgeheul durch die Lüfte raſt. Goethe ſelbſt erinnert uns an die Verwandtſchaft der beiderſeitigen Dichtungen: denn die Zigeunerin ſagt dort zu dem braunen Knaben, der in der ſchauerlichen Nacht draußen herumſchleichend und im Schneeſtrom watend Hamſter gefangen hat: „du wirſt dein Vater, Junge! Ich fand dich hinterm dürren Zaun im tiefem November im Harz." Statt des wilden Jägers aber haben wir hier die Windsbraut mit dem Hexengeſang: und wenn dort die Eulen im Verein mit den Wehrwölfen heulen, ſo hören wir ſie hier neben dem Kauz und Kibitz ſchreien, und dabei mit feurigen Augen aus den Neſtern glotzen. Im Ilſenſtein, wo die Hexe das geſehen hat, einer hohen Felswand am weſtlichen Aufgang des Brockens, pflegen Adler, Eulen und Habichte zu niſten.

Dieß Drängen und Eilen hinauf zum Gipfel des Böſen

erinnert an das Streben der Geiſter hinauf zum Gipfel des Parnaß, und an die Sturm- und Drangperiode der deutſchen Literatur, in welcher Goethe ſelbſt und ſeine Freunde einſt ſich ausgezeichnet haben. Da iſt mancher verunglückt, mancher in Klüften und Sümpfen ſtecken geblieben, mancher gerade-aus zum Böſen gefahren, während mächtige Geiſter, wie Goethe, ſich durchgeriſſen und von dem Schaden der anderen Gewinn gezogen haben. So hören wir hier, während der Wind ſchweigt und die Sterne ſich verbergen, die deutſche Wiſſenſchaft aus einer Felſenſpalte hervor rufen: Nehmt mich mit! Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr und kann den Gipfel nicht erreichen! Ich wäre gern bei meines Gleichen. Alles Verkehrte und Fehlerhafte findet ſeinen Platz auf dem Blocksberge, ſo wie Dante daſſelbe in die Hölle verſetzte. Gleich dieſem verſpottet und geißelt Goethe auch beſtimmte Richtungen der Zeit und ihre Vertreter bei ſolcher Gelegenheit. Ein erkünſteltes Talent klagt: „Ich tripple nach ſo lange Zeit: wie ſind die andern ſchon ſo weit! Ich hab' zu Hauſe keine Ruh', und komme hier doch nicht dazu.“ Sie wären beſſer zu Hauſe geblieben: denn in der Kunſt muß man entweder Vollkommenes leiſten, oder gar nicht anfangen. Klüger, als dieſe, handeln diejenigen, welche, indem ſie ſelbſt nichts hervorzubringen vermögen, ſich auf die Kritik verlegen, wo ſie zwar mit großer Weisheit zeigen, was nicht recht gemacht ſei, aber nicht zeigen, wie man's beſſer macht:

Wir möchten gern mit in die Höh'.
Wir waſchen, und blank ſind wir ganz und gar,
Aber auch ewig unfruchtbar.

Das heißt: ſie wiſſen alle Regeln zur Vermeidung der Fehler, aber über dieſes Negative hinaus geht ihr Vermögen nicht, und eben dieſes ängſtliche Waſchen hindert ſie am Hervorbringen. „Frei von Tadel zu ſein, iſt der niedrigſte Grad und der höchſte: denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.“ Dieſe und andere Geiſter werden alſo am Boden hinſtreichen, wo ſie vielleicht wie Colporteurs dazu dienen, die gewonnenen Schätze unter die Menge zu bringen, während die Meiſter um die Gipfel ſchweben.

Fauſt und Mephiſtopheles haben ſich an Felſenzacken feſtgehalten, während der Schwarm vorüberbrauſte. Trotzdem ſind ſie auseinandergeriſſen worden, und haben ſich faſt verloren. Aber jetzt gebraucht Junker Voland (Valant, d. h. Teufel) Hausrecht: der Pöbel muß Platz machen, beide entreißen ſich dem Gedränge und finden abſeits gelagert die Männer des Stillſtandes, die ſich iſoliren, ſammt faulen Weibern, die der vornehmen Liederlichkeit fröhnen. Beide laſſen die große Welt an ſich vorbeiſauſen, bei hundert Feuern umher im Kreiſe gelagert, wo man kocht und trinkt, ſchwatzt und liebt und dem Geſchnarre der Muſik zuhört, während die Damen ihre Reize enthüllen und ihre Mängel verhüllen. Alſo unmittelbar neben den Sturm- und Dranggeiſtern werden uns die vornehmen Stillſtandsmenſchen gezeigt, dieſelben welche auch in Werthers Leiden ſo ſcharf gezeichnet ſind Th. II. vom 24. Decbr. bis 20. Jan. Denn der Dichter läßt den Fauſt jetzt durch Mephiſtopheles abſeits führen zu dem Klub der faulen langweiligen Genußmenſchen, der verdienſtloſen Stand- und Adelsſtolzen, der geiſtloſen

Etiquette-Diener, der am Herkommen haftenden Verehrer des Trödelkrames der Vorzeit, die ſich ärgern, daß ſie nicht Geiſt und Natur durch ihre verknöcherten Formen zu binden vermochten, und daß überall die Genies und die Jugend oben an ſeien. Dabei iſt es ganz in der Ordnung, daß in ihrer Geſellſchaft ſich die Damen befinden welche nichts wiſſen als ſich zu putzen, zu intriguiren, zu amüſiren u. ſ. w. Da begegnen wir einem General, welcher über erfahrenen Undank klagt, weil er zu früh quieſcirt worden ſei; einem Miniſter, welcher glaubt, daß die Welt jetzt ganz auf dem Holzwege ſei: nur als er und ſeines Gleichen galten, da war die rechte goldne Zeit; einem Emporkömmling, den das Königsthum noch kurz vor dem Ausbruch der Revolution als Rettungsanker adoptirt hatte, und welcher leider, eben als er alles wieder recht gut eingerichtet zu haben meinte, alles zuſammenbrechen ſah; dann einem Autor, welcher klagt, daß ruhige kluge Schriften keine Leſer mehr finden, und daß das junge Volk jetzt ſo naſeweis ſei. Mephiſtopheles hat beim Eintritt in dieſen vornehmen Klub ſeinen Orden zur Schau gelegt. Zwar beſitzt er keinen Hoſenbandorden, allein der Pferdefuß gilt hier nicht minder als ehrenvoll. Auch ward er ſogleich von einer herankriechenden Schnecke erkannt und begrüßt. Jetzt aber, da er die Reden und Aeußerungen der Häupter dieſer Geſellſchaft vernommen hat, wird ihm ſelber bang: denn Stillſtand iſt ſo gut wie Tod, und wenn ſolche Geſinnungen allgemein würden, ſo wäre die Welt auf der Neige, und der Teufel ſelbſt fände nichts mehr zu thun. Nun kommt noch eine Trödelhere, welche lauter alten hiſto-

riſchen Kram zum Verkauf ausbietet, bei deſſen Anblick man Leben und Gegenwart vergißt. Es iſt Zeit, daß man aus dieſer langweiligen Geſellſchaft wieder herauskomme. Nachdem Fauſt und Mephiſtopheles durchgewandert ſind, fühlen ſie ſich wiederum vom Strudel gefaßt und unwillkürlich geſchoben. Da erblicken ſie Lilith (ſ. Jeſaias 34, 14), Adams geſchiedene erſte Frau, in deren ſchönen Haaren eine Unzahl von Teufeln ſitzen, welche Knaben und Mädchen umbringt, junge Männer zur Unzucht verführt u. ſ. w.; und in ihrer Nähe ſieht man zwei Dirnen, eine alte und junge, welche ſchon die ganze Nacht getanzt haben. Fauſt fordert die jüngere zum Tanz auf, und ſingt dazu etwas von einem ſchönen ſinnlichen Traum, Mephiſtopheles, mit der älteren tanzend, ſingt von einem wüſten ſinnlichen Traum. Das ſieht der Proktophantasmiſt, d. h. der Mann, deſſen Phantaſien aus Hemroiden herrühren, der Buchhändler Nicolai in Berlin, der nüchterne Aufklärer, welcher mit dem Aberglauben auch Religion und Poeſie und alles Ideale aus Deutſchland hinauszukehren befliſſen war, und ärgert ſich entſetzlich darüber, daß trotz ſeiner Aufklärung es noch Geiſter gebe und Blocksbergunfug, und daß dieſe Geiſter gar leibhaftig umgehen und tanzen. An dieſem Mann hatte ſich nämlich im Jahr 1791 ſeine Nüchternheit gerächt. Er meinte bei wachen Sinnen tagelang eine Menge Perſonen, lebender und verſtorbener, um ihn herum zu ſehen, die ihn verrückt machen wollten. Allein er half ſich gegen dieſe Phantaſien durch Blutegel. Darauf las er im Jahr 1799 in der Berliner Akademie einen Aufſatz vor: „Beiſpiel einer Erſcheinung mehre-

rer Phantasmen", durch den er sich sehr lächerlich machte. Zugleich berührte er in diesem Aufsatz eine Spukgeschichte, welche sich im Jahr 1797 in Tegel, dem jetzigen Landsitze der Humboldtischen Familie bei Berlin, zugetragen hatte. In seinen weitläuftigen Reisebeschreibungen eiferte Nicolai gegen alles was über den prosaischen Verstand hinausgieng; als einstiger Freund des großen Lessing aber fühlte er sich auch berufen, solchen jungen Genies, wie Goethe, die Meinung zu sagen. So war er sogleich gegen Werthers Leiden mit einer Spottschrift, betitelt „Freuden des jungen Werthers", zu Felde gezogen. Diese und andere Anmaßungen wurden ihm reichlich vergolten sowohl in den Xenien als auch hier.

Faust aber wird mitten in dieser Zerstreuung von seinem Gewissen an das verlassene Gretchen erinnert. Er läßt die schöne nichtswürdige Tänzerin auf einmal stehen, weil ihr ein rothes Mäuschen aus dem Munde gesprungen ist (denn auch das gehört zu den Eigenheiten der Hexen, daß ihnen im Schlafe oder auch sonst Katzen und rothe Mäuse aus dem Munde springen): zugleich aber erblickt er von ferne das Bild Gretchens, wie sie blaß, mit geschloßnen Füßen, dasteht, einer Todten gleich, der die Augen von keiner liebenden Hand zugedrückt worden seien, und um den Hals zieht sich ein rothes Schnürchen, so breit wie ein Messerrücken. Mephistopheles sucht ihm das auszureden: es sei die Meduſa, welcher Perseus den Kopf abgeschlagen habe: drum könne sie denselben auch (wie der h. Dionysius) unter dem Arme tragen, und sie besitze die Eigenschaft, daß sie einem

jeden in der Geſtalt ſeines Liebchens erſcheinen könne. Um ihn zu zerſtreuen und ſein Gewiſſen („die Luſt zu ſolchem Wahne") einzuſchläfern, zieht ihn Mephiſtopheles auf ein Hügelchen, wo es ſo luſtig hergeht wie zu Wien im Prater. Auch Komödie und Oper gibt es hier, und eben ſoll ein neues Stück geſpielt werden. Das Stück iſt von Dilettanten geſchrieben und wird von Dilettanten geſpielt, mithin taugt es nichts, und Fauſt, d. h. Goethe, bemerkt, daß dergleichen Leute bloß auf dem Blocksberg immer ihr Weſen treiben ſollten. Ehe wir zu dieſem Intermezzo übergehen, wollen wir noch bemerken, daß Goethe außer dem Nicolai auch noch einen anderen Rationaliſten, den Baſedow, auf dem Blocksberg wollte auftreten laſſen, welcher gleich dem Rattenfänger von Hameln die Kinder einfieng und in ſeine philantropiſchen Lehranſtalten zuſammentrieb. Mephiſtopheles begrüßt ihn

— Der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund!
Der vielbeliebte Rattenfänger —
Wie geht's —?

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen!
Ich bin ein vielgenährter Mann,
Patron von zwölf Philantropinen,
Daneben (auch ein Scharlatan? oder Grobian?)

XIX. Das Intermezzo.

Auch Dante hat in der Hölle, im Fegfeuer und im Paradieſe wirkliche und hiſtoriſche Perſonen als Repräſentanten allgemeiner Richtungen gebraucht, und ihre Zeichnung intereſſirt uns weit mehr und belehrt uns weit beſſer als die wenig charakteriſtiſchen Schilderungen der Engel, Teufel und bibliſchen Perſonen bei Klopſtock. So ſind auch die Xenien, d. h. ſatyriſchen Epigramme, Goethe's und Schillers, alle auf beſtimmte Perſonen gemünzt, und dennoch finden wir ſie anwendbar auf jetzige Perſonen und Zuſtände, welches der beſte Beweis ihres poetiſchen Gehaltes iſt. Das ſogenannte Intermezzo ſollte eine Fortſetzung dieſer Xenien ſein, und ſollte auch, wie dieſe, zuerſt in Schillers Muſenalmanach erſcheinen. Nachher hat Goethe ſich entſchloſſen, daſſelbe in etwas veränderter Geſtalt dem Fauſt einzuverleiben. Schon der Titel Walpurgisnachtstraum zeigt an, daß es ein Analogon des Shakespeare'ſchen Sommernachtstraum ſein ſoll. Aus dieſer Dichtung und aus dem Sturm Shakespeares ſind folgende Perſonen herübergenommen:

1) der Elfenkönig Oberon (Alberon, Alberich oder Elberich, d. h. Elfenfürſt);
2) die Elfenkönigin Titania;
3) der Kobold Puck, ein ſchelmiſcher Geſelle, welcher, täppiſche Mißgriffe und Irrungen bewirkend, die Menſchen neckt;

4) der Luftgeiſt Ariel, welcher in Shakespeares Sturm dem König Proſpero dienſtbar erſcheint.

Das Ehepaar Oberon und Titania lebt bekanntlich bei Shakespeare, wie auch in Wielands Oberon, mit einander in eiferſüchtigem Hader und Streit. Hier nun feiert daſſelbe in der goldenen Hochzeit ſeine Ausſöhnung. Dieſe Erfindung aber dient dem ganzen Zwiſchenſpiele bloß als ein Rahmen: denn der Zweck iſt, mittelſt einer in loſer Geſprächsform verbundenen Reihe von Epigrammen gewiſſe ungenügende Kunſtleiſtungen zu verſpotten. Der Weimariſche Theatermeiſter Miebing, deſſen Namen Goethe auch anderwärts rühmend verewigt hat, eröffnet das Spiel mit der Bemerkung, daß ſeine Kunſt hier wenig zu leiſten habe: denn die ganze Scene beſtehe nur aus einem alten Berg und einem feuchten Thal. Dann nennt ein Herold den Inhalt des Stücks, nämlich die goldene Hochzeit Oberons und der Titania. Sogleich dann ruft Oberon die Geiſter herbei, daß ſie zu Ehren des Feſtes ſich offenbaren. Von dieſen tritt nun zuerſt Puck auf, der Repräſentant alles täppiſchen Ungeſchicks. Als deſſen Gegenſatz erſcheint Ariel, von deſſen himmliſchen Tönen jedoch die Fratzen ſo gut wie die Schönen gelockt werden. Nachdem hierauf Oberon und Titania ihre Freude über die Wiedervereinigung ausgeſprochen haben, fällt das Orcheſter Tutti mit einem fortissimo ein. Dieſe Muſikanten beſtehen aus Fliegen- und Mücken-Naſen, Fröſchen, Grillen und deren Anverwandten, ähnlich wie in Ariſtophanes Fröſchen, wo unter dem Froſchgequake eben-

falls der ſchlechte Dichtergeſang zu verſtehen iſt. Auch der Dudelſack fehlt nicht, welchen Mephiſtopheles den Paralipomenen zufolge ſchon früher einmal herbeigewünſcht hat, wahrſcheinlich da wo er ſich zum Tanzen engagirte:

Muſik nun her, und wär's ein Dudelſack!
Wir haben, wie viel edle Geſellen,
Viel Appetit und wenig Geſchmack.

Nach ſolcher pompöſen Eröffnung des Feſtes treten nun nach einander die edlen Geiſter auf, welche zur Feier ſich eingefunden haben. Zuerſt ein Geiſt der ſich erſt bildet, ein werdender Dichter, deſſen Gedichtchen, mit Spinnenfuß und Krötenbauch und Flügelchen ausgeſtattet, für ſchön und ſchwunghaft gelten wollen.

Alles an dieſem Gedicht iſt vollkommen, Sprache, Gedanke, Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch: es iſt kein Gedicht.

Dann kommt ein feines Pärchen, wahrſcheinlich die beiden Stolberge, welches durch Honigthau und Düfte trippelt mit kleinem Schritt und hohem Sprung, aber dennoch ſich nicht in die Lüfte heben kann. Friedrich Leop. Stolberg ſchrieb eine Reiſe in myſtiſch frömmelndem Tone, worin er die Götter Griechenlands mit den Augen der Kirchenväter anſah und ſo ziemlich wie Teufel beurtheilte: auch hat er Schillers alſo betiteltes Gedicht geſchmäht, wofür dieſer ſich durch folgendes Epigramm rächte:

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollon
Von dem Parnaß: dafür geh'ſt du in's Himmelreich ein.

Ein anderes Xenion, wohl von Goethe, lautet alſo:

Schade für's ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht.

Damit ſtimmt überein, daß er hier als neugieriger Reiſender erſcheint, welcher ſich verwundert, den ſchönen Gott Oberon hier unter Teufeln zu ſchauen, und ferner als Orthodox, welcher nicht anſteht, auch den Oberon, trotzdem daß er weder Schwanz noch Klauen hat, mitſammt den Göttern Griechenlands unter die Teufel zu ſetzen. Dem gegenüber ſteht eine Aeußerung des Künſtlers, unter welchem man wohl Goethen ſelbſt zu denken hat, der ſich bei Zeiten zur italieniſchen Reiſe bereitet, weil dieſe nordiſchen Gebilde ſich zu keiner plaſtiſchen Geſtaltung eignen. Allein an den antiken Kunſtwerken ſtößt ſich die prüde Moral immer wegen ihrer Nacktheit. Dieſes Urtheil ſpricht der Puriſt aus, welcher bei den Hexen den Reifrock und den Puder vermißt. Das führt uns zurück in die Rococo-Zeit des franzöſiſchen Hofes, wo unter Puder, Schminke, Perrücke, Reifrock und Stöckchenſchuhen alle Natur erſtickt, Alter und Häßlichkeit aber mit Jugend und Schönheit künſtlich ausgeglichen waren. Dieſe Unnatur führte wieder zu einer faſt cyniſchen Hervordrängung der puren nackten Natur, welche eben ſo wenig der Kunſt genügen kann wie der Puder und der Reifrock. Indeß gefällt dieſe Schamloſigkeit der Gemeinheit dermaßen, daß das Orcheſter unſeres Kapellmeiſters faſt die Faſſung verliert vor Bewunderung der ſplitternackten Hexe und ihres derben Leibes. Denn die Fliegen und Mücken um-

ſchwärmen ſie und die Fröſche und Grillen kommen aus dem Takte. Das war die Zeit der Naturſchwärmerei, in welcher man alle Regeln verſchmähte, der jungen Kraftgenies, welche die Welt zu reformiren und ein goldenes Zeitalter der Kunſt und Wiſſenſchaft herbeizuführen hofften:

Geſellſchaft wie man wünſchen kann,
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann
Die hoffnungsvollſten Leute.

Allein wie ſich der Wind anders dreht, ſo ſind dieſe Leute, welche ſo ſehr in der Gunſt der Menge blühten, verloren: vgl. Th. II. p. 261.

Seit vielen Jahren hab' ich ſtill
Zu eurem Thun geſchwiegen,
Das ſich am Tag und Tages-Will
Gefällig mag vergnügen.
Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es gieng nach einem Sinne.
Du ſegelſt her, der andre hin,
Die Woge zu erproben:
Und was erſt eine Flotte ſchien,
Iſt ganz und gar zerſtoben!

Daſ. p. 261.

Das geht ſo fröhlich
In's Allgemeine.
Iſt leicht und ſelig,
Als wär's auch reine.

Sie wiſſen gar nichts
Von ſtillen Riffen;
Und wie ſie ſchiffen
Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts
Zuſammen ſcheitern!

Damit übereinſtimmend ſehen wir hier die Windfahne ſich plötzlich drehen und dazu ſprechen:

Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Gegen dieſes und anderes Unweſen traten in Schillers Muſenalmanach 1797 die Xenien auf, welche inſectenartig ſtachen und wie mit Scheeren kneipten. Kinder des Satans nennen ſie ſich, weil ſie Hohn und perſönliche Satyre enthalten. Gegen dieſe Xenien aber trat unter anderen der däniſche Kammerherr Hennings auf, und nannte ſie eine wirkliche Ausgeburt der Böswilligkeit. Er that das in ſeiner Zeitſchrift Genius der Zeit, welcher er in den Jahren 1798 und 1799 auch ſechs Hefte unter dem Titel Muſaget beigab. Darum erſcheint er hier erſtlich unter ſeinem eignen Namen Hennings, wo er den Xenien vorwirft, daß ſie ſich für harmloſen Scherz ausgeben wollen, als wären ſie ohne leidenſchaftliche Malice; dann als Muſaget, während er doch eher Herenführer als Muſenführer ſein könnte, drittens als weiland Genius der Zeit, weil er in dieſer Zeitſchrift, wie weiland Gottſched, jeden, der ihn flattirte, zu heben ſuchte. Anſtatt aber auf den Parnaß, hebt er die Dichterlinge auf

den Blockberg, deſſen breiter Gipfel für viele Bewerber Raum hat.

Der ſteife Mann, der als neugieriger Reiſender nach Jeſuiten ſchnopert, iſt Nicolai. Der Kranich, welcher im Trüben ſo gern wie im Klaren fiſchen mag, der fromme Mann, der ſich auch gern mit Teufeln miſchen mag, iſt Lavater. Als Goethe ihn nach langer Zeit einmal wieder erblickte, ſah er ihn wie einen Kranich ſteigen: ſ. Eckermann II, 70. „Es koſtet dem Propheten nichts, ſagt Goethe in einem Brief an Schiller (15. Okt. 1796), ſich bis zur niederträchtigſten Schmeichelei erſt zu aſſimiliren, um ſeine herrſchſüchtigen Klauen nachher deſto ſicherer einſchlagen zu können.“ Und in den Xenien heißt es

Schade daß die Natur nur einen Menſchen aus dir ſchuf:
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Weltkind, welches das darauffolgende Urtheil über das Treiben der Frommen ausſpricht, iſt Goethe ſelbſt: vgl. das Gedicht Diner zu Coblenz B. II. p. 236. „Prophete rechts Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“

Unter den uniſonen Dommeln, welche im Rohr gleich fernen Trommeln ſich hören laſſen, dürfen auf keinen Fall Philoſophen verſtanden werden: denn dieſe pflegen weder zu ſingen noch zu tanzen. Es heißt aber ferner von ihnen, daß ſie die Beine abſcheulich herumwerfen, ſo krumm und ſo plump wie ſie ſind, und dabei nicht bedenken, wie das ausſieht. Es iſt die Maſſe der ſchlechten Dichter gemeint, welche alle in einer Manier unſchön und geiſtlos dichten. Dabei

will doch jeder den andern ausſtechen, — denn haßt ſich das Lumpenpack auf den Tod, und nur der Dudelſack einigt dieſe Beſtien, gleich der Leier des Orpheus. Zwar zeiht Goethe an einer gewiſſen Stelle B. III, 181 dieſer Unart beſonders die Gelehrten, daß ſie meiſt gehäſſig ſeien, wenn ſie widerlegen, und einen Irrenden gleich als ihren Todfeind anſehen. Allein wir wiſſen ja, daß die hier genannten Dichter das Dichten nur als Dilettanten nebenbei treiben, und von Profeſſion eigentlich Gelehrte ſind. Nun erſt kommen die Philoſophen ſammt den Theologen angezogen, und zwar zuerſt der Dogmatiker, der ſich den Glauben an den Teufel nicht nehmen läßt. Die Exiſtenz ſolcher Teufel, wie er ſie hier erblickt, dient ihm eben zum Beweiſe von der Exiſtenz eines Urteufels. Das ſtimmt überein mit dem was Goethe an Schiller ſchreibt: „die Kopenhagener (Klopſtock?) und alle gebildeten Anwohner der Oſtſee werden von den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Exiſtenz des Teufels nehmen, wodurch wir ihnen denn doch einen weſentlichen Dienſt geleiſtet haben.“ Das was der Idealiſt von ſich ſagt paßt wohl ſchwerlich auf Fichten, und es ſcheint hier ſo wenig wie in dem vorangehenden und in dem folgenden Epigramme eine beſtimmte Perſon gemeint zu ſein. Jede Idee, die nicht mit der Wirklichkeit vermittelt iſt, artet in Schwärmerei aus, und weil die Gedanken im Kopfe ſo bequem bei einander wohnen, während im Raum ein Ding dem anderen weichen muß, ſo kann ſich der Idealiſt alles Mögliche einbilden, bis er ganz närriſch wird. Dem Realiſten dagegen, welcher nichts gelten läßt, was er nicht

mit Augen ſehen und mit Händen betaſten kann, wird ganz ſchwindelig, wenn er Gebilde der Phantaſie betrachtet, und er möchte ſie lieber alle vertilgen. Ganz im Gegentheil ſind dem Supernaturaliſten, d. h. dem Geiſter- und Wundergläubigen, die Teufel eben recht: denn gäbe es keine Teufel, ſo würde es auch keine Engel geben, und am Ende auch keinen Gott, welcher droben ſitzte wie Zeus auf dem Olymp. Der Skeptiker dagegen, d. h. Zweifler, findet, daß ſich auf Teufel nur Zweifel reimt: darum zweifelt er an dieſem und allem. Wer an irgend etwas feſt glaubt, der ſcheint ihm einem Irrlichte nachzugehen, in der Hoffnung, daß es ihn zu einem Schatze führen werde: allein es führt ihn in den Sumpf.

Inzwiſchen werden wir einmal wieder an das Fortſpielen der Muſik während des Auftretens aller dieſer Geſellen erinnert: denn der Kapellmeiſter ermahnt ſeine Muſikanten, nur immer hübſch im Takte zu bleiben. Es kommt noch eine Reihe verzweifelter Leute. Erſt ſolche, welche mit ernſter Wiſſenſchaft nicht reüſſiren konnten, und darum auf Spielereien verfallen, welche gerade Mode geworden ſind: ſie fangen an Purzelbäume zu machen und auf den Köpfen zu ſtehen, weil ſie mit dem natürlichen Stehen und Gehen auf ihren Füßen kein Aufſehen machen konnten.

B. III. p. 60.

Als hätte — da wär' ich ſehr erſtaunt —
Der Nebel mir was in's Ohr geraunt:
Ein Rad zu ſchlagen, auf'm Kopf zu ſtehn:
Das mag für luſtige Jungen gehn.

Wir aber laſſen es wohl beim Alten,
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Andere, welche einſt florirt haben, laufen bereits auf nackten Sohlen: denn ihre Schuhe ſind durchgetanzt.

B. II. p. 260.

Wo iſt einer der ſich quält
Mit der Laſt die wir getragen?
Wenn es an Geſtalten fehlt,
Iſt ein Kreuz geſchwind geſchlagen.
Pfaffenhelden ſingen ſie,
Frauen wohl empfohlen:
Oberleder bringen ſie,
Aber keine Sohlen.
Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuſter ſein,
Jedermann ein Dichter.
Alle kommen ſie gerennt,
Möchtens gerne treiben:
Doch wer keinen Leiſten kennt
Wird ein Pfuſcher bleiben.
Willſt du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirſt du, eh' es möglich deucht
Wirſt du barfuß laufen.

Ein anderer hat groß angefangen, und klein geendet: wie eine Sternſchnuppe iſt er hergeſchoſſen: aber jetzt liegt er im Graſe und niemand hilft ihm mehr auf die Beine. Wäre es ein ächter Stern geweſen, ſo wäre er nicht gefallen.

Immer noch beſſeres Glück, als dieſer, machen die Irrlichter. Obgleich aus dem Sumpf entſtanden, blenden ſie

dennoch und ſpielen in der menſchlichen Geſellſchaft die glänzenden Galanten.

Zuletzt kommen die Plumpen und Maſſiven, welche das Kind mit dem Bade ausſchütten, ſo daß Puck ſelber ſie ermahnen muß, nicht noch plumper als er ſelbſt zu ſein: denn im Uebermaß iſt ja nie die Wahrheit. S. deutſcher Parnaß B. II. p. 23. „Ach die Büſche ſind geknickt! Ach die Blumen ſind erſtickt von den Sohlen dieſer Brut. Wer begegnet ihrer Wuth? War es möglich, eure hohe Götterwürde zu vergeſſen! Iſt der rohe ſchwere Thyrſus keine Bürde für die Hand, auf zarten Saiten nur gewöhnet hinzugleiten? Aus den klaren Waſſerfällen, aus den zarten Rieſelwellen, tränket ihr gar Silens abſcheulich Thier? Dort entweiht es Aganippen mit den rohen breiten Lippen, ſtampft mit ungeſchickten Füßen, bis die Wellen trübe fließen.“ Nach dieſen Erſcheinungen ſchließt Ariel die Scene mit den Worten:

Gab die liebende Natur,
gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur
auf zum Roſenhügel!

Und das Orcheſter ſchließt pianissimo, mit der Bemerkung, daß alles nur ein Traum und Nebelgebilde war, welches der Wind zerſtiebt.

XX. Die Hofhaltung des Satans.

Nach dem Intermezzo ſollte folgende Scene folgen: man befindet ſich auf einer höheren oder der höchſten Region des Berges. Es iſt Einſamkeit und Oede: da erſchallen Trompetenſtöße, und unter Donner, Blitz und Erdbeben ſteigen (der Vulcaniſtenlehre gemäß) zuerſt Feuerſäulen und Rauchqualm aus dem Boden auf, dann windet ſich ein Fels hervor, der ſich als der Satan ſelber präſentirt. Das Volk drängt ſich in Maſſen herbei: wer zu ſpät kommt, ſucht mit allen Mitteln durchzudringen: da gibt es Schaden und Geſchrei. Dann folgt ein Begrüßungslied. Fauſt und Mephiſtopheles ſtehen im nächſten Kreiſe, wo man es vor Hitze kaum aushalten kann: außer ihnen noch mehrere bekannte Perſonen. Nun folgt die Thronrede des Satans, eine Predigt, welche die gemeinſten Triebe des Menſchen als die tiefſten Geheimniſſe des Naturlebens preiſt:

Die Böcke zur Rechten,
Die Ziegen zur Linken.
Die Ziegen ſie riechen
Die Böcke ſie ſtinken.
Und wenn auch die Böcke
Noch ſtinkiger wären,
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Auf's Angeſicht nieder,
Verehret den Herrn!

Er lehret die Völker
Und lehret ſie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens,
Der tiefſten Natur.

Satan (rechts gewendet).

Euch gibt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
(Und der w— Sch—):
Das eine verſchaffet,
Das andre verſchlingt:
Drum glücklich wer beide
Zuſammen erringt.

Eine Stimme.

Was ſagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köſtlichen Worte:
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur,
Nicht ſeh' ich das Leben
Der tiefen Natur.

Satan (links gewendet).

Für euch ſind zwei Dinge
Von köſtlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — —
Drum wißt euch ihr Weiber
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold noch
— (zu ſchätzen).

Chor.

Auf's Angeſicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah' ſteht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich ſtehe von ferne
Und ſpitze die Ohren,
Doch hab' ich ſchon manches
Der Worte verloren.
Wer ſagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefſten Natur?

Mephiſtopheles (zu einem jungen Mädchen).

Was weinſt du? artiger kleiner Schatz?
Die Thränen ſind hier nicht am Platz.
Du wirſt in dem Gedräng' wohl gar zu arg geſtoßen?

Mädchen.

Ach nein! der Herr dort ſpricht ſo gar curios,
Von Gold —
Und alles freut ſich, wie es ſcheint.
Doch das verſteh'n wohl nur die Großen?

Mephiſtopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht geweint!
Denn willſt du wiſſen was der Teufel meint,
So —

Satan (grab' aus).

Ihr Mägdlein, ihr ſtehet
Hier grab' in der Mitten:
Ich ſeh', ihr kommt alle
Auf Beſ'men geritten:

Seid reinlich bei Tage,
(— — — Nacht),
So habt ihr's auf Erden
Am weitſten gebracht.

Darauf beginnen die Präſentationen, die einzelnen Audienzen und die Beleihungen. Daraus iſt ein Fragment vorhanden.

X.*)

— und kann ich, wie ich bat
Mich unumſchränkt in dieſem Reiche ſchauen,
So küſſ' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeiſter.

Die Klauen? das iſt für Einmal:
Du wirſt dich weiter noch entſchließen müſſen!

X.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeiſter.

Beliebt dem Herrn den hintern Theil zu küſſen.

X.

Darüber bin ich unverlor'n:
Ich küſſe hinten oder vorn.
Scheint oben deine Naſe doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So ſeh' ich unten hier ein —
Das Univerſum zu verſchlingen.
Was duftet aus dem koloſſalen Mund?

*) Vielleicht Johannes von Müller.

So wohl kann's nicht im Paradieſe riechen!
Und dieſer ungeheure Schlund
Erregt den Wunſch hineinzukriechen.
Was ſoll ich mehr?

Satan.

Vaſall, du biſt erprobt!
Hierdurch belehn' ich dich mit Millionen Seelen:
Und wer des Teufels — ſo gut wie du gelobt,
Dem ſoll es nie an Schmeichelphraſen fehlen.

Dieſe Scene endet um Mitternacht mit vulcaniſchem Verſinken der Erſcheinung, und unordentlichem Auseinanderſtrömen, Brechen und Stürmen der Verſammlung.

Dann wurden die Beiden wieder an eine tiefere Region des Berges hingeführt, wo eben von fanatiſchen Prieſterſchaften ein Hochgericht gehalten wurde. In dem Gedränge erſteigen ſie einen Baum. Reden des Volks, als Schilderung des Zuſtandes. Der Boden iſt glühend, wahrſcheinlich von Scheiterhaufen. Das Idol ſteht nackt da: der Verurtheilte vor ihm, die Hände auf den Rücken gebunden.

Geſang.

Wo fließet heißes Menſchenblut,
Der Dunſt iſt allem Zauber gut.
Die grau und ſchwarze Brüderſchaft (Franziscaner u. Dominicaner)
Sie ſchöpft zu neuen Werken Kraft.

Was deut't auf Blut iſt uns genehm,
Was Blut vergießt iſt uns bequem.
Um Glut und Blut umkreiſt den Reih'n,
In Glut ſoll Blut vergoſſen ſein.

Die Dirne winkt — es iſt ſchon gut!
Der Säufer trinkt — es deut't auf Blut.

Der Blick, der Trank er feuert an:
Der Dolch iſt blank — es iſt gethan!

Ein Blutquell rieſelt nie allein:
Es laufen andre Bächlein drein,
Sie wälzen ſich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab: das Blut ſpringt und löſcht das Feuer. Nacht. Rauſchen. Geſchwätz von Kielköpfen: dadurch Fauſt erfährt.

XXI. Gretchens Leiden in der Zwiſchenzeit.

Wenn Gretchen während der Zeit, da Fauſt auf dem Blocksberge und weiter in der Welt ſich umhertrieb, ein Kind geboren, und wegen deſſen Tödtung vor Gericht inquirirt worden iſt, wenn ſie bereits lange im Kerker ſchmachtet, und jetzt dem Tage der Hinrichtung nahe iſt, ſo müſſen wir uns nicht bloß einige Wochen, ſondern wenigſtens mehrere Monate verfloſſen denken während dieſer Abweſenheit Fauſtens. Denn es heißt von ihr ſogleich im Eingang der heftigen Klagen Fauſtens: „Erbärmlich auf der Erde lange verirrt, und nun gefangen.“ Mithin wird Gretchen mit ihrem neugebornen Kinde in die weite Welt hinausgeirrt ſein, halbunbewußt, in welchem Zuſtande ſie auch das Kind am Steg bei der Planke in's Waſſer fallen ließ, und ſodann

lange unbekannt in der Fremde und Einöde herumgeſchweift ſein, bis die Häſcher ſie fiengen und zum Gefängniß brachten. Sie ſchildert dieſes Leben in den Worten

Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf,
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen:
Und ſie werden mich doch ergreifen.

Gefangen! Böſen Geiſtern übergeben, ſagt Fauſt, d. h. ſolchen Geiſtern wie der im Dome einer geweſen iſt, und endlich dem Wahnſinne, und der richtenden gefühlloſen Menſchheit!

Wir müſſen, um Goethen in dieſer Scene völlig zu verſtehen, abermals ſeine eigenen anderweitigen Dichtungen zu Rathe ziehen. Zum Beiſpiel im Clavigo ſpielt Carlos gegen Clavigo und gegen Marie ziemlich die nämliche Rolle wie Mephiſtopheles hier gegen Fauſt und Gretchen. Carlos hat den Clavigo von der Marie losgeriſſen, weil er ſah, daß ſie ein Hemmſchuh für ihn ſein würde. Als das Mädchen darüber ſich die Schwindſucht angegrämelt hat, und Clavigo, von ſeinem guten Herzen verführt und durch die Drohung des Bruders veranlaßt, zu ihrer Liebe zurückgekehrt iſt, ſo wird ihm von Carlos dieſe Thorheit als eine Gemüthsſchwäche entſetzlich verdacht. Was iſt denn an dem Leben eines ſchwindſüchtigen Mädchens gelegen! „Außerordentliche Menſchen, ſagt er, ſind auch darin außerordentliche Menſchen, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen, daß ſie geringe Verhältniſſe

vernachläſſigen, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufopfern. Thut das Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate: warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?" Und Mephiſtopheles, welcher noch ein weit ſtärkerer Teufel als Carlos iſt, ſagt mit unendlicher Gleichgiltigkeit: „Sie iſt die erſte nicht!" Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen, und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? d. h. vor der Gemüthlichkeit, welche bereits in Geldſachen, geſchweige denn wo es ſich um noch Höheres handelt, aufhören muß.

Gelegentlich hören wir hier, daß Mephiſtopheles, bevor er den Fauſt bekam, nicht bloß einmal ſondern weit öfter abendlich und nächtlich dem Fauſt auf Spaziergängen vor die Füße gekollert und auf die Schultern geſprungen iſt. Goethe glaubte in der That an eine Art von Seelenwanderung, wenn man es ſo nennen darf. Die „Ueberzeugung unſerer Fortdauer entſpringt aus dem Begriffe der Thätigkeit: denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet mir eine andere Form des Daſeins anzuweiſen, wenn die jetzige meinen Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag. — Ich zweifle nicht an unſerer Fortdauer: denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir ſind nicht auf gleiche Weiſe unſterblich: und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſein." Eckermann Th. II. p. 56. 148. Als er einſt nach Wieland's Tode mit Falck in gleicher Weiſe über die Fortdauer ſprach, und eben ein Pudel vor ſei-

nem Fenſter bellte, rief er ihm zu: Beſtie, du kriegſt mich nicht unter!

Die vorliegende Scene muß wenigſtens zum Theil bereits vor dem Jahr 1796 gedichtet geweſen ſein. Denn um dieſe Zeit ſprach Wieland gegen Böttiger ſeine Verwunderung darüber aus, daß die Scene, in welcher Fauſt ſo wüthend werde daß Mephiſtopheles ſelbſt in Schrecken gerathe, nicht im Fragment aufgenommen erſcheine. Indeſſen äußert Riemer, daß Goethe ihm die ganze Scene (wohl gegen das J. 1806), wie wir ſie jetzt leſen, eines Morgens in einem Zuge dictirt habe. Allein bereits im Jahr 1798 hatte er dem Schiller gewiſſe Scenen in Proſa zu leſen gegeben, die nach deſſen Urtheile ſehr angreifend ausgefallen waren. Und das können wohl keine anderen als die hieſigen geweſen ſein.

XXII. Nachtſcene in der Nähe des Rabenſteines.

Bei der Dichtung dieſer Scene dachte Goethe an den Vers in Bürgers Leonore:

Sih da, ſih da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel
Halb ſichtbarlich bei Mondenlicht
Ein luſtiges Geſindel.

Denn wie ſehr dieſe Worte ſeinem Geiſte gegenwärtig waren, beweiſt auch deren Citirung B. XXXIII. p. 82. Bürger

meint freilich Todtengeſpenſter, bei Goethe aber ſind es Hexen, von denen es bekannt iſt, daß ſie gern auch unter dem Galgen ſich verſammeln, und dort ihre Tänze aufführen. Sie ſcheinen etwas zu kochen, wahrſcheinlich einen Zaubertrank aus gewiſſen Gliedern der Hingerichteten. Andere ſchweben auf und ſchweben ab, neigen ſich und beugen ſich. Das ſind die magiſchen Tänze, welche ſie dabei aufführen, um den Trank zu weihen, während ſie die ſeltſamen Zuthaten in den Keſſel ſtreuen: „ſie ſtreuen und weihen.“ Goethe folgt auch hier wiederum dem Shakeſpeare: „Um den Keſſel ſchlingt den Reihn, wie Elfen thun und junge Fei'n: bezaubert was ihr werft hinein.“ Auf den Ort, wo ſolche Zauberei getrieben wird, kommt viel an: ein Richtplatz iſt gewiß der paſſendſte, während zugleich von den Zuthaten wohl keine kräftiger ſein mögen, als die Eingeweide von Hingerichteten.

Die ganze Scene aber hat bloß den Zweck, die Hinrichtung Gretchens, weil ſie nicht auf dem Theater aufgeführt werden kann, in ſchauerlicher Weiſe unſerer Seele nahe zu bringen.

XXIII. Im Kerker.

Gretchen im Kerker, gerade vor dem Tage ihrer Hinrichtung, befindet ſich in einem Zuſtande von Wahnſinn. In dieſem Wahnſinne gehen die Bilder des Entzückenden ſowohl als auch des Schrecklichen, das ſie erlebt, gethan und gelitten hat, abwechſelnd und verwirrt an ihrer Seele vorüber. Die ganze Nacht über hat ſie ſich eingebildet, ihr Kind bei ſich liegen zu haben und zu herzen. Gleich einem Schlummerliedchen ſingt ſie ihm das Liedchen aus dem bekannten Mährchen von dem Manchondelbaume, d. h. Wacholderbaume. In jenem Mährchen hat die Stiefmutter das Kind geſchlachtet und es dem Vater zum Eſſen vorgeſetzt, welcher, nichts ahnend, ſein eignes Fleiſch verzehrt. Aber das Schweſterchen ſammelt die Knochen unter dem Tiſche, bindet ſie in ein Seidentuch und begräbt ſie unter dem Wacholderbaume. Da fliegt die Seele des Gemordeten als ein Vögelchen aus dem Grabe hervor, und ſetzt ſich ſingend auf den Wacholderbaum

Meine Mutter die mich ſchlacht't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schweſter das Marleinchen
Sucht alle meine Beinchen,
Und bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum:
Kywitt! Kywitt!
Ach was ein ſchön Vogel bin ich!

„Der ganzen Menſchheit Jammer“ faßt den Fauſt an, als er vor die Kerkerthüre tritt, um aufzuriegeln: d. h. was Gretchen geſündigt hat und büßen muß, iſt nicht ihre Schuld ſo ſehr, als eines von den vielen Gebrechen der Menſchheit, die ſie für ſich und andere büßen muß. Denn ihr Verbrechen war ein guter Wahn. Schön war ſie auch, und das war ihr Verderben. In ihrem Wahnſinn kennt ſie den Freund nicht, und meint, der Henker, ihr noch die wenigen Stunden mißgönnend, komme, ſie ſchon um Mitternacht auf den Richtplatz zu holen. So elend ſie iſt, jammert ſie dennoch um ihr junges Leben: und wer, in ihrer Lage, hat das nicht ebenfalls gethan? Sie jammert auch um ihr verlornes Glück: „Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut!“ Solche lichtere Augenblicke wechſeln mit ganz verwirrten. Sie will nur ſchnell noch einmal ihr Kind tränken, eh' ſie geht. Man hat ihr's genommen, ſagt ſie, um ſie zu kränken, und nun ſingt man Lieder auf ſie. „Es iſt bös von den Leuten. Ein altes Mährchen endigt ſo: wer heißt ſie's deuten?“ Das iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu! Allein was haben die Menſchen für ein Recht dazu, ſo liebloſ zu urtheilen? Fauſt, weil er mit allen Mitteln nichts ausrichten kann, um ſie fortzubringen, wirft ſich nieder auf die Knie. Da fällt ihr ein, daß es gut ſei, vereint die Heiligen anzurufen zum Schutz gegen die böſen Geiſter, welche ſie gequält haben in dieſem Kerker und unter dem Boden zu hauſen ſcheinen, wo ſie beſtändig toben und toſen. Da ruft Fauſt laut und innig „Gretchen! Gretchen!“ Daran erkennt ſie ihn endlich. Dieſer Zug iſt wiederum ähnlich dem

im Clavigo. Als der Rückgekehrte das Mädchen, welches er faſt ſchon zu Tode gequält hat, lange vergeblich um Verzeihung gebeten hat, und ſie ſtets mit abgewandtem Geſichte dem Treuloſen zugehört hat, wird ſie endlich wider ihren Willen überwunden, als Clavigo zuletzt ſich niederwerfend ruft: „Marie, kennſt du meine Stimme nicht mehr? Vernimmſt du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!“ „O Clavigo!“ erwidert ſie unwillkürlich, und alles iſt vergeſſen! So auch hier. Gretchen ſchwärmt einige Augenblicke in der Erinnerung an frühere Seligkeiten. Aber dieſe Erinnerung ſelbſt führt in ihrem Verlaufe wiederum zu dem Gedanken an das Schreckliche, das ſich daran reihte. So folgen die Bilder deſſen, was ſie erfahren, empfunden und gelitten hat, ſtückweiſe, bunt durch einander, und doch mit ſolcher Kunſt vom Dichter gebraucht und angebracht, daß in dieſem Gemälde des Wahnſinns wir dennoch vollſtändig über alles unterrichtet werden. Dazwiſchen drängt Fauſt immer nur zum Aufbruch. Allein dazu hat Gretchen keine Luſt, und empfindet ſie keinen Trieb. Die Flucht hat ſie ſchon einmal verſucht, und erkannt, wie elend ſie ſei. Es ſchaudert ihr, wenn ſie daran denkt, hinauszugehen aus dem Kerker: denn ſogleich der nächſte Ort, an welchem ſie vorbei gehen müßte, würde ſie an ein begangenes Verbrechen erinnern. Drum keinen Schritt aus dieſem Kerker mehr, außer zum Tode! Bei ihrem Heinrich bliebe ſie gerne: allein da er noch immer den Mephiſtopheles bei ſich hat, ſo graut ihr vor ihm. Gericht Gottes, dir hab' ich mich übergeben! — Sie meint nicht die Gerichte der Menſchen. —

„Dein bin ich Vater! Rette mich! Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren, lagert euch umher mich zu bewahren. Heinrich! mir graut's vor dir!“

Wir werden ihr wieder begegnen im Himmel, wo die Büßerinnen für ſie beten:

Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich einmal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Und dort wird ſie dem Fauſt, wie eine Beatrice dem Dante, voranſchweben zu höheren Regionen, und er wird ihr folgen: denn er hat ihrer nie vergeſſen.

XXIV. Fauſt findet Tröſtung und Stärkung im Umgange mit Gott und durch Einkehr in ſein Inneres.

Wir müſſen uns eine geraume Zeit verſtrichen denken zwiſchen dem Schluſſe des erſten Theiles und dem Anfang des zweiten. In dieſer Friſt hat Fauſt allmählich ſich von dem erſchütternden Schlage erholt, iſt durch Einkehr in ſein Inneres gebeſſert worden, und hat durch Umgang mit Gott in der Natur wieder Kraft gewonnen zu neuem Wirken. Dieſe Vorgänge in Fauſtens Inneren werden uns verſinnlicht in der erſten Scene, und dieſe Verſinnlichung geſchieht

in echt dichteriſcher Weiſe durch einen Geſang der Elfen über dem ſchlafenden Fauſt, und ſodann durch eine Morgenandacht des erwachten Helden. Was in der Wirklichkeit lange Zeit erfordert, das finden wir hier zuſammengedrängt in den Verlauf einer einzigen Nacht. Dieſe Nacht iſt in vier Pauſen getheilt, entſprechend den vier Nachtwachen des römiſchen Kriegslebens: und die Ereigniſſe einer jeden der vier Pauſen werden durch eine Strophe des Elfengeſanges geſchildert. Wir finden den Fauſt ſchlafend in einer Schweizerlandſchaft, in einer Natur, welche zur Erquickung und Erhebung des Gemüthes die geeignetſte iſt. Chöre von Elfen umſchweben den unruhigen Schläfer, welcher auf blumigem Raſen gebettet da liegt. Ariel, der Luftgeiſt, welchen wir bereits in der Walpurgisnacht kennen gelernt haben, tritt auf, gleichſam als Führer der edlen Elfen, welche Elfen die balſamiſche Kraft der alle Müden ſtärkenden, alle Unglücklichen in Schlummer wiegenden Nacht darſtellen. Denn ſo wie der Regen herabſtrömt für Gute und Böſe, und die Sonne aufgeht über Gerechte und Ungerechte, ſo werden auch die anderen Wohlthaten der Natur, die Frühlingsblüthen und der Segen der Felder und die Stärkung des Schlafes, allen ohne Unterſchied zu Theil. Gegen den heftigſten Schmerz und die tiefſte Trauer, wenn noch kein Wort des Troſtes Eingang findet, bietet die Natur die erſten Heilmittel. Denn endlich meldet ſich doch der Hunger und der Durſt: und wenigſtens ſo lange man ißt und trinkt müſſen die Thränen raſten. Und endlich kommt auch nach der Aufregung die Erſchöpfung, und ſinkt der Körper in Schlaf:

und der Schlummer, ſelbſt wenn er nicht ſo ganz ruhig und traumlos iſt, bringt dennoch Vergeſſen des Kummers und Stärkung des Leibes. So wird auch Fauſt, indem ſein Haupt auf's kühle Polſter ſinkt, in Lethe's Fluth gebadet (des fabelhaften Fluſſes der Hele, aus welcher man Vergeſſenheit trinkt), daß ſeine krampferſtarrten Glieder dem Tage entgegenruhen, um geſtärkt zu neuem Leben und Wirken zu erwachen.

In warmen Sommerabenden, wenn ſich die Lüfte abkühlen, duftige Nebel die baumumgränzten Thäler einhüllen, die Dämmerung herabſinkt, da kommt auch Frieden in die Herzen, welche von den Sorgen und Mühen des Tages erregt waren; dann ſehnt man ſich nach Ruhe, die müden Augen fallen zu, die Bilder der bunten Welt entſchwinden dem Geiſte, während derſelbe von Traumgeſtalten umgaukelt wird. Während wir aber dann, unſer ſelbſt vergeſſend, bewußtlos daliegen und ſchlummern, hat ſich der Himmel mit zahlloſen Sternen geſchmückt, welche wie Lichter und Funken glänzen, und aus dem Grunde der ruhigen See ſchimmert ſein Spiegelbild wieder mit dem klaren Vollmond, deſſen Walten das Glück der Ruhe beſiegelt. Wenn dann der Schläfer nach ſolchen Stunden der Ruhe, in welcher jede ſchmerzliche und jede freudige Aufregung verſchwunden war, ſein Auge wiederum dem neuen Tage öffnet, die grünen Thäler erblickt, die ſchwellenden Hügel mit den ſchattigen Gebüſchen, die wogenden Saatfelder, welche der Ernte entgegenreifen; ſo fühlt er ſich geſtärkt und ermuthigt, und ſchöpft wieder Hoffnung auf Hoffnung, wenn er die ewige

Sonne von neuem in ihrem Glanze zum Himmel emporſteigen ſieht. Das Herannahen dieſes Sonnenaufgangs gewahrt Ariel lange vorher an dem gewaltigen Sturm und Getöſe*), dem Raſſeln und Praſſeln, dem Poſaunen und Trompeten, von welchem die Heranfahrt dieſes mächtigen Geſtirnes begleitet iſt, einem Getöſe, welches doch nur von Geiſter-Ohren vernommen werden kann. Bekanntlich iſt die Sonne bei Homer ein goldener Wagen mit Roſſen beſpannt, welche der Gott Phöbos lenkt. Wenn derſelbe Abends in den Ocean und den Schooß der Thetis geſunken, und bei nächtlicher Weile auf den Fluthen zurückgeſchwommen iſt, Nahrung und Stärkung aus dieſen Fluthen ſchöpfend, ſo werden ihm am Morgen wieder die Pforten des Himmels von den Horen, d. h. den Stunden, geöffnet. Denn das ſind die Thorwärterinnen des Himmels (Il. V, 749)

Bald zu verſchließen das wolkige Thor und bald es zu öffnen.

Den Eindruck ſolcher gewaltigen Erſcheinungen vermögen die Elfen, welche nicht daran gewöhnt ſind, nicht zu ertragen: ſie würden taub werden wie die Menſchen, welche bereits taub dagegen ſind ohne es zu wiſſen. Darum verbergen ſie ſich zuvor in den tiefen Schooß der Blumenkelche, in die Felſen unter das Laub, wo ſie den Tag über ſtill und unbeachtet wohnen. So verſchwinden ſie während Fauſtens Erwachen. In deſſen Morgen-Andacht, welche in ſchönen

*) Man muß ſchreiben: Horchet, horcht, dem Sturm der Horen! d. h. horcht auf den Sturm der Horen.

Terzinen verfaßt iſt, wird uns ein Sommermorgen beſchrieben, wie Goethe dergleichen wohl viele auf ſeinen Reiſen in der Schweiz am Vierwaldſtätter See und anderwärts erlebt und genoſſen hat: ſ. Eckermann Th. III. p. 168 ff. Er hatte jene ganze Gegend, welche der Schauplatz von Tells Thaten war, genau durchforſcht zum Zweck ſeines Heldengedichtes: als er nachher den Stoff an Schiller abgetreten hatte, behielt er „von allem dem was er aus dem Golde jener Localitäten ſich gemünzt hatte, nichts übrig, als den Inhalt dieſer Terzinen, welchen er (ſagt er) ohne den friſchen Eindruck jener wunderwollen Natur ſich gar nicht hätte denken können."

In der Schöpfung ſchlagen die Pulſe des Lebens und begrüßen die ätheriſche Dämmerung: die Erde athmet wieder neu erquickt zu unſren Füßen, umgiebt uns mit Luſt, und überall regt ſich der Trieb, zu immer höherem Daſein emporzuſtreben. Der Wald ertönt von tauſend Stimmen, durch die Thäler wogt ein Nebelſtreif; doch dringt die Himmelsklarheit bald auch in die Tiefen, um in den duftigen Gründen alle Zweige und Aeſte aus dem Schlummer zu wecken. Alle Gegenſtände treten beſtimmter in ihren Umriſſen und Farben hervor, in den Thauperlen zittert das Licht, ein Paradies umgiebt uns! Jetzt verkünden die Gipfel der Rieſenberge den Aufgang der Sonne: ihr Licht erhellt zuerſt die Bergſpitzen, und ſchreitet ſtufenweiſe herab zu den Matten der Alpen, endlich zu den Thälern. Jetzt tritt ſie ſelbſt hervor, und ſogleich, von Augenſchmerz durchdrungen und geblendet, müſſen wir uns wegwenden. So vermögen wir

alſo das Höchſte, nach welchem wir ſehnſüchtig gerungen haben, wenn es plötzlich in ſeiner ganzen Macht und Fülle erſcheint, nicht zu ertragen. Es geht dem Fauſt wiederum gerade ſo wie einſt bei der Erſcheinung des Erdgeiſtes:

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang geſogen,
Und nun —?
'Weh', ich ertrag' dich nicht!"

Ein Feuermeer ſcheint ihn zu umſchlingen, daß er nicht weiß ob es Liebe oder Haß ſei, indem es ihn mit Schmerz und Freude wechſelnd erfüllt, und er wiederum nach der Erde blicken muß, um ſich, gleich den Elfen, in den Schleier jugendlicher Schüchternheit zu hüllen. Wir ſehen ſchon hieraus, daß Fauſt nicht mehr der Alte iſt, ſo daß er ſich ſofort dem Teufel ergeben möchte, weil ihn die Geiſter verſtoßen. Bereits hat er eingeſehen und erkannt, „daß ſich das Wahre und das Göttliche (denn Beide ſind Eins) nicht direct von uns erkennen laſſen, ſo wenig als man der Sonne in's Geſicht ſehen kann; wir ſchauen es nur im Abglanz, im Beiſpiel, im Symbol, in einzelnen verwandten Erſcheinungen: wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben, und können dem Wunſch nicht entſagen, es dennoch zu begreifen." Th. LI. p. 254 a. A.

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht,
Du findeſt nur Bekanntes das ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichniß, hat am Bild genug.

Das aber iſt es eben, woran Fauſt ſich ehemals nicht wollte genügen laſſen. Jetzt aber, indem er, der Sonne den Rücken zuwendend, den Regenbogen erblickt, welcher ſich in dem Giſcht über dem Waſſerfall erzeugt, und in beſtändigem Wechſel beſtändig dauert, erkennt er, daß dieſer Reflex der Sonne das menſchliche Beſtreben abſpiegelt, und daß dem Menſchen, welchem das Abbild für das Urbild genüge, Glück und Genuß in vollem Maaß entſtehe, wenn alles Endliche durch den Abglanz des Unendlichen verklärt werde:

Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelſt ſchmückt ſich Weg und Ort:
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.

In ähnlichem Falle, wie Fauſt, befindet ſich Wilhelm Meiſter, als er mit dem Aſtronomen den geſtirnten Himmel betrachtet Th. XXI. p. 181 (a. A.) „Ergriffen und erſtaunt hielt er ſich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu ſein, es überreicht unſere Faſſungskraft, es droht uns zu vernichten. Was bin ich denn gegen das All, ſprach er zu ſeinem Geiſte? wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: das Reſultat unſres heutigen Abends löſt ja auch das Räthſel des gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte, die nach allen Seiten hingezogen werden, in ſeinem Innerſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: darfſt du dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht

gleichfalls in dir ein herrliches Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreiſend, hervorthut? Und ſelbſt wenn es dir ſchwer würde, dieſen Mittelpunkt in deinem Innern aufzufinden, ſo würdeſt du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht." Daß auch Fauſt dieſes Centrum nunmehr gefunden habe, und wie jeder edle tüchtige Menſch daran feſthalte, trotz dem wirren und gemeinen Treiben der Menge, deſſen ſind wir nun verſichert. Denn wie könnten ihm ſonſt die Elfen die wahrhaft goldenen Worte zurufen:

Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift:
Alles kann der Edle leiſten
Der verſteht und raſch ergreift.

„Tüchtige Menſchen, ſagt Goethe (a. A. XXII, 255 a. A.) ergreifen die Welt ohne Bedenken und ſuchen damit wie es gehen will zu gebahren: andere zaudern an ihr herum, einige zweifeln ſogar an ihrem Daſein."

XXV. Der Beginn eines thätigen Lebens.

„Erſt ſehen wir die kleine, dann die große Welt," hat Mephiſtopheles gleich Anfangs zu Fauſt geſagt. Und Goethe ſelbſt hat (in Kunſt und Alterthum) verſprochen, er wolle ſeinen Fauſt in höhere Regionen durch würdigere Ver-

hältniſſe führen. Das iſt der Inhalt des zweiten Theils. Nachdem Fauſt, einem regelloſen Treiben auf Gerathewohl hingegeben, bisher in der Welt herum gerannt und geſtolpert iſt, ſo wird er jetzt, nach Verwindung des Unglücks, das ihn von dieſem Treiben geheilt hat, eine geordnete Thätigkeit in irgend einem Zweige menſchlichen Wirkens, oder vielleicht in mehreren nach einander, beginnen. Dabei wird es ihm gehen wie allen welche je dergleichen begonnen haben: Mißbräuche, Noth und Uebelſtände wird er vorfinden, und ihrer Wegräumung wird ſich Bequemlichkeit, Dummheit und Eigennutz entgegenſtellen. Allein dergleichen Wahrnehmungen bringen ihn nicht mehr zur Verzweiflung, noch erkalten ſie ſein Streben: denn ſein Wirken geht von ſeinem Mittelpunkte aus, welcher vom Abglanz des Wahren und Göttlichen erleuchtet iſt. Mephiſtopheles, welcher längſt ſeine Wette verloren hat ohne es zu wiſſen und zu fühlen, folgt ihm überall hin als Gelegenheitsmacher und Handlanger, als Kritiker und Satyriker, als Parodie des Erhabenen, als Karrikatur des Schönen: kurz er iſt zur Hervortreibung aller höchſten Reſultate unentbehrlich, als das Mittel, welches immer das Gegentheil von demjenigen erwirkt was es erzielt, aber in ſeiner eingebildeten Beſchränktheit ſich als Endzweck betrachtend und endlichen Sieg verhoffend, ganz treu dem Charakter, welchen er von Anfang her getragen hat, und welcher in den erſten Scenen deutlich genug beſchrieben iſt. So geht er auch natürlich allerlei Verwandlungen ein, und tritt z. B. in dem nächſten Akte, wo es ſich um Heilung der Schä-

den einer verkehrten Regierungskunſt handelt, als Hofnarr auf.

Zwei Perioden der neueren Geſchichte ſind durch Häufung von Nöthen und Uebelſtänden, die nicht mehr mit den herkömmlichen Mitteln gehoben werden konnten, bedenklich geweſen: diejenige welche der Reformation, und diejenige welche der franzöſiſchen Revolution vorhergieng. Der Dichter hat, ſich an das Allgemeine haltend, welches beide Perioden mit einander gemein hatten, die Züge von beiden entlehnt, indem er uns das Bild einer mittelalterlichen Hofhaltung, etwa unter dem Kaiſer Maximilian, vorführt, zu deſſen Ausmalung er auch die Farben aus ſeinen Erfahrungen bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar entlehnen konnte: ſ. a. Asg. XXVI. p. 124 ff. Er zeigt uns einen Kaiſer, der, wie ſo viele Monarchen, zwar gutmüthig iſt und das Beſte wollend, auch dabei nicht unfähig zu edleren Entſchlüſſen, aber zu arbeitsſcheu, ſo daß er mit ernſten Dingen nicht viel beläſtigt ſein will; und, wenn ſie ihm unabweisbar nahe gelegt werden, ſo iſt er meiſtens bereit zu halben Maßregeln und ſchwächlichen Mitteln, weil er die Rathſchläge, die ihm von denkenden und muthigen Männern ertheilt werden, nicht begreift, weil er ein angebornes Grauen vor den Reformen des Genie's hat, während doch das Genie allein hier zu helfen vermöchte, und weil er endlich in den Händen der Heiligen und der Ritter, d. h. der Pfaffen und der Junker liegt, deren Intereſſen durch ſolche Reformen verletzt werden müßten. Nur zwei Perſonen gibt es, auf welche er zu hören geneigt iſt, weil

ſie ſeinem Geſchmacke zuſagen, den Aſtrologen und den Hofnarren. Der eine iſt die Karrikatur des Gelehrten, und der andere die Karrikatur des Weiſen. Beide waren der Zeit, in welcher die Handlung ſpielt, eigenthümlich: denn wie Wallenſtein ſeinen Aſtrologen hatte, ſo pflegten damals auch andere hohe Häupter dergleichen Gelehrte neben den Hofnarren um ſich zu haben, auch wohl ſelbſt Aſtrologie zu treiben. Dieſe beiden Höflinge ſpielen hübſch zuſammen: der eine ſpricht was der andere einbläſt, und der Kaiſer hört nur auf ſie: das Volk mag murren ſo viel es will. Indeſſen wird doch dießmal durch den Narren etwas gefördert, weil in ſeiner Maske Mephiſtopheles ſteckt, welcher den Kaiſer zu beſchwatzen weiß, den Zauberlehrling zu machen. Denn die Noth und Rathloſigkeit iſt ſo groß, daß man dem unheimlichen Geſellen Eingang verſtatten muß.

Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geſchlecht mit feilen Sclavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —
Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur (des Genies),
Des Rieſengeiſtes der nur ſich gehorcht u. ſ. w.

Dahin wird es auch hier kommen, und dann wird es Zeit ſein für Fauſt, auf den Schauplatz zu treten. Vor der Hand iſt bloß Mephiſtopheles hier erſchienen, um ihm das Feld zu bereiten. Während der Kaiſer in den Staatsrath geht, wird ſein trunkſüchtiger, dickleibiger Hofnarr vom Schlage getroffen, und ſogleich erſcheint Mephiſtopheles um ſeine Stelle einzunehmen. Er kniet am Throne nieder und ſpricht

ſein Weſen, das Weſen der witzigen Kritik, geiſtreichen Satyre und Ketzerei, in einem Räthſel aus: „was iſt erwünſcht und ſtets willkommen?“ u. ſ. w. Dieß Räthſel hat einige Aehnlichkeit mit dem Räthſel auf das Genie, welches wir zur Vergleichung mittheilen wollen:

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern
In eines großen Vaters Reich:
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchob'nes Kind:
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da wo ſie unvermögend ſind.

Der Kaiſer, welcher mit gar nichts ſich den Kopf zerbrechen will, und das Rathen bloß für den Beruf ſeiner Räthe erachtet, heißt kurzweg dem Mephiſtopheles als Narren an ſeine Seite kommen. Darauf begrüßt er die Verſammlung der Getreuen Lieben, und verhehlt nicht, daß er in dieſen Carnevalstagen, wo Glück und Heil in den Sternen geſchrieben ſtehe, lieber zu einer Maskerade, als hieher, gegangen wäre. Allein es geht eben nicht mehr an in anderer Weiſe: denn von allen Seiten kommen die Klagen. Der Kanzler ſchildert den zerrütteten Rechtszuſtand des Landes, daß die größten Verbrechen ungeſtraft bleiben, daß in der Herrſchaft des Unrechtes ſelbſt der Rechtſchaffene zum Frevler und der Richter zum Verbrecher werden muß, und bemerkt zuletzt, daß, wenn alle ſchädigen und alle leiden, zuletzt auch die Majeſtät ſelbſt zu Raube gehen müſſe. Der Heermeiſter klagt, daß die Ritter das Reich, welches ſie be-

ſchützen ſollten, plündern und verheeren, die Bürger hinter ihren Mauern nicht helfen mögen, die Miethſoldaten ungeduldig werden, weil ſie ohne Lohn bleiben, daß kein Verbot und kein Commando geachtet werde, wenn es der Luſt und Willkür der Mehrzahl entgegenſtehe, endlich daß die auswärtigen Könige nicht einſehen, daß ihr eignes Haus gefährdet ſei, wenn das Nachbarhaus brenne. Der Schatzmeiſter klagt, daß, nachdem man bereits alle Beſitze und Rechte weggegeben habe, um Geld zu bekommen, auch die vom Ausland verſprochenen Subſidiengelder ausbleiben. Und wenn man früher je eine Partei gegen die andere benutzen konnte, um wechſelsweiſe beide zu ſchwächen und auszubeuten, ſo ſei auch darauf kein Verlaß mehr: alles Zuſammenhalten habe aufgehört, indem jeder nur ſich ſelbſt zu wahren ſuche. Der Marſchall klagt, daß man alle Tage ſparen wolle und alle Tage mehr brauche, weil die Schwelgerei und Zecherei noch täglich zunehme. Nun ſeien nicht bloß die Keller und Speicher leer, ſondern auch obendarein noch Schulden gemacht, und ſomit der Unterhalt der künftigen Jahre eigentlich ſchon voraus verzehrt. Der Kaiſer, dem dieſe Schilderungen ſehr langweilig vorkommen, fragt ſpaßhaft den Narren, ob nicht auch er noch eine Noth zu nennen wiſſe. Mephiſtopheles ertheilt eine wahrhaftige Antwort, aber in ſchmeichelhaftem Tone. Wenn der Kaiſer wäre was er ſein ſollte, ſo wäre aller Noth abgeholfen. Das drückt er ſo aus, als ob der Kaiſer wirklich das wäre: und in anderer Weiſe hätte er es hier auch nicht ſagen dürfen. Er könnte, wenn er der Mann dazu wäre, noch weiter fortfahren und ſagen:

ihr alle, die ihr hier ſeid, wenn ihr die rechten Leute wäret, wenn ihr eure Hoffahrt, euren Eigennutz, eure Vorurtheile u. ſ. w. aufgeben könnet, ſo wäre dem Gemeinweſen wohl zu helfen. Allein das alles wäre umſonſt. Denn wie geberden ſich dieſe Menſchen, als Mephiſtopheles nur einige Worte von Natur und Geiſt verlauten läßt!

Natur und Geiſt? — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten!
Deßhalb verbrennt man Atheiſten,
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel:
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! Kaiſers alten Landen
Sind zwei Geſchlechter nur entſtanden,
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter:
Sie ſtehen jedem Ungewitter,
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verworrner Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand:
Die Ketzer ſind's, die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen u. ſ. w.

Natur und Geiſt, wie man ſie auch hinausſperren mag, werden trotzdem Bahn und Wege finden, um einzudringen: denn der Geiſt ſchreitet auch durch verſchloſſene Pforten, und naturam expellas furca tamen usque redibit. Allein das erkennt man nicht: denn was man nicht mit Händen greifen, nicht wägen und berechnen kann, das exiſtirt nicht für dieſe Herren, und was ſie nicht ſelber münzen, das laſſen ſie nicht gelten. Da ſomit die Anwendung richtiger Heilmittel

nicht möglich iſt (denn an Verbeſſerung der Sitten denkt niemand, und von den angemaßten Rechten und Vortheilen will niemand weichen bis er vertrieben wird), ſo handelt ſich's nur um Beſchaffung desjenigen Mittels, welches der äußeren Noth abhelfen kann ohne irgend ein Opfer von irgend jemand zu verlangen, vielmehr den Genuß und die Laſter noch ſteigern wird: und dieß iſt das Geld. Auf zweierlei Art läßt ſich dieſes am müheloſeſten gewinnen: einmal wenn man es aus dem Boden gräbt, und das andere Mal wenn man Aſſignaten oder Papiergeld macht. Mephiſtopheles bringt zuerſt das erſtere Mittel in Vorſchlag: allein auch hier ſtößt er auf Schwierigkeiten, weil doch auch Fleiß und Kenntniſſe dazu gehören. Wie ernſtlich der Dichter dieſes meine, dergeſtalt, daß hinter der Maske des Mephiſtopheles gewiſſermaßen Goethe ſelber ſteckt, das erkennt man aus folgenden Worten, welche er im Wilhelm Meiſter dem Jarno in den Mund gelegt hat (Th. XXII. p. 182 a. A.): „Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen welche das Gebirge enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will es auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeiten abzugewinnen. Auf Blei und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihrem Buſen tragen: das Wie? behalte ich für mich, und gebe die Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe: es gelingt —

und ich habe Glück! Was ich verſtehe, verſtehe ich mir: was mir gelingt, gelingt mir für andere; und niemand denkt, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könnte. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze; ſie merkens aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß ſie ſich auf dieſe Weiſe den Weg abſchneiden zum Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind." Mephiſtopheles beſitzt noch eine gründlichere Verachtung der die Menſchen beherrſchenden Vorurtheile: darum behält er nicht allein ſein Geheimniß für ſich, ſondern geht auch geradezu auf Täuſchung aus, thut als ob er eine Wünſchelruthe beſäße und vergrabene Schätze zu heben verſtünde. Dabei wird es aber beſonders dem Canzler oder Erzbiſchof unheimlich: das gehe nicht zu mit rechten Dingen, das ſeien Schlingen der Hölle. Wiewohl der Marſchall meint, er würde ſich nichts machen aus dem bischen Unrecht, wenn nur das Geld gewonnen würde. Mit der Wahrheit würde Mephiſtopheles hier nicht durchzukommen hoffen, ſie iſt auch überhaupt ſeine Sache nicht. Darum ſteckt er ſich hinter den Aſtrologen. Dieſer predigt die Moral der Genußſucht, welche er am Himmel ſelbſt und in den Geſtirnen geſchrieben findet: das Erſte in der Welt iſt das Gold, deſſen Bild die Sonne iſt, das vornehmſte unter den Geſtirnen. Merkur, der Götterbote, dient um Gold und Gunſt. Die Venus hat es allen angethan, und um ſie zu gewinnen, braucht man Gold. Ihr gegenüber iſt die Luna, das Bild der Keuſchheit, nur voller Grillen. Der Mars, das Eiſen, iſt

gefährlich; Jupiter, das Gold, viel ſchöner. Saturn, das Blei, iſt ſchwer an Gewicht und von geringem Werth. Am Beſten iſt es, wenn Silber und Gold, Sonne und Mond, beiſammen ſind: das gibt ein luſtiges Leben: denn mit ſolchen Mitteln iſt alles zu erlangen, Paläſte und ſchöne Frauen u. ſ. w. Und das vermöge, ſagt er, bloß der hochgelahrte Mann Mephiſtopheles zu verſchaffen. So hört der Kaiſer doppelt was Mephiſtopheles ſpricht, doch iſt er noch nicht recht überzeugt. Das Volk aber will der Chymiſterei, mittelſt der es von fahrenden Schülern u. ſ. w. oft genug betrogen worden iſt, nicht vertrauen: es faſelt von Alraunen, vom ſchwarzen Hund, und fürchtet ſich vor ihnen. Da beruft ſich Mephiſtopheles auf die bekannte Erſcheinung, daß gewiſſe Perſonen eine Wahlverwandtſchaft mit den Metallen haben, dergeſtalt, daß ſie es in ihren Gliedern ſpüren, wenn ſie über metalliſchen Lagern und Gängen ſtehen. Wir müſſen hier abermals eine Stelle aus den Wanderjahren mittheilen, aus welcher zu erkennen iſt, wie ſehr es dem Goethe ſelbſt mit den Dingen, welche er hier den Mephiſtopheles ſagen läßt, Ernſt geweſen ſei: „Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderſeltſam, zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montans (oder Jarnos), daß ihm bei ſeinen gebirgiſchen und bergmänniſchen Unterſuchungen eine Perſon zur Seite gehe, welche ganz wunderſame Eigenſchaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Geſtein, Mineral, ja ſogar was man überhaupt Element nennen könnte. Sie fühle nicht bloß eine große Wirkung der unterirdiſch-fließenden

Waſſer, metalliſchen Lager und Gänge, ſo wie der Steinkohlen und was dergleichen in Maſſen beiſammen ſein möchte, ſondern, was wunderbar ſei, ſie befinde ſich anders und werde anders, ſobald ſie nur den Boden wechſele. Die verſchiedenen Gebirgsarten übten auf ſie einen beſonderen Einfluß, worüber er ſich mit ihr, ſeitdem er eine zwar wunderliche aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verſtändigen und ſie im Einzelnen prüfen könne, da ſie denn auf eine merkwürdige Weiſe die Probe beſtehe, indem ſie ſowohl chemiſche als phyſiſche Elemente durch's Gefühl gar wohl zu unterſcheiden wiſſe, ja ſogar ſchon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichteren unterſcheide." Jetzt nimmt der Kaiſer den Mephiſtopheles beim Worte: er ſelbſt will dabei ſein beim Nachgraben, und wenn es Trug wäre, denſelben zur Hölle ſenden. Dieſe Drohung ſchreckt den Mephiſtopheles ſo wenig, daß er ſeine Verſprechungen nur noch ſteigert von Schätzen die in Kellern, Klüften und Gängen vergraben liegen. Die möchte der Kaiſer zwar je eher je lieber haben, allein von Arbeit, von Forſchung, von Hinabdringen in die Tiefen will er nichts wiſſen. Da wird er vom Aſtrologen, dem es der Narr einbläſt, gemahnt, daß er ſein Begehren mäßigen, erſt ſein zerſtreutes Weſen ſammeln, und ſich faſſen müſſe, um das Untere durch das Obere zu verdienen*). Denn gut Ding

*) Wie man das Untere durch das Obere verdiene, das beweiſt Jarno. Denn die Wiſſenſchaft iſt es, welche die unterirdiſchen Schätze entdecken hilft: und dieſe Wiſſenſchaft fordert einen erleuchteten Mann.

wolle Weile haben, und wer Wein verlange, müſſe erſt die Trauben reifen laſſen, wer Wunder verlange, der müſſe erſt ſeinen Glauben ſtärken. Alſo möge er immerhin erſt dasjenige abthun, was ihm jetzt im Sinn liege, nämlich das Karneval durch Mummenſchanz feiern, um dann mit deſto mehr Sammlung den ernſten Geſchäften obzuliegen. Mephiſtopheles aber beſchließt die Scene mit den bedeutſamen Worten:

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein:
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Wir werden nun in dem folgenden Hofſpiele unter anderem auch ſehen, wie der Glaube an Wunder in dem Gemüthe des Kaiſers belebt, und derſelbe zum Streben nach dem Idealen angeregt wird.

Hellebarte ein Spieß mit einer Barte, d. h. einer Art von Beil, zum Stechen und Hauen geeignet. Das Wort hat früher Helmbarte gelautet.

Gauch eigentlich Kuckuk, dann Kuckuksbrut, dann augae und Narr oder Geck.

Da liegt der Spielmann. Wenn jemand an einem Orte ſtolpert, ſagt man, es liege dort ein Spielmann begraben. Des Knaben Wunderhorn I, 328.

Die Leimenwand. Alte Gemäuer ſchwitzen Salpeter aus.

XXVI. Der Mummenſchanz oder das geſellige Leben.

Wir befinden uns jenſeits der Alpen in Italien, woſelbſt dem Kaiſer nach dem Pantoffelkuſſe vom Papſt die Krone aufgeſetzt worden iſt. Keine düſteren Teufels-, Narren- und Todtentänze, an denen die deutſche Welt im Mittelalter Gefallen fand, werden uns vorgeführt, ſondern ein heiteres Feſt: denn es iſt das Spiel des geſelligen Lebens, welches im Mummenſchanz dargeſtellt wird, und dieſes pflegte Goethe ſtets mit einer Maskerade zu vergleichen, z. B. B. XLVII, 63 a. A.

Iſt das Chaos doch, beim Himmel,
Wie ein Maskenball zu leſen u. ſ. w.

Th. III, 52 n. A.

Gibt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherei die mir am beſten ſchmeckt.

Daſ. p. 33.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon *).
Als wenn ich auf den Maskenball käme

*) Goethe verwirft bloß die hypochondriſche Selbſtquälerei, nicht das Achtgeben auf ſich und das Wiſſen, wie man zu ſeines Gleichen und zu der Welt ſtehe: ſ. B. III. p. 225 f.

Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme!
Andre zu kennen, das mußt du probiren,
Ihnen zu ſchmeicheln oder ſie zu veriren.

Der Dichter ſagt auch hier deutlich was er damit meine:

Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren:
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren:
Er iſt darunter weiſe wie er kann.

Daß die Welt ein Theater ſei, hat man oft geſagt, und der Kaiſer Auguſt fragte, als es zum Sterben kam, ſeine umſtehenden Freunde: hab' ich meine Rolle gut geſpielt? Nun ſo klatſchet! — und damit verſchied er.

Der Herold, als Feſtesordner, ſtellt die Herrſchaft der Sitten vor, der umgeſchriebenen Geſetze, vermöge deren allein es möglich iſt, daß Menſchen, zumal in großen gemiſchten Geſellſchaften, dem Vergnügen huldigen, ohne in Streit und Schlägereien zu gerathen. In ſolchen Geſellſchaften nun ſpielen die Frauen die erſte Rolle. Sie wollen da liebenswürdig erſcheinen und gefallen: zu welchem Zwecke ein Hauptmittel iſt der Putz. „Allerlei gefärbte Schnitzeln" werden ſymmetriſch angebracht: einzeln ſind ſie Lumpereien, aber ſie wirken zum Ganzen, und erfüllen ihren Zweck. „Denn das Naturell der Frauen iſt nahe mit der Kunſt verwandt": eine jede, wenn ſie ſich geſchmackvoll kleidet, iſt eine Künſtlerin an ihrem Körper. Die Frauen nun ſind als florentiniſche Gärtnerinnen eingeführt, welche in Körben allerlei Blumen auf den Häuptern tragen. Die Blumen aber bedeuten die verſchiedenen Eigenſchaften der Frauen: vgl. die

vier Jahreszeiten und den Frühling B. I. p. 391 a. A. Der Olivenkranz mit Früchten will sich nur dem hochverdienten Manne geben, dessen Wirken sieg- und segensreich ist. Der goldene Aehrenkranz sucht denjenigen, welcher den praktischen Nutzen im Auge hat. Der Phantasiekranz und der Phantasiestrauß wollen sich der Kunst und der Poesie vermählen, welche eine zweite künstliche Natur in der Natur erschaffen: und besonders der letztere, der poetische Sinn, sucht ein Herz, das ihn zu schätzen und zu lieben wisse. Dagegen will die Rosenknospe sich nicht durch Prunk und Flitter aufdrängen: sie wird ihr liebewarmes Gemüth erschließen, wenn sie von einem glücklichen Finder, dem sie vertrauen kann, entdeckt sein wird:

Rosenknospe du bist dem blühenden Mädchen vergleichbar,
Die als die Herrlichste sich, als die Bescheidenste zeigt.

Hinter den Blumen kommen die Früchte, hinter den Gärtnerinnen die Gärtner. Auch diese sind symbolisch zu nehmen, gerade so wie wenn Schiller von dem Mädchen aus der Fremde (der Poesie) sagt: „sie theilte jedem eine Gabe, dem Früchte, jenem Blumen aus.“ Die gesellige Unterhaltung ist die Poesie des gewöhnlichen Lebens: und so wie Horaz vom Dichter sagt Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, so muß auch in jeder geselligen Unterhaltung das Nützliche, Belehrende, mit dem Vergnüglichen lieblich gepaart und gemischt sein. Denn die Lebensart fordert, daß man den Katheder und Hörsaal von einem Salon wohl zu unterscheiden wisse, keinen Streit fortführe bis zur

Ueberwindung des Gegners, keine mathematiſche Beweisführung beabſichtige, ſondern ſprungweiſe dieſes und jenes anklinge, und es wieder fallen laſſe wenn es läſtig zu werden anfängt. Dieß verſtehen dieſe Gärtner gleich denen zu Neapel, von denen Goethe ſelbſt erzählt B. XXIV, 26. „die Läden von getrockneten Obſt- und Hülſenfrüchten ſind auf das mannichfaltigſte herausgeputzt, die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Die Boutiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte.“ Nun ſollte noch ein Streit des Angenehmen mit dem Brauchbaren in einem Wechſelgeſang der Gärtner und der Gärtnerinnen folgen: doch dieſer, wie noch einige andere Lücken des zweiten Theils der Dichtung iſt von dem hochbejahrten Dichter unausgeführt geblieben.

Sodann wird das gegenſeitige Angeln und Jagdmachen der Geſchlechter einestheils in den Lehren der Mutter an ihre Tochter und in dem Geplauder ihrer Geſpielinnen, anderſeits in dem Weſen der Fiſcher und Vogelſteller mit ihren Netzen, Angeln und Leimruthen und ſonſtigem Geräthe dargeſtellt. Jede Mutter denkt ſich ihr Töchterchen ſchon ehe ſie's taufen läßt als ein glückliches Weib eines wünſchenswerthen Mannes:

Mädchen als du kamſt an's Licht
Schmückt ich dich im Häubchen,
Dachte dich ſogleich als Braut
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Wie aber das anſcheinend harmloſe Treiben in den Geſellſchaften und Salons von den nimmer müden Müttern, Tanten und Baſen zu Kuppeleien benutzt werde, davon weiß unter anderem der engliſche Dichter Byron zu erzählen, der es mit angeſehen und erfahren hat. Indeſſen iſt von unſerem Dichter auch dieſe Parthie nicht ganz ausgeführt worden, ſo daß wir die angenehmen Dialoge, welche aus den wechſelſeitigen Verſuchen zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten entſtehen konnten, uns bloß denken müſſen.

Nachdem ſo die Beziehungen der Geſchlechter zu einander geſchildert ſind, werden uns die mancherlei Arten des Betragens gezeigt. Einige Menſchen ſuchen durch Derbheit, Ungeſchlachtheit und Grobheit zu imponiren, gleich Holzhauern welche Bäume fällen, daß es kracht und ſchmettert: und ſie halten das für verdienſtlich: denn ſie meinen, die Welt gienge zu Grund wenn ſie nicht den Leuten recht die Wahrheit ſagten, ohne Scheu vor Unannehmlichkeiten. Dagegen gibt es andere, welche gleich Aalen ſchlüpfend und gleich Pulcinellen hüpfend und überall bloß die müßigen Zuſchauer machend, jeder Unbequemlichkeit ausweichen, die ſich dabei für täppiſcher und unbedeutender geben, als ſie ſind, und gegen Lob und Tadel vollkommen gleichgiltig bleiben. Nicht ſo uneigennützig ſind die Schmeichler und Schmarotzer, denen die Groben, die Holzhauer und die Kohlenbrenner, die beſten Dienſte leiſten, indem ſie einen Zorn anfachen, welchen die Schmeichler zu löſchen haben, und dafür gefüttert werden. Wenn das Feuer des Zornes recht hoch auflodert, ſo kocht es ihnen den Braten den ſie

an ihres Gönners Tiſch mit Luſt verzehren. Zuletzt kommen die völlig unbekümmerten Genußmenſchen, welche bloß trinken und ſingen wollen, geh' es übrigens im Haus und auswärts wie es wolle: ſie ſind zufrieden ſo lange ihnen geborgt wird: und wenn ſie nicht mehr ſtehen können, ſo ſoll man ſie nur ruhig liegen laſſen: denn wo ſie liegen, iſt ihnen gleichgiltig.

Es ſollte jetzt die dritte Scene folgen, welche aber gar nicht ausgeführt iſt. Dieſelbe ſollte eine Satyre auf die neuere Dichtkunſt enthalten: denn es ſollten nach einander vorgeführt werden Naturdichter, welche, die Kunſtregeln verſchmähend, wieder zur puren nackten Natur zurückkehren, Hof- und Ritterdichter, d. h. Romantiker, zärtliche Liebesdichter, Enthuſiaſten für Deutſchthum, Katholicismus u. ſ. w. Im Gedränge von Mitbewerbern aller Art läßt aber keiner den andern zu Wort kommen: denn keiner erhebt ſich über die Mittelmäßigkeit, doch möchte man gerne einen darunter zum König krönen. Goethe, als Satyriker, ſieht dieſem Treiben ruhig zu, und ſchleicht ſich mit wenigen Worten vorüber:

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft' ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

Die Nacht- und Grabdichter endlich laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſcherſtandenen Vampyren begriffen ſeien, woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht entwickeln könnte. Zur Erklärung dieſes

dient eine Stelle in Kunſt und Alterthum B. XXXIII, 92 n. A. über den franz. Dichter Merimée: „der Dichter ruft, als ein wahrer Romantiker, das Geſpenſterhafteſte hervor; ſchon ſeine Lokalitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einſiedlerhütten, Felſen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll; und nun erſcheinen häufig kurz Verſtorbene drohend und erſchreckend, Vorgeſichte beängſtigend, als Geſtalten, als Flämmchen anziehend und winkend: der gräßlichſte Vampyrismus mit allem ſeinem Gefolge.“ „Körper die bei Leibesleben verfaulen und ſich in detaillirter Betrachtung ihres Verweſens erbauen; Todte die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin ſind unſere Productionen gerathen!“ Th. III. p. 248. Und zu Eckermann III, 306: „an die Stelle des ſchönen Inhalts griechiſcher Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müſſen Gaunern und Galeerenſklaven Platz machen. Dergleichen iſt pikant! Das wirkt! Nachdem aber das Publikum dieſe ſtark gepfefferte Speiſe einmal gekoſtet und ſich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach mehrerem und ſtärkerem verlangen.“ Alſo ruft der Herold die griechiſche Mythologie herbei, welche ſelbſt in moderner Maske weder Charakter noch Gefälliges verliert. Und es erſcheinen zuerſt die Grazien: denn im geſelligen Verkehr ſoll das Geben, das Empfangen und das Danken alles mit Anmuth geſchehen; auch ſoll man ſich gegenſeitig innerhalb der Schranken des unvermerkt hinſchwindenden Lebens die Nothwendigkeit verſüßen, der wir unterworfen ſind.

Dieſe Nothwendigkeit repräſentiren die Parzen, die den Lebensfaden ſpinnen, gelenk und weich, glatt und gleich, ſtark und tüchtig oder das Gegentheil von dem allen. Leider dehnt ſich oft ein unnützes Leben endlos, und oft wird ein hoffnungsvolles plötzlich abgebrochen. Inſofern mag man die Parzen öfter zu tadeln haben. Doch ſorgen dieſelben getreulich dafür, daß keiner der Faden überſchweife beim Aufhaſpeln, und jeder in ſeiner Bahn bleibe; denn jeden Uebergriff ſtrafet die Noth. Im Genuß geſelligen Vergnügens aber denkt man ſo wenig als möglich an die Strenge des Schickſals, höchſtens daß man ſich vor dem Uebermaß hütet, um den Faden nicht vor der Zeit abzuſprengen. Darum ſind auch dieſe Parzen hier ſehr artig geſinnt: Klotho läßt ihre Scheere im Futteral ſtecken, indem ſie ſpricht „Ihr in dieſen freien Stunden ſchwärmt nur immer immer fort;“ und Lacheſis will Stunden zählen und Jahre meſſen laſſen bis der Weber den Strang empfange. Noch viel ſchlimmere Weſen als die Parzen, die Furien ſelbſt, treten in hübſcher Geſtalt mit freundlicher Miene in die Geſellſchaft ein: die tückiſche Verleumdung, welche Freundſchaft und Liebe zerreißt, die Grille, oder der Spleen, welche ſich ſelbſt den Genuß des höchſten Glückes vergällt, und dann die Eiferſucht und die Rachſucht, welche, erlittene Kränkung vergeltend, ſich und andere verderben. Noch gibt es zwei ſchlimme Dämonen für das menſchliche Geſchlecht: die Furcht, welche überall Trug und Gefahr ſieht, und die Hoffnung, welche ſich unbedacht dem Verderben in die Arme ſtürzt. Doch dieſe werden gemeiſtert von der Klug-

heit. Die Klugheit ſitzt einem lebendigen Koloſſe, einem Elephanten, auf dem Halſe, und lenkt ihn Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden. Dieſer Elephant trägt auf ſeinem Rücken einen Thurm: auf deſſen Zinne die Victoria, die Göttin der ſieghaften Thätigkeit, hehr und herrlich ſitzt, von einer Glorie umſtrahlt, die nach allen Seiten hin leuchtet. Aber hinter ihr drein geht der Neid, welchen alles in Harniſch bringt was irgendwo Rühmliches geſchieht. In dieſer Maske ſteckt Mephiſtopheles. Indem der Herold auf die Doppelzwerggeſtalt mit ſeinem Stabe ſchlägt, tödtet er ſie nicht: geſchlagen ballt ſie ſich zum Klumpen, der Klumpen wird zum Ei, und daraus ſchlüpfen die heimlich in den Fuß ſtechende Otter und die nächtlich um das Haupt flatternde Fledermaus hervor, ein geſpenſtiſches Gezüchte, welches, wenn es nicht verletzt, doch erſchreckt und die Freude verdirbt. Immer mehr Geiſterhaftes bringt durch die Fenſter in den Saal ein, welches der Herold nicht abhalten kann, indem er bloß die Pforte hütet. Die Poeſie, als ein reizender Knabe, lenkt einen vierſpännigen geiſterhaften Wagen (denn derſelbe ſchweift durch die Menge hin, ohne dieſelbe zu theilen und ohne Gedränge), in welchem Wagen der Plutus ſitzt: hinten drauf aber befindet ſich eine Kiſte, auf welcher der Geiz gekauert ſitzt, und dieſe Kiſte wird von zwei Drachen gehütet. In der Maske des Plutus ſteckt Fauſt, in der des Geizes Mephiſtopheles. Es fragt ſich nun zunächſt, was iſt mit dem Geize, und was mit dem Reichthum gemeint? Denn daß nicht vom Beſitz materieller Schätze die Rede ſei, iſt leicht einzuſehen, da in der

Kiſte keine ſolchen enthalten ſind. Die ſcheinbar goldenen Rollen und Gefäße, welche man erblickt, als die Kiſte ſich öffnet, ſind ja bloß ein artiger Schein, wie der Herold ſagt. Und auch der Kaiſer bezeugt es, nachdem er in dieſem goldenen Feuermeer ſich beſpiegelt hat:

Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt.

Es iſt nach allem dieſem nicht ſchwer einzuſehen, daß dieſer Plutus, der Gott des Reichthums, die beſeligende und beglückende Idee iſt, der Geiz aber die Negirung der Idee, die Verketzerung und Verhöhnung alles Idealen. Denn der Plutus wird uns ſogleich als ein Gegenſatz des Geizes angekündigt.

Wohl dem der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben:
Wo's irgend fehlte, ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Was fehlte auch dem Menſchen noch, welcher einer Idee lebt? Sie füllt jeden Mangel aus, als wär' er gar nicht vorhanden, und ſchafft die Hütte in einen Palaſt um. Fauſt kommt in der Maske des Plutus zum Kaiſer, welcher dieſen Plutus ſehr begehrt, um ihm dasjenige zu bringen was ihm vor allem fehlt, und er nimmt den Kaiſer eine Zeitlang in ſeine Lehre: wir werden ſehen, mit welchem Erfolg. Der Knaben-Lenker aber, welcher auch Euphorion heißen könnte, als Repräſentant der Poeſie (ſ. Goethe bei Eckermann),

nennt ſich die Verſchwendung, weil der Poet ſein eigenſtes Gut verſchwendet, indem er ſein Inneres ausſpricht („ich athme nur, und ſchon bin ich verrathen," ſagt er). Dabei iſt er ſo reich wie der Plutus, ja noch reicher als dieſer, belebt und ſchmückt ihm jeden Schmaus, und was ihm fehlt das theilt er aus. Ueberall wo ein Ideales ſeine Feſte feiert, bedarf man der Poeſie, welche ihr Geſtalt und Sprache leihen muß, in weltlichen ſowohl als religiöſen Feiern. Darum hat Plutus dem Euphorion (Knaben-Lenker) auch ſein Viergeſpann anvertraut, und derſelbe lenkt glücklich wohin jener deutet. Mit kühnen Schwingen weiß er für ihn die Palme zu erringen, und gewinnt den Sieg in jedem Kampfe. Denn jede Idee, welche in die Welt trat, iſt durch die Poeſie zur Herrſchaft gebracht worden: und was einmal durch die Dichtungen bei einer Nation Eingang gefunden hat, das iſt auch mit keinen Gewaltmitteln mehr zu vertreiben. Um nicht von Homer zu ſprechen, welcher dem ganzen griechiſchen Leben ſeine Geſtalt und bleibende Richtung gegeben hat, nicht von den hebräiſchen Dichtern, welche das jüdiſche und das chriſtliche Leben geſtaltet haben: in der neueſten Zeit iſt ſowohl die Revolution in Frankreich als auch die Begeiſterung zur Abſchüttelung des fremden Joches in Deutſchland von den Dichtern angezündet worden. Darum ſagt Plutus zum Euphorion: du biſt Geiſt von meinem Geiſte und handelſt ſtets nach meinem Sinn: ich ſchätze den Lorbeerzweig der Poeſie höher als alle meine Kronen: du biſt mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe. Und Euphorion ſelbſt nennt den Plutus ſeinen nächſten Anverwandten, ſich ſelbſt

aber deſſen Abgeſandten. Mancher ſchwankt im widerſinnigen Leben, ob er ſich dem Plutus oder dem Euphorion ergeben ſoll: die Anhänger jenes können müßig ruh'n, wer aber die Poeſie ergreift, hat immer was zu thun. Wer ſich unſerem Plutus ergibt, der lebt der ſtillen Betrachtung (θεωρία im Sinne des Ariſtoteles), im Genuſſe des Schönen, Guten und Wahren: denn Plutus iſt der Genuß im edelſten Sinne, derjenige Genuß, deſſen Diener die ſchönen Künſte ſind. Uebrigens ſehen wir nun auch ein, warum Plutus der Maskenheld iſt und Wunder thut mit ſeinem Zauberſtabe.

Ganz anders, als Plutus, benimmt ſich die Volksmaſſe gegen unſeren Euphorion. Wenn er ſeine Schätze austheilt, ſo nimmt man den ſchönen Schein für Wirklichkeiten, und dann flattern die Gaben davon: ſtatt des Perlenbandes krabbeln Käfer in der Hand und ſummen um den Kopf, und ſtatt anderen Schmucks haſcht man Schmetterlinge, ſo daß ſelbſt der Herold, der Moralmenſch, an dem Euphorion irre wird, und Plutus ihn vertheidigen muß. Im Uebrigen geht es dem Euphorion auch faſt wie dem Sämann im Evangelium:

Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das er angeſprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's.
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor:
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Aber auch ſein Gegentheil, der Geiz, macht kein großes Glück, wenigſtens bei den Weibern nicht, deren Element die Liebe iſt: denn dieſer Drache tödtet die begeiſterte Liebe in den Männerherzen, daß ſie die Weiber mit den Augen eines Simonides anſehen. Darum machen die Weiber auf dieſen mageren Strohmann und ſeine Drachen einen Angriff: aber die Drachen entfalten ihre Flügel, ſchütteln ſich, ſpeien Feuer aus ihrem Rachen, und ſo räumen ſie den Platz. So werden die Menſchen belehrt, daß man mit Ideen nicht handgemein werden, und den Dichter, und wäre er auch ein verletzender Satyriker, nicht mit dem Prügel zurechtweiſen kann. Jetzt aber ſteigt der Plutus mit königlichem Anſtand vom Wagen: zugleich wird die Kiſte von den Drachen mitſammt dem Gold und dem Geize herabgehoben und zu den Füßen des Plutus hingeſtellt. Dann wird Euphorion von Plutus ermahnt, nachdem er der allzuläſtigen Bürde (des allzugroßen Ballaſtes aufgehäuften Wiſſens-Schatzes) los geworden ſei, hier aus dem fratzenhaften Gebilde der Alltagswelt, das ihn umdränge, ſich in die Einſamkeit zu flüchten, wo er klar in's Klare ſchaue, ſich ſelbſt angehöre und ſich allein vertraue, dorthin wo nur das Schöne und Gute gefalle. Dort ſchafft er ſeine Welt, obgleich einſam doch nicht geheim: denn er iſt verrathen ſo wie er nur athmet, auch lauſcht er ſeinerſeits auf jedes Liſpeln ſeines Freundes, um bei der Hand zu ſein wenn er ihn braucht.

Zoilos der Läſterer Homers, genannt Homergeißel, Therſites Läſterer der Helden vor Troja.

XXVII. Die Revolution wird vorbereitet.

Jetzt öffnet der Plutus mit dem Zauberſtab ſeine Kiſte. Wir wiſſen bereits was ſie enthält. Das Volk benimmt ſich bei Erblickung dieſer Schätze wiederum gerade ſo wie bei den Gaben der Poeſie: es hat bloß Sinn für materiellen Gewinn, und verwechſelt ſogleich wieder die Ideale mit der Wirklichkeit. Der Herold, die Obrigkeit ſelbſt, tritt hier warnend ein:

Was ſoll's ihr Thoren? ſoll mir das?
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in dieſem Spiel
Selbſt Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppiſchen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſein.
Was ſoll euch Wahrheit? dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an.

Die Verwirrung, welche hieraus in den ſocialen Zuſtänden zu entſtehen droht, kann abermals nicht mit äußeren Mitteln gehoben werden: der Herold, gleichſam die ordnende Obrigkeit, iſt hier unvermögend zu helfen. Nur Plutus, welcher mit ſeinen ideellen Schätzen den Schaden veranlaßt hat, iſt auch allein im Stande ihn zu heben, und das unnütze Volk aus dem Felde zu ſchlagen. Dann wird ein magiſcher Kreis gezogen, um die Ungeweihten für immer abzuhalten: odi profanum vulgus et arceo! So ſprach Horaz, und ſo handelte Goethe: denn in den magiſchen Kreis, den er um ſich und ſeine Dichtungen gezogen hat, iſt der Pöbel nie eingedrungen.

Allein es dauert nicht lange, ſo entſteht ein neuer Unfug aus dem Mißbrauche der Ideenträger ſelbſt. Mephiſtopheles, der Geiz, die Herabziehung und Verhunzung des Idealen, wodurch es dem gemeinen Verſtande als verkehrt und lächerlich erſcheint, will dieſe geiſtigen Schätze, über welche auch er Macht hat, zur Befriedigung ſeiner ganz gemeinen und roheſten Sinnlichkeit benutzen. Die Frauen, welche himmliſche Kränze in's irdiſchen Leben flechten, haßt er zwar und wird von ihnen gehaßt, allein in anderer Hinſicht mag er ihrer doch nicht gerne entbehren. Darum fängt er nun an, das Gold der Ideen, welches ſich in Alles wandeln läßt, wie feuchten Thon zu kneten, und ſodann in obſcöner Vermummung auf die ſchreienden Weiber einzudringen: denn er will ſich ergötzen mittelſt Verletzung der Sittlichkeit, wie dies von Seiten der Poeſie und Kunſt oft genug geſchehen iſt. Da will der Herold abermals mit ſeinem Stabe drein ſchlagen. Allein Plutus ermahnt ihn ruhig zu bleiben:

Er (Mephiſtopheles) ahnet nicht was uns von außen droht:
Laß ihn die Narrentheiding treiben:
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Dieſe Noth erſcheint ſogleich. Denn das Evangelium der rohen und nackten Natur, welches die Dichter und Denker ſchon oft gepredigt haben, erweckt im Volke einen Sturm und Aufruhr, wie der Bundſchuh und Bauernkrieg ehemals und in neueren Zeiten der Sanscülotismus geweſen iſt.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldes Thal,

Unwiderruflich kommt es an:
Sie feiern ihren großen Pan.

Der Pan, halb menſch- und halb bocksgeſtaltig, iſt der Gott der rohen Natur. Wenn man ſeine Verehrer walten ließe, ſo würden ſie alle Cultur, alles worauf die menſchlichen Vereine ruhen, wie mit einem feuchten Schwamm weg wiſchen, und den Menſchen wieder zum Thiere machen, welches mit dem Wild im Wald und in der Wildniß leben würde. Das iſt die große Weisheit, auf welche ſie ſich was zu gute thun, die hohen Ideen der Freiheit und Gleichheit, mit welchen ſie die Welt überziehen und in jenen Kreis ſich eindrängen, welchen Plutus um ſich gezogen hat, als er den Pöbel aus dem Felde ſchlug: dieſer ſpricht:

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß
(eure Geheimlehren),
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn:
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

XXVIII. Umſturz des bürgerlichen Lebens.

In der Maske des großen Pan ſteckt der Kaiſer. Bekanntlich waren es die Fürſten und ihre Höfe ſelbſt, welche zuerſt im vorigen Jahrhundert den freigeiſtigen Ideen eines Voltaire und dem Natur-Evangelium eines Rouſſeau Eingang gewährt haben: ſie ſelbſt haben das Feuer geſchürt, welches ihnen die Häuſer über den Köpfen anzünden ſollte. Das Gefolge dieſes Pan beſteht aus Faunen (d. h. Bauern) mit Bocksohren und Stumpfnaſen, denen trotzdem auch die Schönſte den Tanz nicht verſagt, wenn er die Patſche reicht: aus Satyren mit Ziegenfüßen und dürren Sabelbeinen, welche, wie vor nicht langer Zeit unſre Studenten, die ganze bürgerliche Welt als ein armes todtes Philiſterthum verachten und verhöhnen, weil ihnen auf ihren Bergeshöhen, von Freiheitsluft erquickt, die Welt allein angehöre: aus Gnomen (d. h. Bergleuten), fleißigen Natur-Menſchen, welche, neben dem frommen Landmann hauſend, die Berge ſchröpfen, um die Metalle zu gewinnen. Ohne ihre Schuld wirken dieſe zum Schlimmen, indem ſie das Gold zu Tage ſchaffen, damit man ſtehlen und kuppeln kann, und das Eiſen für den Gewaltigen, welcher den allgemeinen Mord erſann: und wer die drei Gebote verachtet, wird ſich dann auch aus den übrigen nichts machen: ferner aus den Rieſen mit Fichtenſtämmen in der Hand und einem bloßen Wulſt um den nackten Leib*): endlich aus Nymphen, luſtigen Bauernmäd-

*) Ganz ſo, wie ſie hier beſchrieben werden, kommen dieſe Männer auf fürſtlichen Wappen vor.

chen, welche die Majeſtät des Pan über alles hoch halten: ſeine Mittagsruhe, wo ſich auch nicht das Blatt am Baume regt, erſcheint ihnen als etwas recht Heiliges, und ſein plötzliches Schreien, womit er ganze Heere erſchreckt, daß ſie im paniſchen Schrecken davonlaufen, als etwas recht Majeſtätiſches: alles das gehört nämlich zu den Eigenſchaften des griechiſchen Gottes Pan. So kommt dieſes wilde Heer von Berg und Wald her angezogen:

Sie toben her mit Brüllgeſang
Zu allerſeitigem Untergang.

Vgl. „deutſcher Parnaß" Bd. II. p. 22. Und „dieß verwegene Geſchlecht bringt ſogar in das Heiligthum hinein," in den Kreis, welchen Plutus mit ſeinem Zauberſtabe gezogen hat. Dort entdecken die Gnomen, welche die Bergleute unter den Geiſtern ſind, und das Gold überall, wo es zu finden iſt, wittern, die Kiſte des Plutus, und verrathen dieſen Fund dem Pan: und nun droht das Schlimmſte: denn man wird dieſelbe plündern und damit die Welt in Brand ſtecken:

Weh' denen die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n:
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein!

Mit Bangen ſehen Plutus und der Herold das Uebel kommen, ohne daß ſie es verhindern können. Jener ſpricht:

„Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen,
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen:
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.

Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen:
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du ſchreib es treulich in dein Protokoll,"

d. h. in die Annalen der Geſchichte.

Die Zwerge führen den großen Pan zu der Feuerquelle des Plutus heran: ſie ſiedet auf und ſinkt wieder nieder und wallt abwechſelnd wieder auf in lichter Gluth. Der große Pan ſchaut wohlgemuth hinein, während der Perlenſchaum rechts und links ſprüht. Da bückt ſich der Kaiſer zu tief hinein: ſein Maskenbart fällt hinein, fängt Feuer, fliegt zurück und entzündet den ganzen Maskenanzug des Monarchen. Seine Schaar ſpringt herbei, patſcht und ſchlägt um zu löſchen, wird aber ſelbſt von den Flammen ergriffen, ſo daß der ganze Maskenklumpen in Feuer ſteht. Der Brand ergreift auch das Gebäude, und alles wäre in einen Aſchenhaufen verwandelt worden, hätte nicht Plutus noch zu rechter Zeit mit ſeinem Stabe dareingeſchlagen.

Das was der Dichter hier erzählt, iſt im vierzehnten Jahrhundert wirklich geſchehen, wo der franzöſiſche König Karl VI. mit einer Anzahl ſeiner Höflinge, als Wilde vermummt, auf einen Maskenball kamen. Ihre Kleidung beſtand aus Leinwand, welche ſich genau an den Körper anſchmiegte, und dieſe Leinwand war von außen mit Pech und Werg und Haaren überzogen. Einer der vornehmen Zuſchauer, um die Sache genau zu prüfen, näherte ſich mit einem brennenden Lichte in der Hand dem König. Das Werg fing Feuer und augenblicklich brannte der König lichterloh: die, welche lö-

ſchen wollten, geriethen ebenfalls in Brand, und alle, bis auf den König, der mit Mühe gerettet wurde, und einen andern, der in eine Tonne voll Waſſer ſprang, kamen auf die Weiſe ums Leben.

Hier aber in unſerer Dichtung ſind es nur bildliche Flammen: denn wir wiſſen, die Schätze in der Kiſte des Plutus ſind die umherſprühenden und zündenden Ideen, welche freilich, von halbgebildeten und leidenſchaftlichen Menſchen gemißbraucht, ſchon öfter als einmal Städte und Länder eingeäſchert und bereits zweimal ganz Europa in Brand geſteckt haben. So hat auch der Zauberlehrling gemeint, wenn er die Worte und Werke des Meiſters und ſeinen Brauch gemerkt habe, ſo müſſen die Geiſter nach ſeinem Willen leben und mit Geiſtesſtärke könne auch er Wunder thun. Als aber ſodann das ganze Haus erſaufen ſoll und der Beſen nicht mehr hören will und, mit dem Beile geſpalten, ſich vervielfältigt und die Noth am höchſten iſt, da muß er den Meiſter rufen: „Herr, die Noth iſt groß! Die ich rief, die Geiſter werd' ich nun nicht los.“ So gieng es auch den Fürſten nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Sie ſelbſt hatten die Geiſter gerufen und mit den Geiſtern, aus welchen die Feuersbrunſt entſtand, lange genug gebuhlt. Aber die Flamme zu beſprechen und ihrer Herr zu werden, vermochten ſie nicht: nur die Meiſter, aus deren Kiſte ſie gequollen war, beſaßen auch den Zauber, mit welchem man ſolche Flammen zum Schweigen bringt. Denn Geiſter können nur durch geiſtige Gewalten, Ideen nur wiederum durch Ideen gewältigt werden:

Drohen Geiſter uns zu ſchädigen,
Soll ſich die Magie bethätigen:

Und nicht durch Bayonette und Kanonen, ſondern durch die in dem deutſchen Volke mächtig gewordenen Ideen iſt Napoleon beſiegt worden. Nicht eher, als bis wir das Wahre und Gute aus den Ideen, welche die franzöſiſche Revolution erzeugt hatten, angenommen und unſre eigenen Zuſtände mittelſt derſelben reformirt hatten, ſind wir im Stande geweſen, über dasjenige Volk, welches der Träger jener Ideen war, und ſeinen großen Pan Herr zu werden. So war denn dieſe gefährliche Ueberſchwemmung doch nicht ohne Nutzen: ſie hatte, als der alte Hexen-Meiſter ſie in ihre Schranken zurückwies, gleich dem Nil, das Erdreich gedüngt und befruchtet. Und ſo iſt auch der Geiſt unſeres Kaiſers hier von den Ideen, die ihm bei dieſem Masken-Spiele eingeflößt worden ſind, geweckt und belebt worden: und ſomit iſt Fauſten's Abſicht, in welcher er hierher gekommen iſt, erreicht. Denn der Kaiſer hat dabei, wie er ſpäterhin geſteht (p. 268), von Sieg und Ruhm verwirrt geträumt: es war nur Schein, allein der Schein war groß. Und ſomit iſt auch das geleiſtet worden, was Mephiſtopheles beabſichtigt und verſprochen hat als er ſagte:

Herr, mäßige ſolch' dringendes Begehren!
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.
Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſei erſt gut,
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut,
Wer Wein verlangt, der kelter reife Trauben,
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Und womit dieß geleiſtet worden ſei, das erräth man aus den Worten des Kaiſers:

Sei ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Nämlich es ſind die Wunder der Poeſie, welche vor dem Geiſte des Kaiſers ſich erſchloſſen haben. Denn wie dieſe Poeſie über die Alltagswelt zu erheben und zu tröſten vermöge, das ſagen die Schlußworte des Gedichtes Zueignung:

Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenhimmel wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Fauſt iſt bereits in dieſem Mummenſchanze als Maskenheld, d. h. als Theater-Meiſter, angeredet worden, und er iſt in der That nun gleichſam als Theaterdichter am kaiſerlichen Hofe angeſtellt, welche Wirkſamkeit für ihn ſelbſt von großem Nutzen iſt. Denn indem er ſeinem Berufe immer beſſer genügen will, auch die Forderungen der Zuſchauer immer höher geſteigert werden, ſieht er ſich genöthigt, eine Stufe der Bildung nach der andern zu erklimmen, erſt in die Tiefen der Philoſophie zu dringen, dann die klaſſiſche Schönheit aus Griechenland herbeizuholen: kurz, er findet auf dieſem Wege Reichthümer, die er auf ſeiner Studirſtube nie und nimmer gefunden haben würde.

Würde Theophraſt nicht wagen, ein griechiſcher Philoſoph und Naturforſcher, welcher über Pflanzen geſchrieben hat.

Feilſchen hat Goethe auch anderwärts für markten oder handeln gebraucht, z. B. in W. M. Wanderjahren.

Laß ihn die Narrentheiding treiben. Theiding, eigentlich Tageding, iſt das deutſche Wort für Termin, ſodann die gerichtliche Verhandlung und der Gegenſtand derſelben, endlich ſo viel wie Verhandlung, Geſpräch. In dieſem Sinne ſagen unſre Vorfahren eine Tageding oder Theiding treiben. Die Propheten predigen loſe Teyding, heißt es in Luthers Bibel. Das Wort Narrentheiding lebt noch im Volke.

Wie Leuchtameiſen wimmelhaft. Leuchtameiſen gibt es nicht, aber Leuchtkäfer oder Johanniswürmchen: aber die Bezeichnung iſt ſehr treffend. Es ſind die Bergleute zu denken, deren jeder mit ſeinem eigenen Lichte verſehen den Berg, wie einen Ameiſenhaufen, durchwühlen.

Troglodyten waren Höhlenbewohner in Aethiopien, ein rohes Volk das noch keine Häuſer zu bauen verſtand.

XXIX. Der Luſtgarten oder Fauſtens Wirkſamkeit als Dichter.

Der Kaiſer erzählt, was er in der Kiſte geſehen habe. Es kam ihm nämlich ſo vor, als wenn viele aufſteigende Feuerſäulen ſich zu einem Dome emporwölbten, in deſſen Räumen zwiſchen den Säulen ſich in langen Reihen die Völker bewegten und in weitem Kreiſe zur Huldigung herandrängten. Es waren darunter bekannte Geſichter, und der Kaiſer ſchien ſich ein Fürſt von tauſend Feuergeiſtern. Da dünkte er ſich zu glänzen in lichten Heldenthaten und fühlte ſeine Bruſt mit dem Gepräge der Selbſtändigkeit beſiegelt. Eben ſo würde das Meer ſich zum Palaſte um ihn herum wölben, und die Meerwunder und Ungeheuer der Tiefe ihm huldigen, die Nereiden würden neugierig heran kommen, und Thetis, die ſchönſte, ihm als einem neuen Petrus die Hand reichen. Denn ein jedes Element erkennt einen Herrſcher an und huldigt ſeiner Majeſtät. So bringt die Poeſie auch jeden anderen Menſchen von demjenigen, was er wünſcht und liebt, ein Ideal entgegen. In der Bruſt des Kaiſers aber muß dieſes Bewußtſein von der Größe und Würde ſeines Berufes nothwendig den Trieb zu großen Thaten wecken. Dieſe Begeiſterung alſo ſchöpft er, wie weiland Alexander, am erſten aus der Poeſie, zugleich mit der Ergötzung: denn wenn die Alltagswelt ihn anwidert, ſo erquickt jene ihn mit den Mährchen von Tauſend und Einer Nacht.

Mittlerweile hat Fauſt bereits etwas Ideelles in das Le-

ben gerufen: er hat „das Papiergeſpenſt der Gulden“ geſchaffen, einen zwar nur eingebildeten Reichthum, welcher jedoch der äußeren Noth wenigſtens für den Augenblick abhilft. Auch das iſt der wirklichen Geſchichte nachgeahmt. Bekanntlich iſt unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans in Frankreich, als durch Liederlichkeit und Verſchwendung die Finanzen zerrüttet waren, im Jahr 1716 der Schotte John Law mit ſeinem Plan aufgetreten, eine Diskonto-Bank und eine Handelsgeſellſchaft zu ſtiften, welche das goldreiche Land Louiſiana benutzen ſollte. Das Vertrauen zu den Papieren, die man in Umlauf ſetzte, nahm dermaßen überhand, daß man aus ganz Frankreich das baare Geld und Geldeswerth herbeitrug, um von dem eingebildeten Reichthum zu gewinnen: aber plötzlich fingen die Bankſcheine an zu ſinken, und alle waren betrogen, woran jedoch Law keineswegs Schuld war. Die Sache mit dem Papiergelde iſt, wie die neuere Zeit aus Erfahrung weiß, wenn ſie richtig gehandhabt wird, an ſich nicht ſchlimm, und der Schotte John Law iſt von neueren Geſchichtſchreibern hinlänglich gerechtfertigt worden. Darum kann auch Fauſt mit gutem Gewiſſen ſich daran betheiligen und den Kaiſer ermahnen, zu den Schätzen, welche ungenützt im Boden liegen, ein grenzenloſes Vertrauen zu faſſen, zumal da er ſelbſt, Fauſt, das Amt des Oberbergrathes zu übernehmen bereit iſt. Denn es iſt auch das eine eines großen Geiſtes würdige Aufgabe. Nur an dem Leichtſinn, mit welchem das Volk die Sache aufnimmt, hat weder er noch der Kaiſer Schuld. Dieſer ſagt, als alle jubeln und nur an Fortführung ihrer Liederlichkeiten denken:

Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten,
Doch wer euch kennt der wird euch leicht errathen:
Ich merk es wohl: bei aller Schätze Flor,
Wie ihr geweſen, bleibt ihr nach wie vor.

Selbſt der früher vom Schlag getroffene Hofnarr ſchleicht ſich wieder herbei und bekommt mit dem Gelde zugleich Witz und Verſtand, gleich den Affen in der Hexenküche.

Das Alphabet iſt nun erſt überzählig: d. h. man mag nun gar nichts mehr leſen außer dieſer Unterſchrift des Kaiſers. In dieſem Zeichen wird nun jeder ſeelig: In hoc signo vinces ſtand in dem feurigen Kreuze geſchrieben welches Konſtantin in der Schlacht gegen Maxentius am Himmel erblickte.

Und blickt nach ſolcher Schedel: **schedula**, ein Stückchen Papier.

Der Prieſter trägt es im Brevier: **breviarium**, Gebetbuch.

XXX. Fauſt bedarf der Philoſophie.

Wenn es dem Menſchen wohl iſt, ſo will er daß es ihm noch wohler werde. So werden in dem Streben nach immer höheren Genüſſen die Künſte hervorgetrieben. „Als Griechenland nach Beendigung der Kriege zu tändeln begann,

ſagt Horaz, und im Wohlleben auszuarten, war es bald für die Ringer bald für Pferde-Rennen begeiſtert, da bewunderte es die Bildner in Marmor und Erz, da hing es mit Aug' und Seele an Gemälden, da ergötzte es ſich bald an Muſik, bald an Schauſpielen: gleichwie ein Kind, das bei ſeiner Amme ſpielt, was es eben heftig begehrt hat, bald überdrüſſig wieder liegen läßt." So geht es auch hier: nachdem die Geldnoth beſeitigt iſt, verlangt man nach den Künſten. „Erſt haben wir ihn (den Kaiſer) reich gemacht, nun ſollen wir ihn amüſiren," ſagt Fauſt. Alſo begehrt der Kaiſer das Ideal der Schönheit, die Helena ſammt dem Paris, zu ſehen: und Fauſt, welcher an dem bunten Gedränge der Hoffeſte wenig Spaß findet, hat den Mephiſtopheles in eine abſeits liegende düſtere Galerie gezogen, um von ihm die Mittel zur Heraufbeſchwörung der Helena zu begehren. Allein darüber hat Mephiſtopheles keine Macht, dem bloß mittelalterliche Geſpenſte, Hexenfaxen und Kielkröpfe (Wechſelbälge) u. ſ. w, aber nicht Heroen und Heroinnen zu Gebote ſtehen. Das Heidenvolk, ſagt er, geht mich nichts an: das hauſt in ſeiner eignen Hölle, wie das auch wirklich der Fall iſt noch bei Dante und anderwärts. Und das iſt auch ganz der Natur und Wahrheit gemäß, daß Mephiſtopheles keine Heroinnen hervorzurufen vermag: denn

> Hexen laſſen ſich wohl mit ſchlechten Sprüchen citiren:
> Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf:

Und von antiker Geſundheit und Schönheit hat Mephiſtopheles keinen Begriff. Doch weiß er ein Mittel, um zur Helena

zu gelangen, welches er jedoch ungern mittheilt, weil es so gefährlich sei. Mit dieser Rede kann es ihm jedoch schwerlich Ernst sein: denn wenn Faust verunglückt bei einem verwegenen Unternehmen, so kann Mephistopheles die Wette desto eher gewonnen haben. Faust hat ihn durchschaut: richtig vermuthet er, daß dem Mephistopheles sehr viel daran liege, wenn die Sache unternommen und ausgeführt wird, und daß er so bedenklich und geheimnißvoll rede bloß um ihn zu reizen:

> Du spartest, dächt' ich, solche Sprüche:
> Hier wittert's nach der Hexenküche.
>
> Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
> Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.

(nach der bekannten Fabel, in welcher der Affe die Pfoten der Katze gebraucht, um die Kastanien aus dem Heerdfeuer zu kratzen).

Um was handelt es sich denn also? Es sind die Urbilder der Dinge, welche in ihrer, von allem Entstandenen und Wirklichen zurückgezogenen, Oede und Einsamkeit aufgesucht und ausgebeutet werden müssen, es sind mit einem Worte die Mütter, bei deren Nennung es dem Faust jedesmal schaudert, zu denen er muthig den Schreckensgang unternehmen muß. Goethe hat dieß (wie ich bereits im Jahr 1837 in den Berliner Jahrbüchern gezeigt habe) aus Plutarchs Leben des Marcellus c. 20 genommen.

In dem alterthümlichen Städtchen Engyum auf Sicilien verehrte man gewisse mächtige und geheimnißvolle Gottheiten

unter dem Namen Mütter. Nun war ein Bürger, Nikias, welchen man einſt feſtnehmen und den Poeniern ausliefern wollte, weil er zur Anſchließung an die Römer aufgefordert hatte. Allein er merkte das Vorhaben und erſann folgende Liſt zum Entrinnen. Er läſterte ungeſcheut die zwei Gottheiten, und ſeine Feinde freuten ſich, daß er ſo ſeine Schuld noch vermehre. Als er einſt wiederum dergleichen Reden vor dem verſammelten Volk ausſtieß, und die Häſcher bereits in der Nähe waren, um ihn zu fangen, fiel er plötzlich nieder, wie einer welcher das böſe Weſen hat. Nach einer Weile erhob er ſich wieder, blickte ſcheu umher, ſtieß mit hohler zitternder Stimme abgebrochene grelle Töne aus, und während das Volk von Entſetzen gefeſſelt daſaß, warf er den Mantel ab, zerſchlitzte die Kleider und rannte halb nackt wie toll zur Thüre des Theaters hinaus, immer ſchreiend: die Mütter! die Mütter! Dieſe Mütter, eigentlich die unterirdiſchen Göttinnen Demeter und Perſephone, auch Eumeniden genannt, hat Goethe zu den Urbildern alles Geſchaffenen und noch zu Schaffenden gemacht. Noch eine andere Stelle, Plutarch de defect. orac. 22, hat ihm dabei vor Augen geſchwebt. „Im Mittelpunkt der Welten (ſo lehrt daſelbſt ein alter Philoſoph) iſt ein dreieckiger Raum, das Feld der Echtheit oder der Wahrheit genannt, in welchem die Begriffe, Geſtalten und Urbilder des Gewordenen und des Werdenden unverrückt liegen: um ſie iſt die Ewigkeit, von der als Ausfluß die endliche Zeit in die Welt ſtrömt.“ Um zu dieſen Müttern zu gelangen, muß Fauſt allem Wirklichen und Gewordenen entfliehen und ſich ganz in die einſame ſchauer-

liche Oede des ſpeculativen Denkens zurückziehen. Hat er den Muth und die Kraft, zu dieſer Oede vorzudringen, ſo darf er hoffen, in dieſem Nichts das All zu finden: denn das längſt Geweſene, ſo wie auch das einſt noch Werdende, webt dort in ſchwankenden loſen Geſtalten gleich Wolkenzügen, und dieſe Bilder aller Kreaturen umſchweben die Mütter, welche im tiefſten Grunde der Schöpfung thronen, und nichts als jene Schemen ſehen: und das iſt die ewige Unterhaltung ihres ewigen Sinnes. Mit einem Zauberſchlüſſel bewaffnet, welcher ihm das zuſtrömende Getreibe der „Schattenbilder der Erſcheinung vom Leibe hält," findet er den Weg zu dieſen Mütter, und raubt kühn, ehe ſie's merken, (denn auf wirkliche Kreaturen ſchauen ſie nicht), den vor ihnen ſtehenden Dreifuß, vermöge deſſen er dann Helden und Heldinnen aus der Nacht hervorzaubern kann, indem durch die Magie des Geiſtes der vom Dreifuß aufſteigende Weihrauchsnebel ſich in göttliche Geſtalten wandelt. Mephiſtopheles legt einen hohen Werth auf dieſes Unternehmen:

Der erſte der ſich dieſer That erdreiſtet:
Sie iſt gethan, und du haſt es geleiſtet!

Dieſer erſte war Spinoza. Hören wir, wie z. B. Steffens von Spinoza und dem Studium ſeiner Philoſophie redet, ſo glauben wir den Mephiſtopheles zu hören, wie er dem Fauſt den Weg zu den Müttern beſchreibt.

Steffens, was ich erlebte, Bd. II. p. 282 ff.

„Spinoza war entſchloſſen, Alles hinter ſich zu laſſen, was ihn an das ſinnliche Leben feſſelte, um

im ſicheren unwandelbaren Centrum des Daſeins Ruhe, Frieden und Freiheit zu finden: und dieſer kühne Entſchluß war ihm nicht ein Schulthema, ſondern eine innere Aufgabe des Lebens ſelber, nicht bloß eine Lehre, ſondern ein Kampf des Lebens, eine reinigende Geſinnung, ja in ſeinem Sinne, inmitten der ſtrengſten Form, ein fortdauernder Reinigungsproceß." „Ich fand, wie er die Schattenbilder der Erſcheinung verſcheuchend, nur in der durchſichtigen Klarheit der Einheit Gottes ſicheres Erkennen und zugleich Ruhe des Daſeins zu finden ſtrebte."

Es dürfte nicht ungeeignet ſein, auch dasjenige mitzutheilen, was Steffens von dem moraliſchen und religiöſen Gewinn dieſes Studiums ſagt: „Das geiſtige Erkennen hat eben darin ſeinen Werth, daß es den Willen, je tiefer es in das Subſtantielle der Dinge (das ſind die Mütter!) eindringt, deſto umfaſſender, nicht als einen particulären Willen, ſondern als das Gemeinſchaftliche Mehrerer, in dem Begriff der Einheit der Perception aufnehmen wird, daß dieſer ſich immer erweiternde Wille, inſofern er wieder ein Particuläres findet, nicht ruhen kann, bis er von jedem Entgegengeſetzten, alſo von jeder Affection, befreit iſt. Dann wird er in der göttlichen Selbſtgenügſamkeit ausruhen, aber auch als Wille verſchwinden. Der Menſch iſt erſt frei, wenn er in der abſoluten Selbſtbefriedigung des Weſens ſelbſt aufgeht, wenn ſeine particulare Perception in der Einheit der göttlichen verſchwindet, d. h. wenn er aufhört ein wollender zu ſein. Alles daher, was uns als ſinnliche Weſen in Bewegung ſetzt, Freude

und Trauer, Wünſche und Hoffnungen, ja ein jedes beſchränkte Erkennen, wie ein jedes vereinzelte Wollen, in welchem wir thörichterweiſe unſere Freiheit ſuchen, legt nur ein Zeichen unſerer Knechtſchaft ab.“ Endlich betrachten wir dasjenige, was Steffens von ſeiner eigenen Gemüthsſtimmung nach dem Studium dieſer Philoſophie äußert. „Die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben ſchien mir erblaßt und ergraut: hinter mir lagen alle Wünſche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es geſtehen, daß ſie als ſolche eine Unwahrheit enthielten und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn ſie ſie ſchlechthin verloren hatten. — Es lag ſo wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entſagung alles deſſen, was mich früher durchdrang und beſchäftigte, daß vielmehr das vorübergehende Erſchrecken ſich plötzlich in eine innere hoffnungsvolle Freude verkehrte, als hätte ich den tiefen elaſtiſchen Boden aller freien günſtigen Thätigkeit gefunden.“ Es iſt bekannt, welchen mächtigen Impuls die zwei größten Heroen der deutſchen Literatur, Leſſing und Goethe, dem Studium dieſer Philoſophie verdankten, und wie ſie recht eigentlich durch ſie in Stand geſetzt wurden, befreit von mittelalterlichen Ungeſtalten, von Heren, Geſpenſtern und Kielkröpfen, Heroen und Heroinen aus der Nacht hervorzurufen. Fortan blieb ſolchen Helden nichts mehr zu thun übrig, als das Schönheitsideal im Lande der Schönheit ſelbſt leibhaftig aufzuſuchen: und auch das iſt geſchehen von Winkelmann und Goethe: und darum geſchiht es ſpäter auch von Fauſt, deſſen Entwicklungsgang Schritt vor Schritt

dem Entwicklungsgange Goethe's entſpricht. Fauſt iſt längſt vorbereitet zu ſo einem Wagniß wie der Gang zu den Müttern iſt: die Einſamkeit, welche ihm von Mephiſtopheles als ſo ſchauderhaft vorgeſtellt wird, ſchreckt ihn nicht: denn er iſt von jeher mit ſeinem Forſchen und Erkennen in der Welt allein geſtanden, und hat ſich ſogar dem Teufel ergeben müſſen, weil die Menſchen ihn nicht verſtanden, welche ihn, in ihrem ſinnlichen Treiben verloren, auch ſtets allein ließen. Wiederum, wenn ihn Schickſalsſchläge, verſchuldete oder unverſchuldete, trafen, ſo konnte er auch da nur immer in der Einſamkeit Troſt und Sammlung gewinnen. Dem Mephiſtopheles ſelbſt muß ſehr viel daran gelegen ſein, daß Fauſt ihm die Kaſtanien aus den Kohlen kratze: denn eine ſolche Erkenntniß kann ja auch gemißbraucht werden, wie bereits die Erfahrung gelehrt hat. Fauſt ahnet, daß er durch das Unternehmen ſein Wiſſen und ſein Können um vieles vermehren werde; ja er hofft ſogar, hinter jenem Nichts in der That das All zu finden. Jetzt lobt ihn Mephiſtopheles und überreicht ihm den Zauberſchlüſſel mit der Mahnung, ſich durch nichts mehr ſtören zu laſſen, vor nichts zu erſtaunen und vor nichts zu beben. Das verſpricht Fauſt: doch ſetzt er keineswegs ſein Heil in ſtoiſches Erſtarren: das Schaudern nennt er das beſte Theil der Menſchheit. „Wie auch die Welt uns das Gefühl vertheure: ergriffen, fühlt man tief das Ungeheure.“ Stampfend verſinkt Fauſt — man könnt' auch ſagen, er ſteige: denn es iſt einerlei —, nicht ohne Bangen des Mephiſtopheles, welcher an ſeinem Wiederkommen wirklich zweifelt, und gelangt glücklich zu den Müttern, welche im

Grenzenloſen einſam und doch geſellig wohnen: denn regſame, doch lebloſe Lebensbilder umſchweben ihr Haupt. Alles was einmal geweſen, lebt dort ewig fort, und ſie ſenden es entweder zum Tageslicht empor zu wiederholtem Lebenslauf oder laſſen es in der Nacht, wo der kühne Magier, d. h. der Dichter, es aufſucht, wenn er dichteriſche Ideale zu jedermann's Luſt und Erbauung ausprägen will. Ein ſolcher Magier iſt gegenwärtig auch Fauſt, und die Helena iſt das Ideal, für welches er ſchwärmt in dem Grade, daß er ohne dieſelbe gar nicht mehr zu leben vermöchte.

XXXI. Wie das Publikum mit Dichtern und mit Gedichten umgeht.

Während Fauſten's Abweſenheit kommt Mephiſtopheles in großes Gedränge, weil alle Welt nach dem Brauchbar-Schönen Verlangen trägt, und er nicht im Stande iſt den Anforderungen zu genügen. Der Kaiſer wird ungeduldig, daß die beſtellte Geiſterſcene, eben die Erſcheinung der Helena und des Paris, ſo lange auf ſich warten läßt. Denn was fragen ſolche Herren darnach, wie und mit welchen Mitteln ſchöne Dichtungen hervorgebracht werden? ſie wollen eben daß alles fertig ſei. „Gebt ihr euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie.“ Und bei den andern Leuten ſoll Mephiſtopheles gar den Schönheitskünſtler und Wunderarzt machen, damit

ſie ſchön und liebenswürdig erſcheinen können. Der Magier, d. h. der Dichter, ſoll alles Mögliche leiſten was nicht ſeines Berufes iſt, wenn es nur als nützlich erſcheint: denn das bleibt doch einmal die Hauptſache,

Ein Leibarzt muß zu allem taugen:
Wir fiengen mit den Sternen an,
Und endigen mit Hühneraugen.
S. Paralipomena.

Da verlangt eine Blondine, daß er ihr die Sommerſproſſen aus dem Geſicht vertreibe, dort eine Brünette, daß er ihr den erfrorenen Fuß heile, damit ſie anmuthig tanzen und grüßen könne, hier klagt eine Dame, daß ihr Liebhaber ungetreu geworden ſei, dort ein Page, daß er bei Damen nicht für voll angeſehen werde. Mephiſtopheles verſchreibt der Sommerfleckigen ein Zaubermittel, heilt die Hinkende mittelſt eines ſympathetiſchen Fußtrittes, reicht der eiferſüchtigen Dame eine Kohle von einem Scheiterhaufen worauf Heren verbrannt worden ſind, und zeigt ihr, wie ſie mittelſt dieſer den erkalteten Liebhaber wieder in Flammen ſetzen könne: dem verſchmähten Pagen ertheilt er den Rath, ſein Glück bei den Bejahrteren zu verſuchen: endlich weiß er ſich gar nicht mehr zu helfen, und geräth in ſeiner Verzweiflung faſt zu dem Entſchluß die Wahrheit zu ſagen, welches doch immer der ſchlechteſte Behelf ſei. Die Noth iſt groß! ſeufzt er: o Mütter, Mütter, laßt nur Fauſten los!

Ehe wir zur Aufführung der Helena und des Paris übergehen, wollen wir aus den Paralipomenen berichten, daß Goethe die Abſicht hatte, erſt eine von den andern Tragödien,

welche Fauſt vor dem kaiſerlichen Hof ſpielen ließ, uns vorzuführen. Der Held dieſer Tragödie ſollte Fortinbras ſein, der heldenhafte Thronerbe und edle Nachfolger des Hamlet bei Shakespeare. Der Akteur, welcher dieſen Fürſten ſpielt, ſcheint matt geworden zu ſein: denn er ſpielt den König als im Sterben begriffen und ſeinen Schwanengeſang ſingend. Da ruft ihm Mephiſtopheles zu: „Brav, alter Fortinbras, alter Kauz! dir iſt übel zu Muthe, ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zuſammen. Wir hören ſobald keinen König wieder reden.“ Der König regt ſich zwar noch einmal, doch können die folgenden Worte in keinem Fall ihm angehören, ſondern nur einem anderen Akteur. Dieſer ſpricht zu dem hinſcheidenden König: „Fahr' hin du alter Schwan! fahr' hin! Geſegneſt ſeiſt du für deinen letzten Geſang und alles was du Gutes geſagt haſt. Das Uebel, das du thun mußteſt, iſt klein“ u. ſ. w. Welchen Anklang die Vorführung ſolcher Handlungen und Geſinnungen bei dieſer Zuſchauerſchaft macht, wird uns ſofort gezeigt. Seine Majeſtät ſind während des Spieles eingeſchlafen: der Herr Kanzler meinen, man brauche nicht eben die königlichen Worte des tragiſchen Helden zu vernehmen, da man ja täglich das Glück habe die weiſen Sprüche ſeiner Majeſtät zu vernehmen: worauf Mephiſtopheles antwortet: Euer Excellenz brauchen nicht zu proteſtiren. Was wir anderen Hexenmeiſter ſagen, iſt ganz unpräjudicirlich. Das Publikum aber urtheilt wie Meerkatzen. Der Biſchoff endlich meint, es ſeien das heidniſche Geſinnungen, wie er ſie im Marc-Aurel geleſen habe, und das ſeien ja doch nur glänzende Laſter: doch will er ſie

darum nicht eben geſtraft und verdammt wiſſen, weil der Kaiſer das zu hart findet, und weiß ſich mit ſeiner allweiſen Kirche darüber abzufinden. „Vergeben?! ſagt Mephiſtopheles, Heidniſche Tugenden?! Ich hätte ſie gerne geſtraft gehabt: wenn's aber nicht anders iſt, ſo wollen wir ſie vergeben.“ Darauf zu Fortinbras: „Du biſt für's Erſte abſolvirt und wieder im Rechte.“ Und die Geiſter verſchwinden darauf ohne Geſtank. Riecht ihr etwas? fragt der Marſchall den Biſchof. Ich nicht, antwortet dieſer. Dieſe Art Geiſter ſtinken nicht, meine Herren, verſetzt Mephiſtopheles.

Dem Mephiſtopheles ſelbſt aber geht es an dieſem Hofe faſt nicht beſſer als ſeinen Bühnenhelden: denn er ſagt:

Das zierlich höfiſche Geſchlecht
Iſt uns nur zum Verdruß geboren,
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

XXXII. Das Ideal der Schönheit wird gezeigt.

Der Hof iſt durch lange Gänge und Gallerien in den alten Ritterſaal hingezogen; deſſen breite Wände ſind mit bemalten Teppichen behangen, auf welchen man Schlachten der Vorzeit dargeſtellt ſiht, die Ecken und Niſchen aber ſind mit Rüſtungen ausgeziert. Hier finden ſich bei dämmernder Beleuchtung die Geiſter ohne Zauberworte ein. Was unter

Geiſtern hier zu verſtehen ſei, haben wir ſo eben geſehen: wenn der Dichter der Magier heißt, ſo heißen die Geſtalten, welche er auf die Bühne ruft, Geiſter: und überall wo die Phantaſie der Menſchen beſonders aufgeregt iſt, da walten Geiſtererſcheinungen. Voller Erwartung ſitzt man da auf dichtgedrängten Bänken, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der ſich dann plötzich emporwindet, wie vom Brande gerollt: die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um, und man blickt in einen tiefen Bühnen-Hintergrund, der von einem geheimnißvollen Scheine beleuchtet wird. Alles geſchiht wie durch magiſche Kraft. So iſt auch die Vernunft der Zuſchauer gebunden, und deſto freier waltet die Phantaſie. Das Unglaubliche ſcheint glaublich, eben weil es unmöglich iſt: und man will gerade das Wunderbare, und verſchmäht das Alltägliche. Nun beſteigt der Aſtrolog das Proſcenium, während Mephiſtopheles im Souffleurkaſten ſteckt. Alſo wird der Sterndeuter hier zum Bühnendeuter gebraucht, der Teufel aber, wie's ihm auch anſteht, zum Einbläſer. Alles was von hier an gezeigt wird, iſt antik, und alles wird von dem modernen Geſchmack der Zuſchauer bekrittelt. Die Bühne ſtellt einen doriſchen Tempel vor: die Säulen ſtehen reihenweiſe ſo mächtig, daß ſchon zwei von ihnen ihrer Laſt genügen würden. Doch dem nordiſchen Architekten erſcheint das roh und plump: ſchmale unendlich-hohe Pfeiler mit Spitzbögen, meint er, erheben den Geiſt. Als Goethe in Italien die antiken Tempelbauten kennen lernte, ſchrieb er (B. XXIII, 100): „Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein übereinander ge-

ſchichteten, Heiligen der gothiſchen Zierweiſen; etwas anderes als unſere Tabackspfeifenſäulen, ſpitzen Thürmlein und Blumenzacken. Dieſe bin ich nun, Gott ſei Dank, auf ewig los!" Der Umgang mit Boiſſerée hat dieß Urtheil ſpäter gemildert, aber nicht beſiegt.

Im Prieſterkleide, bekränzten Hauptes, ſteigt Fauſt mit einem Dreifuß aus dem Boden empor. Aus der Schale des Dreifußes ſteigt Weihrauch: indem Fauſt ſie mit dem Schlüſſel berührt, beginnt der Rauch wie Wolken zu wallen, gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart: und dieſen Wolken, indem ſie wandeln, entquillt Muſik: zugleich klingen die Säulen und der ganze Tempel. Endlich ſenkt ſich der Nebel, und aus dem lichten Glanze tritt ein ſchöner Jüngling im Takte hervor: es iſt Paris. Von ſeinem Anblick ſind die Damen entzückt, nur dünkt er ihnen nicht fein und gewandt genug; die Ritter aber vermiſſen die Hofmanieren, zweifeln auch ob er ſich im Harniſch gut ausnehmen würde. Wenn ſodann Paris ſich weichlich zum Schlafe niederläßt, den Arm über das Haupt lehnend, ſo findet das der Kämmerer vollends flegelhaft, zumal in Gegenwart des Kaiſers: denn auch das Schauſpiel, meint er, müſſe höflich ſein. Jetzt ſchläft Paris, und wie von einer Blume verbreitet ſich ambroſiſcher Duft von dem Jünglinge und bringt den Frauen tief in's Gemüthe. Jetzt tritt auch Helena hervor. Mephiſtopheles, obgleich ſie ihm nicht zuſagt, muß dennoch geſtehen, daß ſie hübſch ſei: der Aſtrolog aber wünſcht ſich Feuerzungen um ſie würdig zu preiſen: endlich Fauſt verliebt ſich in ſeine eigene Schöpfung dermaßen, daß er das Phan-

taſiebild für Wirklichkeit hält. Vorher war die Welt ihm nichtig und unerſchloſſen: jetzt erſt, ſeitdem in ſeinem Sinn ſich die Quelle der Schönheit in vollem Strome ergoſſen hat, ſcheint ſie ihm wünſchenswerth, gegründet und dauerhaft. Ehe er ſich von ihr zurückgewöhnte, möchte er lieber nicht mehr leben. Gretchens Geſtalt und die Zauberſpiegelung in der Hexenküche waren nur Schaumbilder im Vergleich mit ihr. Du biſt's, ruft er, der ich die Regung aller Kraft, den Inbegriff der Leidenſchaft, dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle! Dagegen wiſſen die Zuſchauer gar manches an ihr zu tadeln. Die Damen finden, wie bei der mediceiſchen Venus, den Kopf zu klein, auch den Fuß zu groß: ihr Benehmen aber dünkt ihnen vollends unſittlich und buhleriſch. Vor allen Leuten da den Paris zu küſſen! Dabei aber beweiſen dieſe Damen durch ihre Urtheile, daß ſie ſelbſt weit öfter hinter der Thüre geſteckt haben, wo ſie die Helena ſuchen. Ganz anders urtheilen die Ritter: während ihnen an Paris alles anſtößig war, ſo erſcheint ihnen an der Helena alles ſchön und liebenswürdig, und mancher wünſcht an der Stelle des Paris zu ſein. Der Gelehrte endlich muß erſt den Homer nachſchlagen, um ſich zu überzeugen, daß es auch die rechte ſei. Fauſt aber fällt immer mehr aus der Rolle, und als er zuletzt den Paris die Helena mit ſtarkem Arm umſchlingen ſieht, um ſie zu entführen, ſo rennt er mit dem Schlüſſel auf den Jüngling zu, um ihm die Beute mit Gewalt zu entreißen. Da trübt ſich die Geſtalt: es erfolgt eine Exploſion, und Fauſt liegt ohnmächtig am Boden, während die Geiſter in Dunſt aufgehen. Von Mephiſtophe-

les wird der Schwärmer auf den Schultern fortgetragen und auf ſein ehemaliges Studirzimmer gebracht.

Nichts iſt gefährlicher als Ideale zu umarmen die noch nicht mit der Wirklichkeit vermittelt ſind: und dieſe Verwirklichung kann nicht auf einmal geſchehen, ſondern fordert nachhaltigen Fleiß und jahrelanges Ringen. Was hilft es dem Fauſt, daß er ſpricht

Hier faſſ' ich Fuß! Hier ſind es Wirklichkeiten.
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten,
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſein?
Ich rette ſie, und ſie iſt doppelt mein.

Er beweiſt damit bloß daß er in ſeinen alten Irrthum verfallen iſt, die Geiſter, welche er beſchworen hat, auch ſogleich feſthalten zu wollen. Das Doppelreich bereitet man ſich nicht ſo leicht, und die bloße Begeiſterung thut es nicht. „Wen Helena paralyſirt, der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.“ Der begeiſterte Schwärmer hat allemal ſeinen Verſtand verloren, und die Schwärmerei iſt deſto gefährlicher je höher das Ideal iſt. Nicht eher, als bis Fauſt den klaſſiſchen Boden betritt, wo wirklich ehemals das Doppelreich bereitet, das Reich der Schönheit mit dem Reiche der Wirklichkeit vermählt war, kann er geſund werden. Dort muß er ſeine Helena ſuchen, von dort aus wird ſie ihm in die Heimath folgen, und dann wird auch das Mittelalter, mit dem Griechenthum vermählt, von ſeinen düſteren Irrthümern, von ſeinen mißgeſtaltigen Schöpfungen, befreit werden.

XXXIII. Rückblick auf den Stand der Wiſſenſchaften.

Da wir nun wieder in Fauſtens Studirzimmer ſind, ſo erhalten wir Gelegenheit zu ſehen, was einſtweilen aus dem geiſtloſen Famulus Wagner, welcher Fauſtens Katheder geerbt hat, ſo wie auch aus dem gutmüthigen Studenten, welchen einſt Mephiſtopheles ſo hübſch mit dem Stande der akademiſchen Wiſſenſchaften bekannt gemacht hat, geworden ſei. Wir finden da noch alles unverändert: denn man iſt keinen Schritt weit vorgerückt: die Fenſterſcheiben ſind wo möglich noch trüber geworden, die Spinnenweben haben ſich vermehrt: höchſtens Raritäten für den Sammler wären hier zu finden. Als Mephiſtopheles den Pelz vom Nagel nimmt, in welchem er einſt, den Fauſt ſpielend, den ankommenden Studenten zum Beſten gehabt hat, und ausſchüttelt eh' er ihn anlegt, ſo fallen eine Menge Käfer, Cicaden oder Grillen und Farfarellen heraus (eigentlich wohl Farfaletten, d. h. Schmetterlinge, welche, wenn ſie den Menſchen in den Leib fahren, Launen und Grillen erzeugen ſollen): denn „in ſolchem Wuſt- und Moderleben muß es für ewig Grillen geben." Dieſe Teufelskolonie begrüßt den Mephiſtopheles mit einem Grillengeſang, und er freut ſich der neuen Schöpfung: man ſäe nur, ſagt er, ſo erntet man mit der Zeit. Nachdem er ſich aber coſtümirt hat, und das liebe Ungeziefer ſich wieder in Schachteln und Töpfen, Perga-

ment und Todtenköpfen verſteckt hat, erſcheint auf ſein Schellen mit der Glocke, den finſteren Gang her wankend, ein ſchüchterner Famulus. Dieſer gewahrt in dem Augenblick ein Wetterleuchten und Gewitter, von welchem das alte Gemäuer zittert, das Eſtrich ſchwankt, Kalk und Schutt herabrieſelt, und dem ganzen Gebäude der Einſturz droht. Als er in Fauſtens altem Pelz den Rieſen erblickt, will er, in die Kniee ſinkend, ein Kirchengebet ſprechen: iſt aber ſogleich froh, als er ſieht, daß Mephiſtopheles ihn kennt, und weiß, wie wenig es ihm damit Ernſt ſei. Mephiſtopheles erkundigt ſich nach dem Doctor Wagner, den erſten jetzt in der gelehrten Welt, welcher einzig vom Katheder leuchtet, das Untere und das Obere aufſchließt und ſelbſt Fauſtens Ruhm verdunkelt hat. Derſelbe iſt, wie der Famulus verſichert, dabei die Beſcheidenheit ſelber, lebt Monate lang im allerſtillſten Stillen, der zarteſte unter allen gelehrten Männern, und ſieht dabei aus wie ein Kohlenbrenner, geſchwärzt von der Naſe bis zu den Ohren von dem beſtändigen Laboriren. Dabei weiß er ſich in das unbegreifliche Verſchwinden Fauſtens nicht zu finden, und wagt nicht einmal deſſen Zimmer zu betreten.

Ganz anders, als dieſer Famulus, kommt der Baccalaureus angezogen, der ehemalige Student, welcher von Mephiſtopheles ſo gehänſelt worden iſt. Die jungen Leute nämlich haben nachgerade ein ſolches todtes Treiben der Wiſſenſchaften verſchmähen und verachten gelernt, ſind dafür anmaßend und hoffährtig geworden, und wollen nun umge-

kehrt die Alten nach ihrer Weiſe ſingen machen *). Erfahrungsweſen iſt ihnen Schaum und Dunſt und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig: das Alter gleicht dem kalten Fieber: die Jugend hat alles in der Welt ausgerichtet, ja die Welt ſelbſt hat mit dem Bewußtſein dieſer jungen Leute erſt ihren Anfang genommen. Goethe ſelbſt ſagt bei Eckermann Th. II, p. 152, daß er das Bild dieſes Baccalaureus von der Erſcheinung der jungen Leute nach den Befreiungskriegen genommen habe, wovon ihm manche auffallende Beweiſe zu Geſichte kamen. Auch glaube jeder in ſeiner Jugend, daß die Welt eigentlich erſt mit ihm angefangen habe und daß alles eigentlich um ſeinetwillen da ſei **). Sodann habe es im Orient wirklich einen Mann gegeben, welcher jeden Morgen ſeine Leute um ſich verſammelte und ſie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen, wobei er ſo klug war, dieſen Befehl nicht eher auszuſprechen,

*) XLVII, 234 a. Ausg.

„Sonſt wie die Alten ſungen
So zwitſcherten die Jungen:
Jetzt wie die Jungen ſingen
Soll's bei den Alten klingen.
Bei ſolchem Lied und Reigen
Das Beſte? — Ruh'n und Schweigen."

**) Das junge Volk es bildet ſich ein,
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſein:
Möchten ſie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen zum Eingebinde ſchenken.
B. III. p. 18.

als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt war von ſelber zu erſcheinen. Außerdem hat auch die Fichte'ſche Philoſophie, nach welcher die äußere Welt nur ein Produkt unſerer eignen inneren Thätigkeit iſt, und endlich Fichte's Gebahren in Jena ſelbſt, über welches Goethe ſich oft ſehr mißfällig äußert, zu dieſer Ausſtaffirung des Baccalaureus viele Züge geliehen. Denn Frau von Kalb erzählte, Goethe habe ihr bereits wenigſtens zwölf Jahre vor der vollſtändigen Herausgabe des erſten Theils des Fauſt (im Jahr 1808) ein Geſpräch zwiſchen Mephiſtopheles und einem jungen überſchwenglichen Idealiſten vorgeleſen, worin dieſer jenem zu Leibe gehe und ihn an Abſolutheit abtrumpfe, wobei ſie ſich beſonders der Aeußerung erinnerte, daß man alle Dreißigjährigen todtſchlagen ſolle, die man dem Fichte zuſchrieb. S. Düntzer Th. I. p. 84. Wirklich lieſt man in Fichtes Schriften B. VII, p. 520 folgende Stelle: „Wie ſie über dreißig Jahre hinaus waren, hätte man zu ihrer Ehre und zum Beſten der Welt wünſchen müſſen, daß ſie ſtürben, indem ſie von nun an nur noch lebten um ſich und die Umgebung immer mehr zu verſchlimmern.“ Mephiſtopheles ſpielt mit ſokratiſcher Schalkseinfalt den Beſcheidenen mit geſenktem Glatzkopf in ſeines Nichts erbärmlichem Gefühle; nur bittet er den jungen Helden, der niemals einen Zopf getragen, einſt an Lockenkopf und Spitzenkragen ein kindliches Behagen gefühlt habe, jetzt aber im Schwedenkopf ganz reſolut und wacker ausſehe, daß er nicht unmittelbar nach Hauſe kommen möge, um Vater und Mutter nicht zu erſchrecken. Goethe mag ſich, wie geſagt, ſelbſt öfter als einmal in ſol-

cher Lage befunden haben, wenn er von jungen Leuten, Burſchenſchaftlern und Originalgenies, beſucht wurde, dergeſtalt, daß er manches Mal in ſeinem Herzen ſprechen mochte: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?“ oder mit ſeinem Rollſtuhle näher an's Proſcenium rückend klagen: „Hier oben wird mir Licht und Luft benommen: ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?“ Indeſſen pflegte er, wie Alles, ſo auch dieſes Weſen menſchlich zu beurtheilen:

„Sag' nur, wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?“
Fürwahr, ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

Und er bedachte dabei:

Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Alſo konnte er den guten Kindern das wohl hingehen laſſen. Aber der Mephiſtopheles iſt alt: alſo müſſen ſie auch erſt alt werden, um ihn zu verſtehen.

XXXIV. Die Alchymie führt zur Naturforſchung.

Wir werden nun in Wagners Laboratorium geführt, eben als dieſer grübelnde Forſcher bei dem höchſten Ziele ſeines Laborirens angekommen iſt, auf künſtlichem Wege in

einer Phiole ein Menſchlein hervorzubringen. Das Recept dazu findet ſich in des Theophraſtus Paracelſus Schrift de generatione rerum: „daß der sperma hominis in verſchloſſene Cucurbiten per se mit der höchſten Putrefaction ventre equino (d. h. einem Kolben) putreficirt werde uf 40 Tage oder ſo lang bis er lebendig werde und ſich beweg und rege, welches leichtlich zu ſehen iſt. Nach ſolcher Zeit wird es etlicher Maßen einem Menſchen gleich ſehen, doch durchſichtig ohne ein corpus. So er nun nach dieſem täglich mit dem arcano sanguinis humani gar weißlich geſpeiſet und ernehret wirdt bis uff 40 Wochen, und in ſteter gleicher Wärme ventris equini erhalten; wirdt ein recht lebendig menſchlich Kindt daraus, mit allen Gliedmaßen wie ein ander Kind das von einem Weibe geboren wird, doch viel kleiner. Daſſelbe wir ein homunculum nennen, und ſoll hernach nicht anders als ein anderes Kindt mit großem Fleiß und Sorg auferzogen werden.“ Auch noch im Jahr 1841 ſoll der Philoſoph Wagner, der ſich, wie ſpäter auch Schelling, für den Vollender der deutſchen Philoſophie erklärte, in ſeinen öffentlichen Vorleſungen behauptet haben, es müſſe der Chemie noch gelingen, organiſche Körper darzuſtellen und Menſchen durch Kryſtalliſation zu bilden: ſ. Düntzer II. p. 119. Kryſtalliſirtes, d. h. verſteinertes, Menſchenvolk gibt es allerdings: übrigens „zwiſchen Kryſtalliſation, Vegetation und animaliſcher Organiſation beſtehen Grenzen, welche der Menſchengeiſt nicht verbinden kann noch ſoll.“

Indeſſen iſt es von Seiten unſeres Wagners hier bloße Täuſchung, wenn er glaubt, der homunculus entſtehe mit-

telſt ſeiner eigenen Kunſt: denn er entſteht durch die Hexerei des Mephiſtopheles, welcher gerade in dem Augenblick, da ſich das Werk vollenden ſoll, dazu kommt. Und dieſes Teufelchen im Glaſe (Salomo beſaß 68 Oberteufel in Gläſer geſperrt, der Papſt Benedict IX. deren ſieben in einem Zuckerglaſe), obgleich es den Wagner ſpöttiſch als ſeinen Vater begrüßt, iſt doch nicht das was dieſer ſich einbildet, ſondern ein Product und ein Cumpan des Schalkes Mephiſtopheles, ſeines Herrn Vettern, mit welchem er auch ſogleich nachher in die Welt hinausgeht und den Stubengelehrten ſitzen läßt. Denn was die Helena für den Fauſt, das iſt der Homunculus für den Mephiſtopheles, ein Geſchöpf ſeiner Phantaſie, und dennoch ſein Beherrſcher. Denn Beiden ergeht es ſo wie Mephiſtopheles ſagt: „am Ende hängen wir doch ab von Creaturen die wir machten.“ Die Idee, welche den Mephiſtopheles zieht nach dem nämlichen Lande hin zu reiſen wo Fauſt hin trachtet, beſteht in dem Streben zu erkennen, wie die Materie ſich mit dem Geiſte vereinigt, wie das Licht, welches „an Körpern hängt und von Körpern ſtrömt,“ ſich mit dem Stoffe ſo innig vermählt, daß keines von beiden Theilen je getrennt von dem anderen gefunden wird. Einſtweilen aber denken wir uns beide als getrennt exiſtirend, das Licht, d. h. den Geiſt, in der Phiole, und den Stoff dort im Chaos. Denn anſtatt eines Körpers dient dem Geiſte, dem homunculus, ſo lange das Glas, das er jedoch einſt zerſchellen wird, wenn er den rechten Weg des Entſtehens ſammt dem ihm angemeſſenen Stoff gefunden haben wird in der klaſſiſchen Walpurgisnacht. Dort, indem

ſein Licht ſich in die Wogen des Meeres ergießt, entſteht das Leuchten des Meeres daraus:

Was flammt um die Muſchel um Galate's Füße?
Was lodert ſo mächtig, bald lieblich bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt?
Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander ſich funkelnd zerſchellen!
So leuchtet's und ſchwankt es und hellet hinan:
Die Körper ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und ringsum iſt alles von Feuer umronnen:
So herrſche denn Eros der alles begonnen!

d. h. es herrſche die organiſche Zeugung, welche mit den Infuſorien beginnt, die in dem Phosphorglanze jener Wellen leuchten. Vgl. Weſtöſtl. Divan I, 187.

Daſſelbe Problem hätte auch Wagner gern löſen wollen, zu ſehen, wie Leib und Seele ſo ſchön zuſammenpaſſen: doch wird er das aus ſeinen Pergamenten und Experimenten wohl ſchwerlich jemals herausgrübeln. „Indeſſen ich die halbe Welt durchwandre (ſagt Homunculus zu ihm), entdeck' ich wohl (will heißen: entdeck' ich mehr als) das Tüpfchen auf das J. Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben: Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben und Wiſſenſchaft und Tugend auch vielleicht." Wohin will denn nun Homunculus wandern? Dahin wo die Naturforſchung zuerſt entſtanden iſt, und wo ſie, von keinem Vorurtheile gehindert, zuerſt in geſunder Forſchung zu vernünftigen Reſultaten gelangt iſt, nach Griechenland, hinweg aus dem Lande wo die Theophraſten Paracelſen und die Wagners walten. Faſt widerwillig wird Mephiſtopheles von ſeiner Idee dahin fort-

gezogen: denn daß er gegen das Klaſſiſche alle die Vorurtheile hege, die man gewöhnlich hegt, und an den Griechen und dem griechiſchen Leben gar mancherlei auszuſetzen habe, verſteht ſich wohl von ſelbſt: denn er iſt im Nebellande auferzogen, im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei, zwiſchen verbräunten Geſteinen ſpitzbögiger, ſchnörkelhafter, modriger Gebäude: wie wäre da ſein Auge frei? Auch ein ächtes Geſpenſt muß klaſſiſch ſein, und z. B. theſſaliſche Hexen ſind wahrlich andere Hexen als diejenigen, welche bei uns um Rabenſteine weben, dieſes luftige Geſindel. Solcherlei Betrachtungen alſo veranlaſſen endlich den Mephiſtopheles zu dem Entſchluß, nach dem klaſſiſchen Lande aufzubrechen. Und noch ein mächtiges Motiv wirkt mit: denn Fauſt kann nicht eher wieder zum Leben kommen, als bis ſein Fuß jenen Boden betreten hat. So wie er hier ſchlafend liegt und von der Leda und dem Schwane träumt die anmuthigſte Scene, wo ſeine Geliebte, die Helena, gezeugt wurde, ſo wird er in den Mantel gewickelt und mit fort getragen, um jenſeits wieder zu erwachen da, „wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten iſt.“ — „Das Anſchauen des Alterthums in jedem ſeiner Reſte verſetzt mich in den Zuſtand, worin ich fühle ein Menſch zu ſein“ (an Zelter 1827). Je mehr man aber fühlt ein Menſch zu ſein „je näher iſt man den Göttern.“ „Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das iſt es was uns entzückt: und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden wir in den ächtgriechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am

edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung; ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweiſen. Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſei es.“ B. XXX, 468 n. A.

XXXV. Rückkehr zur Natur und den Griechen oder die klaſſiſche Walpurgisnacht.

Als Schauplatz dient am Peneios in Theſſalien das Schlachtfeld bei Pharſalos*): denn eben mit dieſer Schlacht war gewiſſermaßen das klaſſiſche Alterthum zu Ende, und begann in dem römiſchen Kaiſerthume die Hinüberleitung in das mittelalterliche Römerthum. Zur Beſchreibung dieſes Schauplatzes tritt gewiſſermaßen als Prolog auf die von Lucan mit allzu gräßlichen Zügen ausgeſtattete Theſſaliſche Hexe Erichtho, welche dem Pompejus den Ausgang der Schlacht bei Pharſalus prophezeit. Noch immer haucht hier der Boden den Wiederſchein vergoſſenen Blutes, und angelockt vom Wunderglanze der Nacht verſammelt ſich hier um rothglühende Wachtfeuer der unendliche Reichthum griechiſcher

*) Freilich liegt das Schlachtfeld nicht am oberen Peneios ſelbſt, ſondern nur an einem ſeiner Nebenflüſſe. Doch was thut das? Sagt doch Lucan ſelbſt VIII, 33, der Peneios ſei vom Blute der Erſchlagenen geröthet geweſen.

Fabelgebilde unter dem milden Glanze des halbverdunkelten Mondes. Damit vergleiche man die Schilderung des Schauplatzes der Blocksberg-Walpurgisnacht im erſten Theile.

Zum Verſtändniß aber deſſen, was der Dichter gleich mit den erſten Scenen der klaſſiſchen Walpurgisnacht beabſichtigt, kann uns folgende Stelle dienen, welche Goethe (XXXIII, 82 n. A.) bei Betrachtung des Streites der Klaſſiker und der Romantiker in Italien und namentlich eines Gedichtes des Ritters Vincenzo Monti geſchrieben hat: „Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſt ſodann auf unſer am Hochgericht um des Rades Spindel bei Mondenlicht tanzendes luftiges Geſindel hin, wobei er ſich freilich ſehr im Vortheil fühlt. Monti ſteht auf der Seite der griechiſchen Mythologie, und alſo jener Dichtkunſt, welche dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form dargebracht werde, ſo daß ſie ſich daran, als an einem Wirklichen, beſchäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner geſunder Menſchlichkeit, welche ſich in verſchiedenen abgeſonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darſtellen ſoll.“ Wir werden ſpäter ſehen, wie Goethe ſelbſt dieſen Streit zu vermitteln weiß. Hier aber tritt er entſchieden auf die Seite Montis, und ſeine klaſſiſchen Ungeheuer, die Greifen und Sphinxe, ſprechen die nämliche Anſicht aus: „unſere Tatzen ſind geſund: dir mit verſchrumpftem Pferdefuße behagt es nicht in unſrem Bund.“ „Der Garſtige gehöret nicht hieher.“ Und Fauſt findet ſogleich

Genügen in dem Anſchauen ſolcher Geſtalten: denn er gewahrt ſelbſt im Widerwärtigen große tüchtige Züge, und ahnet, daß er ſeine Geliebte hier finden werde*). Doch wir wollen zum Anfang zurückkehren!

Homunculus beleuchtet den unheimlichen Schauplatz voll Flammen und Schauder: vor ſeinem meteorähnlichen Lichte entweicht Erichtho mit langen geſpenſtiſchen Schritten. Mephiſtopheles aber dünkt ſich ſogleich wie zu Hauſe in dem Wuſt und Graus des Nordens, und Fauſt, ſo wie er auf den Boden geſetzt wird, erwacht mit dem Rufe: Wo iſt ſie? Und dann fühlt er ſich ſogleich ſtark, wie Antäus der Rieſe, welcher durch Berührung des Bodens immer wieder neue Kräfte bekam, und ſeelig wie der Pilger, der das gelobte Land betreten hat. Denn es iſt doch die Luft die ihre Sprache ſprach, die Scholle die ſie trug, die Welle die ihr entgegenwogte. Darauf trennen ſich die drei Reiſenden, indem jeder ſeinen eigenen Abenteuern und ſeinem eignen Ziel entgegenſteuert. Wir folgen zuerſt dem Mephiſtopheles, der ſich an den nackten Sphinxen und ſchamloſen Greifen nicht wenig ſkandaliſirt, und der, wenn er in die Münchner Glyptothek getreten wäre, wohl ebenfalls gleich der ſittſamen engliſchen Lady die Vorſteher veranlaßt haben würde, Einiges zu überkleiſtern. Zwar ſind auch wir, ſagt er, von Herzen unanſtändig, doch das Antike ſind' ich zu lebendig. In den Paralipomenen läßt ihn der Dichter ſagen:

*) Eckermann II. 285. „In der claſſiſchen Walpurgisnacht ſondert ſich alles in ſcharf umriſſene Individualitäten, während auf dem deutſchen Blocksberg jedes Einzelne ſich in eine allgemeine Hexenmaſſe auflöſt."

Das Auge fordert ſeinen Zoll.
Was ſieht man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben ſoll.

Die Türken denken darin noch weit ſtrenger wie wir, und ſind doch darum ſchwerlich viel moraliſcher. Uebrigens ſcheint Mephiſtopheles auch an dem mittelalterlichen Vorurtheil zu hangen, daß die griechiſchen Götter verkappte Teufel ſeien. Denn der Dichter läßt eben dort den Fauſt zu ihm ſagen:

Du, ſchärfe deiner Augen Licht:
In dieſen Gauen ſcheint's zu blöde:
Von Teufeln iſt die Frage nicht:
Von Göttern iſt allhier die Rede!

Es begegnen aber dem Mephiſtopheles nach einander die Greife, die Rieſen-Ameiſen und die Arimaſpen, drei aus Herodot entlehnte Weſen, welche am öſtlichen Ende der Welt wohnten. Es wurde erzählt, daß die Arimaſpen mit den Greifen um das Gold ſtreiten, welches dieſe bewachen, ingleichen daß in Indien oder in Aethiopien Ameiſen ſo groß wie Füchſe oder Hunde hauſen, welche bei dem Bauen ihrer unterirdiſchen Wohnungen Goldſand ausgraben, der ihnen ſodann von den Menſchen geraubt und ſchnell auf Kameelen fortgeführt werde: Herod. IV, 13. 27. Goethe, welcher unter den mythologiſchen Weſen, die ſich für dieſe Walpurgisnacht eigneten, eine kluge Auswahl gehalten hat (ſ. Eckermann Th. II. p. 286), braucht dieſe Weſen ſpäter bei dem Streite der Vulcaniſten und Neptuniſten. Nicht bloß darum, damit wir einſtweilen mit ihnen bekannt werden, treten ſie

uns ſogleich auch hier entgegen: denn wozu diente es ſonſt, daß hier Dinge von ihnen geſagt werden, welche weder mit ihrem überlieferten Weſen genau übereinſtimmen, noch auch für die Geologie anwendbar ſind? Es muß alſo ein allegoriſcher Sinn dahinterſtecken. Unter dem Golde haben wir hier abermals wiſſenſchaftliche Schätze zu verſtehen: die ſchnarrenden, geiſtlos etymologiſirenden, goldhütenden Greifen aber, die den Diebſtahl oder das Plagiat ſo ſicher zu entdecken wiſſen, die vom Mephiſtopheles aus übergroßer Höflichkeit als kluge Greiſe angeredet werden, dieſen Titel aber, wie eine falſche Lesart, ablehnen, ſehen uns Philologen auf das Haar ähnlich. Sodann die Arimaſpen, welche den fleißigen Sammlern, den Ameiſen, das Gold wegtragen und es ſchnell verjubeln, ſind (gleich den Irrlichtern im Mährchen, welche das Gleiche thun) witzige Scribenten, welche mit geſtohlenen Gedanken liederlich wirthſchaften. Die geheimnißvollen, Räthſel aufgebenden, Geiſtertöne (die man erſt verkörpern muß) hauchenden, tauſend Jahre thronenden, Mond- und Sonnentage regelnden, beim Hochgericht der Völker, Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden ruhig zuſehenden, und vor den Pyramiden ſitzenden, aber doch nicht in die mythologiſche Zeit hinaufreichenden, Sphinxe, ſind hier die Geſchichte und ſpäter in der Natur das Beſtändige oder die allmähliche ruhige Entwickelung. Die Sirenen, die reizenden aber gefährlichen Buhlen, von klaſſiſcher Schönheit aber mit garſtigen verderblichen Habichtskrallen nach unten zu ausgeſtattet, nur Freude ſuchend und allem Unangenehmen ausweichend, deren Singſang die Beſten verführt und

den Fauſt ſelbſt betrügen will, daß er ſie für die Helena nehmen könnte, ſind die gehaltloſen aber bezaubernden Dichter des Reim- und Wortgeklingel, welches gefällt, aber nicht zum Herzen dringen kann. Vgl. das Gedicht die neue Sirene Th. XLVII. p. 94 a. A. Jetzt haben wir weiter zu berichten, wie ſich Mephiſtopheles und Fauſt unter dieſen Weſen zurechtfinden. Jener wird von den Sphinxen examinirt. Erſt ſoll er ſeinen Namen ſagen. Er antwortet: Britten, welche allen klaſſiſch-dumpfen Stellen, Ruinen und Schlachtfeldern nachreiſen, würden ihn kennen: er heiße in ihren alten Schauſpielen Old Iniquity. Unter dieſem Namen wurde in den ſogenannten Moralitäten eine luſtige Perſon mit einer Pritſche und einem hölzernen Dolche eingeführt, welche den Teufel zu necken und zu peitſchen pflegte, bis er brüllte. Dann ſoll er die gegenwärtige Conſtellation deuten. Er aber geht nicht tief in die Sache ein, ſpricht von Sternſchnuppen und von dem Scheinen des Halbmondes, meint aber, es ſei genug, daß er ſich hier wohl fühle, ohne daß er gerade Luſt habe ſich tief mit den Sphinxen einzulaſſen. Dann bittet er, daß man ihm ein Räthſel aufgebe. Die Sphinx gibt ein Räthſel, welches des Mephiſtopheles eigenes Weſen ausſpricht, das Weſen des Böſen, welches dem Guten, als deſſen Gegenſatz, wie die Nacht dem Tage nothwendig iſt, und ohne das es in der Welt ſehr langweilig ſein würde*). Als die Greifen hören wer er ſei, wollen ſie ihn nicht leiden: der Garſtige gehöre nicht hieher. Die Sphinxe aber meinen, es werde ihn von

*) Plaſtron iſt ein Bruſtharniſch für die Fechtmeiſter.

ſelbſt aus ihrer Mitte treiben; denn im klaſſiſchen Lande (welches keine derartige Scheidung eines guten und böſen Principes kennt) finde er keinen Platz. Darauf hört Mephiſtopheles in den Pappeln am Strome die Sirenen ſingen, und ſpricht:

Das ſind die ſaubren Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trallern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt mir wohl um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Das iſt ein Urtheil Goethe's über gewiſſe neue Dichter. Dem Mephiſtopheles aber antworten die Sphinxe:

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel:
Ein lederner verſchrumpfter Beutel
Der paßt dir eher zu Geſicht.

Jetzt tritt Fauſt heran, und das Anſchauen dieſer Weſen thut ihm Genüge. Er erinnert ſich, wie vor den Sphinxen Oedipus geſtanden habe, als ſie ihm das Räthſel vom Menſchen vorlegten, daß gegen die Sirenen Ulyſſes ſich mit Stricken binden ließ, um nicht von ihrem Geſang hingeriſſen zu werden, daß von den Ameiſen die höchſten Schätze geſammelt, von den Greifen aber treu bewahrt worden ſeien. Da wo er die Geliebte ſucht ſind ihm auch die (gelehrten) Ungeheuer, welche in ihrer Atmoſphäre leben, willkommen: und ſogleich fragt er die Sphinxe, wo ſie zu finden ſei. Dieſe verweiſen ihn an Chiron, den Träger der Heldengeſchichte, und warnen ihn dagegen vor den verführeriſchen Reizen der Sirenen.

Die Lamien und die Sirenen gehören gewiſſermaßen in eine Claſſe: jene ſind wirklich luſtfeile Dirnen, gleich jener Schönen auf dem Blocksberge, welcher plötzlich während des Tanzes ein Mäuschen aus dem Munde ſpringt. Die Sirenen erſcheinen ſchon um vieles beſſer: ſie ſind die oberflächliche Schönheit ohne ſittlichen Gehalt. Beide aber bilden eine Abart der wahren klaſſiſchen Schönheit, welche die Helena iſt. Das Evangelium der Natur war ſchon lange vor Goethe und Winkelmann geprediget worden, und man war durch dieſe Lehre nicht ſelten zu Lamien und Sirenen, anſtatt zur Helena, hingeführt worden. Mephiſtopheles, ſo wie er im Mummenſchanze durch Verletzung der Sittlichkeit ſich amüſiren wollte, läuft auch hier wieder den Lamien nach, findet aber an dieſen Dirnen zuletzt Weſen vor denen ihm ſchaudern muß, und gelangt am Ende zufällig zu den Phorkyaden, den Urbildern der Häßlichkeit. So wie die Lamien, die Sirenen, die Helena und die Phorkyaden unter ſich zuſammenhängen als Bilder und Afterbilder der idealen Schönheit und der idealen Häßlichkeit, alſo bilden anderſeits auch wieder die Greifen, die Arimaſpen, die Ameiſen, die Stymphaliſchen Vögel ſammt den Köpfen der Lerna-Schlange und die Sphinxe eine zuſammengehörende Reihe. Denn ſo wie jene die Kunſtgebilde repräſentiren, alſo repräſentiren dieſe die Naturgebilde. Und zwar beziehen ſich die Greifen, Arimaſpen und Ameiſen auf die Minerale und Metalle, als die Schätze der Berge, die Stymphaliden aber ſammt der Lernaſchlange auf die Waſſerbewohner. Die Sphinxe aber ſind, wie geſagt, das Beſtändige oder Unvergängliche in der Natur, „das ewige

Geſetz, wonach die Roſe und Lilie blüht" und wonach auch das Große, die Berge und die Meere, geworden ſind.

XXXVI. Fauſt findet die Helena.

Nachdem Fauſt der Gefahr entgangen iſt, die Sirenen für die Helena zu nehmen, beginnt der alte Sünder Mephiſtopheles, von ſeiner groben Sinnlichkeit verführt, den liederlichen Lamien nachzulaufen, mit denen er beſſer zurecht zu kommen hofft als mit den Sphinxen, welche ſein Weſen eher errathen haben als er das ihrige zu errathen vermochte, und mit den Greifen, die das Klaſſiſche mehr liebten als ſein nordiſches Unweſen, und mit den Sirenen, deren Oberflächlichkeit auch ihm zu nichtig dünkte. Aber auch die Lamien verachten den eingedrungenen Hexenſohn, der ihnen mit ſeinem Pferdefuß nachſtolpert, und der lüſterne Pedant wird von dieſen geſchminkten Dirnen, welche morſch an allen Gliedern ſind, ganz abſcheulich angeführt. Durch ſeinen Abgang aber wird die Scene leer und wandelt ſich, und wir ſehen uns an den unteren Peneios verſetzt, dorthin, wo das reizende Thal Tempe lag. Fauſt befindet ſich hier in einer paradieſiſchen Gegend, und wird von dem Geflüſter des Schilfes, der Weiden und der Pappeln am Fluſſe, im Verein mit dem Gerieſel der Wellen oder dem Geſang der Fluß-Nymphen, zum Schlafe eingeladen. Indem er nicht weiß ob er wache oder träume,

ſieht er eine Wiederholung ſeines früheren Traumes. Der ruhige Bach zwiſchen dichtbewachſenem Geſträuche erweitert ſein Bette zu dem Spiegel eines anmuthigen Teiches. In dieſem durchſichtigen Becken ſieht Fauſt ſchöne Frauen baden, furchtſam watend, dreiſt ſchwimmend, dann ſich gegenſeitig neckend und beſpritzend: etwas entfernt von der Schaar der Zofen verbirgt ſich hinter grünem Laub die ſchönſte von allen, die Königin Leda. Da kommen Schwäne gezogen; majeſtätiſch, ſelbſtgefällig regen ſie die Häupter, indem ſie auf den ruhigen Wellen ihre Kreiſe ziehen. Aber einer darunter brüſtet ſich kühner, ſein Gefieder bläht ſich, er ſegelt raſcher und dringt zu dem heiligen Ort, während die übrigen Schwäne drohend auf die ſcheuen Zofen zugehen, daß ſie an ihren Dienſt nicht denken und nur an die eigene Sicherheit. In dieſem Augenblick kommt der Reiter Chiron herangetrabt, welcher den Fauſt zu ſeinem Ziele tragen wird. Dieſer Lehrer und Erzieher der größten Helden, eines Peleus, Achilles, Jaſon, Aſklepius, Theſeus, er, der alle Heroen perſönlich gekannt hat, und dabei in allen Räumen und Zeiten ſtets unermüdet umherkreiſt, kann nichts weiter ſein als die griechiſche Heldengeſchichte und Heldenpoeſie ſelbſt, welche bereits den griechiſchen Helden von Achilles an bis auf Alexander herab zur Belehrung und Begeiſterung gedient hat. Darum nimmt er billig auch den Fauſt auf ſeinen Rücken, d. h. in ſeine Lehre, um ihn unter mancherlei Erzählungen von den Helden der Argonautenfahrt, von Hercules dem ſchönſten Manne, und von Helena der ſchönſten Frau, zur Manto hinzutragen, welche ihn ſodann weiter in dem Hades hinab zur Helena

ſelbſt geleiten ſoll. Ehe wir ihm dahin folgen, müſſen wir noch einige Erklärungen einſchalten. Wenn Chiron ſagt, daß mit dem Pädagogenthum nichts herauskomme, ſo ſpricht aus ſeiner Maske, wie ſpäter auch aus der des Nereus, der alte Goethe. Von gleicher Art iſt es, wenn er Chiron ſeine Heilkunſt verleugnet, und ſagt, daß er ſie den Wurzelweibern und den Pfaffen überlaſſen habe. Indeß iſt Fauſt kein Schmeichler, ſondern bloß ein Begeiſterter, was Chiron auch bald erkennt, und ſeinen Wiſſenstrieb dann gerne befriedigt. Die Helden, welche er nach einander nennt, gehören alle der Argonautenfahrt an: die Zwillingsſöhne des Zeus und Brüder der Helena, Kaſtor und Pollux, die Boreas-Söhne, von welchen die Harpyien eingeholt und erſchlagen worden ſind, der Anführer Jaſon und der Sänger Orpheus, und endlich der ſcharfſichtige Lynceus, welcher im dritten Akt hier ſelbſt wieder auftreten wird. Was von der Helena geſagt wird ſoll dazu dienen, ſie als ein allegoriſches Weſen darzuſtellen, und will uns auf ihre Erſcheinung im nächſten Akte vorbereiten.

Chiron hat den Fauſt nach einem Schlachtfelde zwiſchen dem Fluß Peneios und dem Gebirg Olympus gebracht, wo das große macedoniſch-griechiſche Reich einſt der römiſchen Republik erlegen iſt. Dort ſteht der Tempel der Manto, der Tochter des Heilgottes Aeſculap, am Eingang in die Unterwelt. Dieſe Träumerin und wohlthätig milde Seherin, in ihrer ſtillen, von der Zeit umkreiſten, Befriedung, welche Menſchen lebendig, nicht mittelſt Todſchlags gleich den Aerzten, in das Reich der Schatten hinabgeleitet, und dabei eine

ſo große Vorliebe für begeiſterte Schwärmer hat, iſt in der That nichts weiter als die μανία, d. h. die ruhige Sammlung, poetiſche Stimmung und ſtille Begeiſterung*), in welcher der Dichter, während ſeine Sinne für die Welt und ihren Kreislauf verſchloſſen ſind, zu den Schatten der Heroen hinabſteigt und dieſelben als leibhaftige Geſtalten ins Leben zurückführt. Gleichwie Orpheus einſt hinabging, um ſeine geliebte Eurydice wiederzuholen, alſo ſteigt Fauſt hinab, um ſeine lang erſehnte und in wachen Träumen oft geſehene Helena zu gewinnen: und ſo rührend als Orpheus vor dem ſonſt unempfindlichen König der Schatten und ſeiner Gemahlin ſang, bis er ihre Herzen erweichte, eine eben ſo rührende und ergreifende Rede wollte Goethe den Fauſt vor der Proſerpina (Perſephone) dort halten laſſen: ſ. Eckermann Th. 1. p. 290. Doch hat er dieſen Plan nicht ausgeführt, ſei es daß der greiſe Dichter keine ſolche Glut der Empfindung mehr ſich zutrauen durfte, oder daß er andere Auswege gefunden hatte, weßwegen er jenes nicht mehr für nöthig hielt. Wir bekommen nun den Fauſt nicht mehr zu Geſichte, bis er im nächſten Akte mit der zurückgeführten Helena erſcheint.

*) All' unſer redlichſtes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente:
Wie möchte denn die Roſe blüh'n,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte?
III. p. 75.

XXXVII. Mephiſtopheles ſchlägt ſich mit Irrthümern der Naturforſcher ꝛc. herum.

Inzwiſchen wird uns gezeigt, wie erſtlich Mephiſtopheles und zweitens auch Homunculus nach einander zu ihrem Ziele gelangen. Wir werden wieder an den vorigen Schauplatz zurückverſetzt zu den Sirenen und Sphinxen. Dieſe nehmen jetzt eine etwas veränderte Bedeutung an, da es ſich hier um etwas anderes handelt, um die Geſtaltung der Erde entweder durch das Waſſer oder durch das Feuer, um den Streit der Neptuniſten und Vulcaniſten. Die Sirenen ſind die heitere Spiegelglätte des Waſſers, die Sphinxe, wie geſagt, ſind der ruhige Beſtand und die allmähliche unmerkliche Entwickelung. Goethe dachte ſich die Gebirge in der nämlichen Weiſe geworden, wie alles Organiſche täglich vor unſeren Augen entſteht: denn auch zur Hervorbringung des Großen bedarf die Natur nicht der Gewalt. Erd- und Staatumwälzungen waren ihm in gleicher Weiſe zuwider: darum verwarf er die in neuerer Zeit beſonders durch Humboldt zur Herrſchaft gekommene Vulcaniſten-Theorie. „Die Sache mag ſein wie ſie will, ſagt er unter anderem, ſo muß geſchrieben ſtehen, daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! Und es wird gewiß irgend ein junger geiſtreicher Mann aufſtehen, der ſich dieſem allgemeinen verrückten Conſens zu widerſetzen Muth hat.“ Bd. LI. 184 oder XL. 296. Briefe an Zelter vom 9. Novbr. 1829, 5. Okt. 1831.

Die Sirenen, welche gern in den Fluthen des Peneios und des Meeres plätſchern und ſpielen, und dabei Lied um Lieder ſingen, dem unſeligen Volk zu Gut, da ohne Waſſer kein Heil iſt, erſchrecken, als auf einmal das Waſſer ſich ſtaut und der Grund erbebt. Darum flüchten ſie ſich fort zu dem heiteren feeiſchen Feſte, welches im Aegäiſchen Meere gefeiert werden ſoll. Dort werden wir ſie wiederfinden. Die Shinxe dagegen laſſen ſich eben ſo wenig aus ihrem Standpunkte verdrängen als Goethe ſelbſt, obgleich bereits der Seismos, das Erdbeben, brummend und polternd zu arbeiten, zu drängen und zu ſchieben begonnen hat*). In der nämlichen Weiſe, wie dieſer Rieſe einſt die Inſel Delos aus dem Grunde des Meeres ſteigen ließ, wie er den Oſſa und den Pelion himmelſtürmend auf einander thürmte und den Olympus ſelbſt zum Sitze der Götter emporhob, ſo läßt er auch hier mit Raſen, Erde, Kies und Sand und Letten, quer durch's Land, einen Berg emporſteigen, ſo daß der Fluß ſein Bette verändern muß. Und eben ſo plötzlich, als dieſe Berge entſtehen, finden ſich ein: die zappelfüßigen Ameiſen, welche jedes Bröſelein Gold in den Ritzen ſammeln, die Greifen, welche daſſelbe in Verwahrung nehmen, die fleißigen Zwerge oder Bergmännlein oder Pygmäen, und die noch kleineren Daktylen oder Däumlinge, die Schmiede. Und all dieſes Volk von Feuerarbeitern rüſtet ſich ſogleich unter ſeinen Häuptlingen, dem Generaliſſimus der Pygmäen und ihren Aelteſten,

*) Koloſſal-Karyatide. Die Karyatiden ſind Pfeiler, deren oberer Theil einen menſchlichen Körper vorſtellt.

um mit Pfeil und Bogen die Waſſerbewohner, die Reiher anzugreifen. Dieſe werden wirklich in ihrem Weiher überfallen und ſammt und ſonders gemordet, und die Sieger, dieſe Fettbauch-Krummbein-Schelme, ſchmücken ſich dann mit den Federn der Reiher, wie mit Siegeszeichen. Und ſo iſt für dießmal der Neptunismus dem Vulkanismus unterlegen. Allein, wie weiland bei der Ermordung des Ibycus, ſind die Kraniche, noch dazu als nahe Anverwandte der Reiher, Zeugen dieſer blutigen That, und ſchreien um Rache: und dieſe Rache wird bald erſcheinen.

Einſtweilen aber folgen wir dem Mephiſtopheles bei ſeiner Jagd auf die Lamien, feile Luſtdirnen mit lächelndem Munde und frecher Stirne, geſchminkten Geſichts und geſchnürten Leibes, aber morſch an allen Gliedern. Das ſieht und greift man, aber dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen. Die Lehre von der Emancipation des Fleiſches in ihrer Entartung iſt auch nicht erſt von geſtern. Gegenüber der mittelalterlichen Verdammung des Fleiſches mußte ſie, als ein Extrem aus dem andern, nothwendig hervorwachſen. Alſo wird der nordiſche Hexenſohn, wenn er einmal der Sinnlichkeit einige Rechte einräumen will, ganz natürlich in die Hände von Lamien fallen: und eben ſo muß die Poeſie und Kunſt, ſo wie ſie der Sinnlichkeit huldigen will, ſehr leicht in Liederlichkeit ausarten, indem ſie von der Unſchuld der reinen heiligen Natur keine Ahnung hat. Jene Dichter und Künſtler aber gleichen ganz und gar den feilen und koketten Luſtdirnen, indem ſie ihre Unſittlichkeit unter einer feinen Außenſeite verbergen, dergeſtalt, daß die Welt von ihnen be-

trogen wird, bis etwa einer, ſo wie die Empuſa hier, ſeine Anſichten und Grundſätze offener zur Schau trägt, wodurch er dann ſich und andern das Spiel verdirbt. Unſer Mephiſtopheles aber wird in doppelter Weiſe geäfft, erſtlich durch den Spuck der Vulkaniſten und dann zugleich durch die Lockungen der Lamien. Denn indem er, von Neugierde und Lüſternheit getrieben, dieſen nachläuft, muß er auf dem alle Augenblicke ſich ändernden Terrain zwiſchen immer neu auftauchenden und verſchwindenden Bergen blind umherſtolpern und klagen, daß es doch viel hübſcher auf dem Blocksberge geweſen ſei, woſelbſt der Ilſenſtein, der Schnarcher, das Elend und die Heinrichshöhe ſeit Jahrtauſenden ſtehen bleiben und auch die Hexen leichter zu meiſtern ſind. Denn auch den Lamien, als unbekannten Schönen, wagt er nicht recht zu vertrauen, bis die Empuſa mit ihrem Eſelsfuß und Eſelskopf ihm, dem Junker mit dem Pferdefuß, als Muhme oder Baſe entgegentritt. Denn wenn er auch den Eſelskopf ablehnen möchte, ſo fühlt er ſich dennoch von der Verwandtſchaft angezogen: doch bleiben ihm immer noch die übrigen verdächtig, und fürchtet er hinter den Roſenwangen bedenkliche Larven. Allein ſeine Lüſternheit iſt unüberwindlich: trotz allen Zweifeln und Zaudern geht er in die Falle, und indem er zugreift nach der Schönſten, nach der Netteſten, nach der Schlankeſten, nach der Fleiſchigſten, ſo bleibt ihm die eine als dürrer Beſen in der Hand, die andre ſchlüpft als Eidechſe durch die Finger, in der dritten packt er eine Thyrſusſtange, die vierte zerplatzt als Boviſt, d. h. ein Wieſenſchwamm welcher im Herbſte einen widerwärtigen Rauch fahren läßt. Natürlich,

er hat Blocksbergshexen zu fangen gehofft, welche wirkliches Fleiſch und Blut haben: die Lamien aber ſind Phantaſie-Gebilde, und die Verwechſelung ſolcher mit dem Wirklichen bringt immer Schaden. Mephiſtopheles ſchüttelt ſich vor Schauder:

Viel klüger (ſagt er) bin ich nicht geworden:
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertract,
Volk und Poeten abgeſchmackt u. ſ. w.

Endlich findet er nach dieſer tollen Jagd zwiſchen Lamien und extemporirten Blocksbergen einige Ruhe bei einer Dreade (Nymphe) eines wirklich ächten Berges, welcher zum Pindusgebirge gehört.

XXXVIII. Homunculus kommt der Wahrheit auf die Spur.

Dort begegnet er dem Homunculus, deſſen Sehnſucht zu entſtehen, d. h. ſich mit einem körperlichen Stoffe zu verbinden, noch nicht zum Ziele gekommen iſt; doch iſt er zwei Naturphiloſophen auf der Spur, bei denen er Rath zu finden hofft, trotz dem Urtheil des Mephiſtopheles, daß die Philoſophen, damit man ihrer Kunſt und Gunſt ſich freue, zu den Geſpenſtern des Wahnes immer noch ein Duzend neue erſchaffen. Wer entſtehen wolle, der müſſe es auf eigne Hand

thun, und wer nicht irre, der komme nicht zu Verſtand. Die beiden Philoſophen nun ſind Anaxagoras als Vulcaniſt, und Thales als Neptuniſt. Jener läßt die Felſen zu gleicher Zeit durch unterirdiſches Feuer aus der Tiefe emporſteigen und als Meteorſteine aus dem Monde fallen. Er bietet ſodann dem Homunculus, wenn er ſich in ſeine Schöpfung begeben wolle, die Herrſchaft über ſeine Pygmäen, Imſen, Däumlinge und Myrmidonen (Ameiſen) an. Thales, durch deſſen Maske Goethe redet, erklärt alle dieſe Viſionen für eitel Träume, hält den Homunculus ab, das Königthum über die garſtige Brut anzunehmen, welche alsbald vor ihren Augen der Rache erliegen werde, und verſpricht ihm dagegen die Erreichung ſeines Zieles bei dem heiteren Meeresfeſte, zu welchem er ihn abführt, zu welchem die Sirenen bereits hingezogen ſind, und zu welchem auch wir uns begeben wollen, wenn wir erſt zu dem Streit dieſer Philoſophen einige Erklärungen gegeben und ſodann den Mephiſtopheles zu ſeinem Ziele werden geleitet haben. Die Aeoliſchen Inſeln bei Sicilien ſind vulkaniſchen Urſprungs: auf dieſe ſich berufend, ſpricht Anaxagoras von der Knallkraft Aeoliſcher, d. h. Vulcaniſcher Dünſte. Von der Mondgöttin Luna glaubte man, daß ſie zugleich auf der Erde walte als Diana und in der Unterwelt als Hekate. Die dreigeſtaltige Hekate aber war die Göttin der Zauberei, und von Theſſaliſchen Hexen glaubte man, daß ſie durch ihre Zauberſprüche den Mond herabziehen könnten. Dieſer Glaube ſcheint dem Anaxagoras hier zur That zu werden, indem ein Meteorſtein aus dem Mond herabſtürze. Das Fallen der Meteorſteine aber pflegt von Wind-

ſturm und ſtarkem Knalle begleitet zu ſein. Zufällig hat ſich dieſer aus dem Mond fallende Felſen auf einen vulkaniſchen Berg als deſſen Spitze aufgeſetzt: im Fallen aber zerquetſchte er die ſchnell entſtandene Bevölkerung dieſes Berges, ſo viel von derſelben noch übrig war: denn die meiſten waren bereits der Rache der Reiher erlegen. Zum beſſeren Verſtändniß des Hieſigen vergleiche man die Abhandlung deſſelben Streites in den Wanderjahren Bd. II. Cap. 10 ſammt den zahmen Xenien Bd. IV. S. 384. 385 a. A.

XXXIX. Mephiſtopheles findet das Ideal der Häßlichkeit.

Mephiſtopheles, abermals herumirrend zwiſchen den Bergen und Wäldern, wo er Pech und Schwefel vermißt, mit denen man bei uns die Hölle heizt, und immer noch, gleich Reiſenden die ſich in das Fremde nicht fügen und von ihm nichts lernen können, das Heimiſche vermiſſend, gelangt endlich zu den Phorkys-Töchtern, den Urbildern der Häßlichkeit mit einem Aug' und einem Zahn, welche gar nicht wiſſen wie ſchön ſie ſeien, weil ſie im Dunkeln wohnend ſich ſelbſt nicht ſehen können. Indem Mephiſtopheles das dreifache Ungethüm mit Staunen erblickt, weiß der Schalk ſogleich dieſes Staunen als ehrfurchtsvolle Bewunderung der drei alten

Damen auszuſprechen, welche er weit über die ehrwürdigſten und älteſten Göttinnen, über die Rhea, die Ops, die Parcen erhebt, und dabei auch als ſeine Baſen begrüßt. Die würdigen Damen, welche in der Rede dieſes Fremden viel Verſtand finden, laſſen ſich durch die Vorſtellung, daß es doch Schade ſei, wenn die Welt ihr Bild nicht kenne und kein Maler noch Bildhauer es nachbilden könnte, leicht bewegen, dem Mephiſtopheles ihre Maske zu leihen. Und ſo werden wir ihn im folgenden Act als Phorkyade oder Urbild der Häßlichkeit, neben der Helena, dem Urbilde der Schönheit, wieder finden.

XL. Das Meeresfeſt oder die vollendete Naturſchönheit.

Innerhalb der Buchten des Aegäiſchen Meeres wird von den Seegeiſtern, welche den Muſchelthron der Galatea umgeben, ein Feſt gefeiert. Was der Dichter damit beabſichtige, das hat er zum Theil ausgeſprochen durch den Mund des weiſen Thales:

Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen,
Alles wird durch das Waſſer erhalten.
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,

Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Indeſſen ſind noch viele andere Gedanken in dieſer Dichtung ausgeprägt, und um dieſelben deſto ungehinderter zu verſtehen und zu genießen, wollen wir uns zuerſt klar machen, was unter den hier auftretenden Perſonen gemeint ſei. In der organiſchen Natur iſt von den Infuſorien und Mollusken an bis hinauf zu ihrer letzten und vollendetſten Bildung, dem Menſchen, nicht nur ein ſteter Zuſammenhang und Fortſchritt, dergeſtalt, daß immer die nächſt höhere Bildung durch eine vorangehende erſtrebt und angekündigt worden iſt, ſondern auch ein ſteter Trieb zur Hervorbringung des ſittlich Schönen; und auch dieſe Forderung wird von der ſich immer ſteigernden Natur in ihrer letzten Schöpfung, dem Menſchen, am vollkommenſten erreicht. Dieſe ſinnliche Naturſchönheit ſehen wir hier in der Galatea dargeſtellt, einer Venus des Meeres. Als ſolche iſt dieſelbe bereits von Philoſtratus in einem ſeiner mit Worten ausgeführten Gemälde behandelt worden, und dann auch von italieniſchen Malern, einem Raphael, einem Carracci: ſ. Bd. XXX. p. 438 n. A. „Ruhig ſchwankt die breite Waſſerfläche unter dem Wagen der Schönen: vier Delphine neben einander geſpannt ſcheinen, zuſammen fortſtrebend, von einem Geiſte beſeelt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber ſteht auf dem Muſchelwagen: das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde,

ſchwillt ſegelartig über ihrem Haupte und beſchattet ſie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchſchein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet" u. ſ. w. Dieſe Schönheit aber der Naturbildungen will gewahrt und empfunden ſein: das Thier gewahrt ſie nicht und nicht der thieriſche Menſch, ſondern der denkende und fühlende Beobachter. Darum iſt Nereus, ihr Bewunderer und begeiſterter Forſcher, zugleich auch ihr Vater, weil ſie gewiſſermaßen in ſeinem Geiſte ſich erzeugt durch ſein gegenſtändliches Denken. Wer die Vollkommenheit der lebendigen Schöpfungen der Natur mit demjenigen vergleicht was die Kunſt der Menſchen hervorbringt, dem müſſen dieſe todten Werke wie nichts erſcheinen.

Der Sonne heiligen Lebensſtrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet ſchmelzend unverdroſſen,
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß —
Zerſtörte ſie ein Erdenſtoß (z. B. den Koloß zu Rhodos):
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Und eben ſo unvollkommen iſt alles was der Menſch mit ſeiner Vernunft hervorbringt, um die bürgerlichen Vereine zu regeln und zu ſichern, im Vergleich mit dem Haushalte der Natur, und was der einzelne Menſch thut um ſein eigenes Leben nach ſeinem Willen zu geſtalten, gegenüber dem ewig ſicheren Inſtinkt aller Geſchöpfe. Darum iſt dieſer Nereus ein ſo gründlicher Verächter der verkehrten Menſchenwelt,

welcher nicht zu rathen noch zu helfen ſei, und Proteus nicht minder. Wer iſt dieſer Proteus? Bei den alten Dichtern wird er uns geſchildert als ein allwiſſendes Meerwunder, welches aber ſeine Geheimniſſe nicht entdecken mag, und wenn man ihm mit allen möglichen Gewaltmitteln zu Leibe geht, in allen möglichen Verwandlungen entſchlüpft, und die Forſcher in Stich läßt. Er iſt eine Seite der Natur, von welcher unſer Dichter ſagt: Geheimnißvoll am lichten Tag läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben, und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag, das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben. „Die Natur hat ſich ſo viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wiſſen und Wiſſenſchaft ihr nicht durchgängig beikommen oder ſie in die Enge treiben können.“ L, 73 a. A. „Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß darauf gerichtet ſein, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchriften nicht widerſpänſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.“ Daſ. 77. Einen paſſenderen Führer alſo könnte Homunculus in ſeinem Forſchen darnach, wie man entſtehen könne, d. h. wie die Natur ſchafft und von den Infuſorien an bis hinauf zu dem Menſchen ihre Schöpfungen ſteigert, ſich nicht zum Führer wählen, als dieſen alle ihre Geheimniſſe kennenden und all ihrer Willkür nachkommenden Wundermann Proteus. Nachdem der Homunculus bereits von dem Naturforſcher Thales (Goethe) belehrt iſt, daß man, um entſtehen zu können, die Schöpfung von vornen, das heißt von der unterſten organiſchen Bildung, anfangen müſſe, nach-

dem er ſodann von Proteus auf den Rücken genommen, wie Fauſt früher von Chiron, und in das Meer getragen iſt: ſo findet er dort in der Galatea die ſinnliche Schönheit, ſo wie Fauſt die Kunſtſchönheit in der Helena gefunden hat, und ſo wie er ſie erblickt in ihrer Glorie, ſo zerſchellt er, hingeriſſen von ihrer Herrlichkeit, ſein Glas am Fuße ihres Muſchelthrones: er gibt ſich auf um zu entſtehen, ſtirbt um zu werden und um ſo in tauſend und aber tauſend Normen ſtetig-fortgeſetzter Bildungen und Umwandlungen endlich zum Menſchen zu gelangen, der höchſten und letzten Geſtaltung irdiſchen Lebens.

Wenden wir uns von hier aus zu dem Menſchen hinüber, dieſem vom Inſtinkt erlöſten höchſten Produkte der Naturſchöpfungen. Seiner Vernunft, wie es ihr auch immer dabei gelingen möge, bleibt doch die Aufgabe, in allem was ſie erſinnt und einrichtet, die Natur nachzuahmen, eine zweite Natur in der Natur zu erſchaffen, ſogar eine höhere Natur gleich dem Dichter und Künſtler. „Die Künſte bringen auch vieles aus ſich ſelbſt hervor und fügen anderſeits manches hinzu, was der Natur an Vollkommenheit abgeht, indem ſie die Schönheit in ſich ſelbſt haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts ſinnlich Erblickliches nachahmte, ſondern ſich einen ſolchen in den Sinn faßte, wie Zeus ſelbſt erſcheinen würde wenn er unſeren Augen begegnen möchte.“ III, 222 a. A. Von dem rohſten Fetiſch aber bis zu einem olympiſchen Zeus von der Hand eines Phidias iſt ein eben ſo großer Abſtand, wie von den Mollusken bis zur Menſchengeſtalt, und die menſch-

liche Kunſt hat auch dieſe Bahn durchlaufen. „Nun gibt es aber bloß zwei wahre Religionen, die eine die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, und die andere die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet (d. h. das Chriſtenthum und das Griechenthum). Alles was dazwiſchenliegt iſt Götzendienſt“ (z. B. die Religion der Aegypter). III. p. 227 n. A. Unſer Dichter hat in dem Meeresfeſte den Entwicklungsgang der Naturbildungen in fortwährender Steigerung bis zur ſchönen Menſchengeſtalt mit dem Entwicklungsgang der Kunſt in den Natur-Religionen vom Fetiſch bis zur Kunſthöhe eines Phidias parallel geſtellt.

Wir finden daher in dieſer Dichtung zweierlei Feſte dargeſtellt, ein götzendieneriſches, bei welchen die Kabiren, die topfgeſtaltigen urſprünglich ägyptiſchen Götter, von Samothrake, woſelbſt man ſie verehrte, herbeigeholt, und im Triumphe aufgeführt werden, und dieſem Götzendienſte gegenüber ein vernünftig-ſchönes Feſt, in welchem die Galatea von den Telchinen und anderen ihrer würdigen Weſen gefeiert wird. Dieſe Telchinen ſchildert Pindar Ol. VII, 93 als die erſten vollendeten Künſtler auf der Inſel Rhodos. Als die Göttin der Vernunft, der Kunſt und Wiſſenſchaft, Pallas Athene, aus dem Haupte des höchſten Gottes entſprungen war, ſo mahnte der Kunſtbildner unter den Göttern, Hephäſtos, die Telchinen, ihr ſogleich die erſten Opfer darzubringen: und ſie ſchenkte dafür „Auszeichnung in jeglicher Kunſt vor allen irdiſchen Menſchen den bildenden Meiſterhänden jener Künſtler:

„Werke ſchwebten auf den Straßen
Lebenden Wandelnden gleich. Ja, ihr Ruhm
Dehnte ſich weit.“

Außer den Telchinen finden ſich auch die Pſyllen und die Marſen als Verehrer der Galatea ein. Das waren nach Plinius h. n. VII, 2 einſt Schlangenbeſchwörer, mithin Bändiger der thieriſchen Natur, und die Pſyllen haben noch obendarein Grund, die Venus des feuchten Elementes zu verehren: denn ſie waren, an der Sandwüſte Afrika's wohnend, als ſie einſt beim Vertrocknen aller Quellen gegen den Samum zu Felde zogen, vom heißen Sand der Wüſte verſchüttet und begraben worden. Jetzt läßt der Dichter ſie ſammt den Marſen in den Höhlengrüften der Inſel Kypren (woſelbſt die Venus verehrt wurde) den Wagen der Galatea bewahren, und denſelben immer bei dem Säuſeln kühler Nächte auf den Wellen umherführen. Sie leben dort in jenen Erdgrüften, umweht von ewigen Lüften, in ſtillbewußtem Behagen ein paradieſiſches Leben, ungeſtört von Erdbeben und Meeresſtürmen, unbekümmert um den Streit von Mond und Kreuz (Muhamedismus und Chriſtenthum), von Adler und Löwe (Land- und Seeherrſchern), worin man da droben auf der Erde ſich wechſelsweiſe überwindet und todtſchlägt. So ſtehen ſie, als Verehrer der ſchönen ſinnlichen Natur, den Telchinen gegenüber, als den Künſtlern oder Hervorbringern der höheren oder Vernunft-Natur. Den Triumphzug der Galatea begleiten endlich drittens ihre Schweſtern, die Doriden, gleichſam verklärte Nereiden, welche letztere dem Götzendienſt verfallen ſind. Jene „derben wilden“ Nerei-

den, welche vergeblich beweiſen wollen daß ſie mehr als Fiſche ſeien, haben ſich mit den Schätzen von Schiffbrüchigen geſchmückt, und dieſe Schätze ſind ihnen von den verführeriſchen Schönen, den Sirenen, herbeigeſungen worden. Das iſt ihre ganze Kunſt. Dagegen haben die zärtlichen Doriden, die Grazien des Meeres, ſich in ſchöne Schifferknaben verliebt, welche ſie aus der Brandung gerettet haben, und haben mit mitleidig-menſchlichen Gefühlen dieſelben auf Schilf und Moos gebettet zum Lichte heran aufgewärmt. Sie möchten dieſelben gerne behalten und unſterblich machen: allein das Schickſal will es nicht. Es wird uns hier die Wahrheit veranſchaulicht, daß in der Natur kein Beharren ſei, ſondern ewig alles ſterben muß um zu leben, vergehen um im Sein zu beharren. Uebrigens hat dem Dichter hier die Fabel von der Aurora und dem Tithonos vorgeſchwebt: denn dieſe Göttin konnte nicht verhindern, daß ihr Liebling, dem ſie die Unſterblichkeit erbeten hatte, nicht zur Heuſchrecke alternd zuſammenſchrumpfte. Und ſomit werden wir ferner aus dieſer Dichtung entnehmen, daß die Natur zwar die höchſte Schönheit bilden, aber nur Momente lang erhalten kann: denn nur bis zum Mannesalter nimmt die Schönheit zu, dann beginnt ſogleich auch ihr Verfall: darum ſagt Nereus

Mögt euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch zum Mann:
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.

XLI. Der Fetiſch deutſcher Gelehrten.

Es iſt endlich Zeit daß wir das Meeresfeſt von Anfang bis zu Ende betrachtend beſchreiben. Wir führen mit uns drei Beſchauer heran, den Naturforſcher Thales, welcher als das erſte unter den Elementen das Waſſer erkannte, den vielgeſtaltigen Wundermann Proteus, und den entſtehungsbedürftigen Homunculus. Das Zuſammenwandeln dieſer Dreie nennt Homunculus ſelbſt einen „dreifachmerkwürdigen Geiſterſchritt.“ Berückſichtigen wir, daß Thales das Waſſer bevorzugt, Homunculus ein Feuergeiſt iſt, Proteus alle Tiefen des Meeres kennt, ſo erſcheint uns ihre Vereinigung wie eine Vorbereitung auf die Schlußverſe:

Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeid allhier
Elemente ihr alle vier!

Die Sirenen, auf Klippen am Meere herumgelagert, dienen dem Dichter mit ihrem Geſang vielfach als Ankündiger und Beſchreiber deſſen, was bei dieſem Feſte vorgeht. Dabei verleugnen ſie ihre Natur nicht: denn ihr Geſang iſt noch eben ſo verführeriſch wie damals, als Odyſſeus vor ihm die Ohren verſtopfen mußte. Wir werden hier wieder an die Fiſcher- und Schiffermährchen erinnert (ſ. Briefe an Zelter 11. Septbr. 1811), deren Sinn die verführeriſche Lieblichkeit der ruhigen, den Himmel ſpiegelnden, Waſſerfläche iſt mit

ſeiner tückiſchen Grauſamkeit, und an das Hineinziehen ſo mancher ſchönen Knaben durch verliebte Nixen.

Dieſe Sirenen alſo eröffnen die Scene. Ihr Flöten und Singen, indem es das weite Meer durchdröhnet, ruft die Bevölkerung aus den Tiefen hervor, welche vor den Stürmen zu den Tiefen hinabgewichen war. Es erſcheinen aber zuerſt die Nereiden und die Tritonen, geſchmückt mit goldenen Ketten, Kronen und Edelgeſteinen, Spangen und Gürteln, welche ſie von geſcheiterten Schiffen erbeutet haben. Dieſe Fiſchweſen mit Fiſchſchwänzen wollen dennoch heute beweiſen, daß ſie mehr als Fiſche ſeien: und darum machen ſie ſich ohne Weiteres auf nach Samothrake hin, um auf Chelonens (einer Schildkröte) Rieſenſchilde die Kabiren, als anbetungswürdige Götter, herbeizuholen. So wird uns alſo zuerſt der Götzendienſt vorgeführt, um den Gegenſatz zwiſchen vollkommneren und unvollkommneren Naturweſen ſowohl als auch Kunſtepochen darzuſtellen und den Fortſchritt von dem einen zu dem anderen Standpunkte. Zugleich aber iſt darin eine Satyre enthalten auf den mythologiſchen Fetiſchdienſt, welchem Schelling und Creuzer in ihren Unterſuchungen über die Kabiren gehuldigt haben. Das ſeien, heißt es, wunderſam eigenthümliche Götter, die ſich immerfort ſelbſt erzeugen und niemals wiſſen was ſie ſind. Denn Schelling hatte geſagt, ſie ſeien eine aufſteigende Reihe geiſtiger Mächte, die vom Dunkel zum Lichte, vom Geſtaltloſen zur Geſtalt, vom Bewußtloſen zum Bewußtſein, von der Sehnſucht zur Befriedigung allmählich durchdringend ſich ſelbſt erzeugen und gebären. Darum heißt es hier

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Creuzer glaubte drei dieſer Götter enträthſelt zu haben, mit dem vierten aber noch nicht recht im Reinen zu ſein. Neben dieſer Vierzahl wollte er aber auch eine Achtzahl entdeckt haben: mit dem achten war es aber wiederum nicht ganz richtig. Und auch Schelling kommt, indem er von Vieren ausgeht, zuletzt auf ein Collegium von ſieben, und dieſe Siebenzahl ſollte ſich in Jupiter als Einheit auflöſen. Darum heißt es:

Drei haben wir mitgenommen,
Der vierte wollte nicht kommen.
Er ſagte, er ſei der Rechte
Der für ſie alle dächte.
Sind eigentlich ihrer Sieben.
„Wo ſind die drei geblieben?“
Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen:
Dort weſt auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dann wird die heidniſche Frömmigkeit dieſer Forſcher geprieſen, und ihr Verdienſt über das der Helden, welche einſt das goldne Vließ wiedergebracht haben, emporgehoben:

Wir ſind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond,
Hinzudeuten — es lohnt!

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms:
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren!

Weil aber Creuzer dieſe Kabiren ſich auch als Aegyptiſche Kruggötter in Geſtalt bauchiger Töpfe gedacht hatte, ſo ſpricht Goethe in der Perſon des Homunculus:

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe:
Jetzt ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

XLII. Die Verehrung des Schönen.

Inzwiſchen hat Thales den Homunculus zu dem Meergreis Nereus hingeführt, um von ihm zu erfragen, wie dieſer entſtehen könne. Dieſer Nereus, welcher bei Horaz dem Paris, als er die geraubte Helena nach Troja entführt, alle die Folgen ſeiner ſündhaften That in einem prophetiſchen Geſichte zeigt, auch dem Ulyſſes alles was er und ſeine Genoſſen bei dem Kyklopen und bei der Circe zu leiden haben würde vorausgeſagt hat, und von beiden nicht gehört worden iſt, hat das Rathgeben und Warnen bei Menſchen ein für alle Male verſchworen, und will überhaupt durch das Denken an die Verkehrtheiten und die daraus entſpringenden Qualen der Menſchen, welche ſich Gottähnlichkeit

einbilden, ſich ſeine Freude an der Betrachtung der reinen heiligen Natur nicht verkümmern laſſen. Das iſt Goethe's öfter als einmal ausgeſprochene Geſinnung, z. B. bei Eckermann B. II. p. 264 und Gedichte B. II, 250.

Willſt du der getreue Eckart ſein
Und jedermann vor Schaden warnen:
'S iſt auch eine Rolle ſie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Nereus verweiſt daher die Fragenden an den Proteus. Dieſer Proteus iſt neugierig wie ein Fiſch, und wird wie dieſe auch durch den Lichtſchein angelockt. Nachdem er zuerſt in Geſtalt einer Rieſen-Schildkröte genaht iſt (denn die Schildkröten pflegen des Nachts bei Mondſchein an's Land zu kommen), ſo thut er es dem Bitten ſeines Freundes Thales zu Liebe, in menſchlicher Geſtalt zu erſcheinen. Das Weſen des Homunculus intereſſirt ihn ſehr, und wie er demſelben zu ſeinem Zweck verhelfe, iſt bereits geſagt. Die drei ſehen nun der Proceſſion zu, oder dem Triumphzuge in welchem die Fürſtin Galatea herbeiſchwebt. Das iſt ein anderer vernünftigerer Gottesdienſt und eine würdigere Proceſſion als die der Kabiren: auch ſind die Verehrer keine Fiſche, ſondern kunſtſinnige Weſen in Menſchengeſtalt. Denn ſtatt der Tritonen treten die Telchinen auf, und ſtatt der Nereiden die Doriden, die Grazien des Meeres. Die Telchinen auf Rhodos haben dem Neptun ſeinen Dreizack geſchmiedet, mit welchem er die Wellen ebnet, und haben überhaupt zuerſt Götter in würdiger Menſchengeſtalt aufgeſtellt. Daß ſie den Sonnengott vor allen verehren, welcher

ihre Inſel erhellt und die Nebel verſcheucht, und daß ſie den Neptun ſich gerne gewogen machen, der ihre Inſel mit dem Wogengürtel umſchlingt, das iſt menſchlich und vernünftig, und weit verſchieden von dem dummen Glauben an Kruggötter, welche ſelber nicht wiſſen was ſie ſein wollen. Zwar ſpottet Proteus auch ihrer Bemühungen, als ein einſeitiger Verehrer der Natur. Indeſſen ſeitdem die Elohim geſagt haben „Laſſet uns Menſchen machen, ein Bild das uns gleich ſei," haben auch die Menſchen das Recht Götter zu machen, ein Bild das ihnen gleich ſei: und thun ſie das auch nicht überall in Stein und Erz, ſo thun ſie es doch in den Bildern der Sprache: und eine Religion wird immer um ſo vollkommener ſein, je würdiger dieſe Bilder von Gott und den göttlichen Weſen in idealer Menſchengeſtalt gerathen ſein werden. Die Telchinen nun eröffnen den Triumphzug der Galatea, auf Hippokampen (Fiſchpferden) und Meerdrachen reitend, und dabei den Dreizack handhabend. Nach ihnen kommen die Pſyllen und Marſen, auf Meerſtieren, Meerkälbern und Widdern ſitzend.

Während nun die Venus des Meeres auf ihrem Muſchelwagen heranſchwebt, ſieht man den Mond mit einem Ring von Wölkchen umgeben. Das pflegen wir Menſchen einen Hof zu nennen. Allein die Geiſter wiſſen das beſſer: es ſind brünſtige Tauben, weiß wie Licht, welche, den Muſchelwagen der Galatea begleitend, die Luft erfüllen. Die Tauben waren der Venus heilig, und wurden auf Kypren ihr zu Ehren gepflegt. Und gleichwie dieſe Tauben in ihrem warmen Neſte ſich brütend erhalten, alſo wird der Wagen

der Galatea ſelbſt in den Höhlengrüften der Inſel, ungeſtört von allem was hier oben „ſich wechſelnd wägt und regt, ſich vertreibt und todtſchlägt," von den Pſyllen und Marſen gehütet. Dieſen Wagen nun umgeben, bald im Kreiſe geſchlungen, bald ſchlangenartig und reihenweiſe, die Nereiden und die Doriden. Doris war die Gemahlin des Nereus: darum werden die Doriden, d. h. Töchter der Doris, das Bild ihrer Mutter genannt, und der Dichter gebraucht dieſen ſonſt nicht üblichen Namen, um unter den weiblichen Seeweſen ebenfalls, wie unter den männlichen, einen Gegenſatz höherer und tieferer Cultur darzuſtellen. Denn die Nereiden bilden ſich zwar ein „verklärte Meeresfrauen" zu werden durch ihre Anbetung der Kabiren, bleiben aber doch nur derb und wild, während die Doriden, die Schweſtern der Galatea, zärtlich genannt werden, und ihre menſchlich-zarten Empfindungen auch beweiſen durch die Rettung der ſchönen Schifferknaben und ihre treue Liebe zu denſelbem. Wenn dieſe Doriden ſammt Galatea (der ſchönſten unter ihnen) Töchter des Nereus genannt werden, wenn ſie ihm hell und klar, nah' und wahr ſchimmern, ſeien ſie auch noch ſo fern, und wenn ein einziger Blick von ihnen ihn für das ganze Jahr ergötzt, und wenn er ſich ſehnt mit zu ziehen, dahin wo ſie hinziehen: ſo iſt nach der Analogie des Verhältniſſes der Helena zum Fauſt leicht zu erkennen, daß Galatea und die Doriden Ideale des weiſen Nereus ſind, des fühlenden Beobachters der Naturſchönheit, einer Schönheit, welche zwar fühllos iſt („was kümmert ſie die innere herzliche Regung!"), aber dennoch unſerer Liebe und Bewunderung

werth. Auch hat ſie kein Bleiben in ihrem ewigen Kreislaufe: allein wenn auch immerhin dieſe Schönheit nur Momente lang dauert, ſo hindert das doch nicht, daß ſie entzückend und beglückend ſei.

XLIII. Homunculus gelangt zu ſeinem Ziele.

Wir haben ſchon geſagt, wie Homunculus, vom Anblick dieſer Schönheit hingeriſſen, ſich ihr hingibt um zu entſtehen. Das hat, nicht bloß vom phyſiſchen Leben ſondern auch vom geiſtigen verſtanden, einen tiefen Sinn. „Denn unſer ganzes Kunſtſtück, ſagt Goethe, beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben um zu exiſtiren.“ III, 191 n. A.

Sagt es niemand, nur dem Weiſen!
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebendige will ich preiſen,
Das nach Flammentod ſich ſehnet u. ſ. w.

Dem Homunculus wird ſogleich behaglich zu Muthe, ſo wie er nur den grunelnden*) Meeresduft ſpürt. Im weiten Meere muß er beginnen wo der freiſte Spielraum iſt. Da fängt man erſt im Kleinen an, und freut ſich Kleinſte zu ver-

*) Weſtöſtl. Divan

Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich daß es grunelt riechen!

ſchlingen, und wächſt ſo nach und nach heran. „Komm' geiſtig mit in feuchte Weite, ſagt Proteus, da lebſt du gleich in Läng' und Breite. Da regſt du dich nach ewigen Normen durch tauſend abertauſend Formen, und bis zum Menſchen haſt du Zeit.“ Iſt man aber einmal bei dieſem Ziele angelangt, dann hören die Metamorphoſen auf, und nichts Höheres iſt mehr zu erreichen, als ein Fortleben unter bleichen Geiſterſchaaren, mittelſt einer tüchtigen Perſönlichkeit welche kein Zahn der Zeit mehr aus der Erinnerung der Nachwelt wegtilgen kann. Daß dann Homunculus, nachdem er an Galateas Muſchelwagen ſein Glas zerſchellt hat, als phosphoriſches Leuchten in den Wellen funkelt, welche ihren Muſchelwagen umſpielen, das iſt nicht ſymboliſch ſondern buchſtäblich zu verſtehen, weil in dieſem Leuchten wirklich eine Begeiſtung der Wogen zu erkennen iſt und die erſte Belebung organiſcher Zeugung. Das beſagen die Worte: „Als wär' er von Pulſen der Liebe gerührt“ und „So herrſche denn Eros der Alles begonnen,“ womit man folgendes Epigramm zu vergleichen hat:

Du erſtaunſt und zeigſt mir das Meer: es erſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht: das Meer gebar Aphroditen (Galateen),
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

XLIV. Helena wird aus dem klaſſiſchen Lande verdrängt.

Das Schauſpiel Helena iſt von unſerem Dichter ſelbſt eine Phantasmagorie genannt worden, womit geſagt iſt, daß man die Perſonen und die Vorgänge alle als nicht wirklich vorhandene, ſondern gleich Geſichts-Täuſchungen nur als Rückſtrahlung von Wirklichem zu betrachten habe. Gleich wie in Träumen Erlebtes und Gekanntes mit Eingebildetem ſich in ſeltſamer Weiſe zu miſchen pflegt, und dabei die Zeiten und die Räume verwechſelt oder zuſammengezogen erſcheinen: alſo geht es auch in unſerer Dichtung her, dergeſtalt, daß die Perſonen und die Vorgänge alle einen doppelten Charakter, einen wirklichen hiſtoriſchen und einen fingirten bildlichen tragen, dieſe beiderſeitigen Charaktere aber untrennbar in einander gewebt ſind. Die Helena iſt die wirkliche, von dem eroberten Troja wiedergewonnene, und wiedernm nicht die wirkliche, ſondern ein bloßes Phantom, welches der ganzen Welt angehört, vornehmlich aber Griechenland, in welchem es zuerſt erblickt worden iſt. Dieſes Griechenland iſt Griechenland, und wiederum nicht das bloße Griechenland, ſondern zu ganz Europa erweitert. Denn indem letzteres ſich in ihm, d. h. in der klaſſiſchen Welt, eingebürgert hat, haben ſich die Landſchaften des alten Hellas in die Länder Europas verwandelt, in denen nun Sachſen, Franken u. ſ. w. wohnen: folgerecht wird nun Sparta, die urſprüngliche Heimath der Helena, das

ganze alte Griechenland repräſentiren müſſen. **Menelas**, der einſtige Gemahl der Helena, iſt theils derjenige welcher ſie vom eroberten Ilion zurückgebracht hat, und theils, gegenüber den germaniſchen Rittern, der ſeeräuberiſche entartete Neugrieche. Selbſt Fauſt iſt nicht Fauſt allein, ſondern der Repräſentant oder König der romantiſchen Welt. Unter anderem will der Dichter in dieſem Schauſpiele den Streit zwiſchen der klaſſiſchen und der romantiſchen Welt vermitteln, und iſt darum die Handlung gewiſſermaßen eine ſinnbildliche Geſchichte der klaſſiſchen Kunſt und Poeſie von der Eroberung Troja's an bis zur Einnahme von Miſſolunghi. Darum gebraucht der Dichter in dem erſten Theile des Schauſpiels lauter griechiſche Versmaße, ſtimmt auch in der Sprache den Ton der griechiſchen Dichterſprache an, und bedient ſich der ganzen Einrichtung der griechiſchen Tragödie mitſammt dem Chore. Dieſer Ton endet mit dem Auftreten des Fauſt, kommt aber ſpäter, wo immer die Umſtände es fordern, wieder paſſend zum Vorſchein.

Der Anfang des Schauſpiels iſt eine Nachahmung des Anfangs der Aeſchyliſchen Tragödie Eumeniden. **Helena**, eben von dem eroberten Troja zurückkommend, tritt vor dem Palaſte ihres Mannes Menelas in Sparta auf die Bühne, umgeben von einem Chore und einer Chorführerin. Wie ſie ſodann in das Haus eintreten will, wird ſie zurückgeſchreckt durch das Bild der am Heerde hingekauerten Phorkyas (in deren Maske, wie wir wiſſen, Mephiſtopheles ſteckt), gleichwie bei Aeſchylus die Prieſterin aus dem Tempel zurückbebt, als ſie darinnen die Furien ſchlafend gelagert ſieht. **Menelas**,

der Repräſentant des entarteten Griechenvolkes, hat ſich einem Seeräuberleben ergeben: während er ſo von der Heimath fern umherſchweifte, iſt ihm ſeine Gemahlin, die Helena, ohne ihre Schuld entführt worden: er aber hat dafür aus Kreta die Phorkyas (deren Gegentheil) hergeführt und zur Haushälterin oder Schaffnerin in ſein Haus eingeſetzt. Nun hat er zwar den Raub ſeiner Gemahlin an den Aſiaten gerächt und jene wiedergewonnen, doch ohne Liebe für ſie: ja, es hat ganz den Anſchein, als ob Helena in ſeinem Hauſe hier als Opfer ſeiner Rohheit und Rachſucht zu Grunde gehen und geſchlachtet werden ſolle. Dieſes weiß oder ſagt wenigſtens alſo die Phorkyas, und durch dieſe drohende Gefahr wird Helena ſammt ihrem Gefolge bewogen, in das Land des Ritterthums und der Romantik zu entweichen, woſelbſt ſie, mit offenen Armen von dem ihrer harrenden Fauſt empfangen, ſich mit ihm vermählt und den Euphorion gebirt, das Bild der neueſten Poeſie, wie ſie ſich beſonders in dem engliſchen Dichter Byron geſtaltet hat, der für die Wiedererweckung Griechenlands ſich opfernd in Miſſolunghi geſtorben iſt.

Helena erſcheint uns durchweg in der edlen Haltung, welche ihrem Weſen entſpricht. Trotzdem hat ſie zu klagen, daß ihr Ruf von vielerlei Gerede der Menſchen, das die Sage wachſend bis zum Mährchen ſpann, befleckt worden ſei. An ſolche Läſterungen knüpfen ſich auch die Mißreden der Phorkyas, welche, die sordidas artes im Sinne der Alten repräſentirend, ſich viel darauf zu Gute thut, daß ſie nicht ſei wie deren eine welche der Helena aus Troja mit

hieher gefolgt ſind. Das iſt allerdings eine leichtfüßige Geſellſchaft, welche lieber tanzen und ſich amüſiren als arbeiten will, und überhaupt keiner Anſtrengung in keiner Weiſe fähig iſt: allein da das Leben in Erholung und Arbeit getheilt ſein muß, und da die Erholungsſtunden durch das Spiel der ſchönen Künſte, denen ſie dienen, am zweckmäßigſten und würdigſten ausgefüllt werden, ſo ſind auch ſie gegenüber der Phorkyas in ihrem Rechte. Höher als die ganze Schaar ſteht die Chorführerin Panthalis (deren Perſon und Namen Goethe aus einem Gemälde Polygnots genommen hat: ſ. B. XXX. S. 124) aber am höchſten hebt ſich auf dieſer Folie, gleich einem reinen Demant, der erhabene Charakter der Helena. Helena erzählt, wie ſie auf ſchaukelnden Wogen des Meeres vom Phrygiſchen Blachfelde (wo Troja lag) auf dem ſträubigen (von Wogen geſchwellten) Rücken der See durch die Gunſt Poſeidons (Neptuns) und die Kraft des Euros (Oſtwindes) in die vaterländiſche Bucht getragen worden ſei. Nun begrüßt ſie das Haus, welches einſt ihr Vater Tyndaros nach ſeiner Rückkehr aus Athen (dem Hügel der Pallas Athene) am Bergesabhang gebaut hat, und wo ſie mit ihren Geſchwiſtern, dem Kaſtor und Pollux, ſpielend aufwuchs, dann den Menelas ehlichte, endlich, als ſie einſt einer heiligen Pflicht gemäß zum Tempel der Venus gieng, von dem phrygiſchen Räuber ergriffen und nach Troja entführt worden ſei. Menelas mit ſeinen Kriegern weilt noch an der Küſte im Hafen, und hat (wie er das auch bei Euripides thut) die Helena einſtweilen vorangeſchickt. Von ihm

gilt nicht was der Chor ſagt, daß auch der trotzige Sinn des Helden ſich beuge vor der allbezwingenden Macht der Schönheit. Denn ſein ganzes Weſen und Benehmen während der Reiſe muß der Helena ſehr bedenklich erſcheinen, ſo daß ſie nicht weiß, ob ſie als Gattin und Königin hier einziehen, oder ein Opfer ſeiner Rache werden ſoll. Zwar hat er ihr aufgetragen, die Mägde ſammt der alten Schaffnerin zu muſtern ſammt den Schätzen, die der erwerbſüchtige Menelas theils geerbt und theils erbeutet hat: doch zugleich hat er ihr geboten, Dreifüße, Keſſel, Schalen und Teller ſammt reinem Waſſer in Krügen und trockenem Holze zu einem Opfer bereit zu halten, auch ein gutgeſchliffenes Meſſer zurecht zu legen, und dabei doch nichts von einem Opferthiere geſagt, ſo daß ſie faſt befürchten muß, ſie ſelber ſolle das Schlachtopfer ſein. Trotzdem will ſie ſich dem Befehle fügen, hoffend daß der Himmel von ihrem Halſe, ſo wie einſt von dem der Iphigenia, das Beil ſelbſt noch im Niederfallen abwehren werde. So ſchreitet ſie beherzt zu den Stufen des Königshauſes, des lang entbehrten und viel erſehnten, hinan, und tritt in den Binnenraum. Aber nach einer Weile, binnen welcher der Chor das Glück der Heimkehr preiſt, ſiht man ſie voll edlen Zornes mehr als mit Beſtürzung daraus zurückkehren: denn ſie hat darinnen, zwiſchen der öden Schweigſamkeit des ganz von aller Dienerſchaft geräumten Hauſes, am Schooß des Herdes bei ſchwachglimmender Aſche, am Boden ein verhülltes großes Weib ſitzen ſehen, welches, von ihr angerufen, nachdem es lange unbeweglich geſeſſen, endlich bloß ſchweigend die

Hand erhob, als wolle es ſie von Herd und Halle hinwegweiſen. Als darauf Helena zürnend hinwegeilte und zum Frauengemach und zur Schatzkammer hinaufſteigen wollte, da riß ſich das Ungethüm vom Boden los, ihr gebieteriſch den Weg vertretend, und zeigte ſich in hagerer Größe, hohlen blutigtrüben Blicks und häßlicher Geſtalt. Während Helena dieß erzählt, tritt die Phorkyas ſelbſt unter die offen gelaſſene Pforte, und zeigt ſich auf der Schwelle dem Chor, welcher ſein Entſetzen über die Erſcheinung des Schenſales in einem prächtigen Chorgeſang ausſpricht. Darin iſt beſonders der Gedanke von Bedeutung, daß Phöbus, der reine Gott des Sonnenlichtes, die Häßlichkeit ſo wenig je als den Schatten erblicke, nur wir Sterblichen genöthigt ſeien den Augenſchmerz zu ertragen, welchen das Verwerfliche, Ewigunſelige den Schönheitsliebenden verurſacht. Die Phorkyas gibt dieſe Schmähungen in reichlichem Maße zurück. Es ſei ein altes Wort, ſagt ſie, daß Schaam und Schönheit nie zuſammengehen, ſondern, wo ſie ſich begegnen, immer die eine der anderen den Rücken kehre und ihres Weges weiter gehe, die Schaam betrübt, die Schönheit aber frechgeſinnt. Uebrigens achte ſie auf die Schmähungen dieſer Fremden ſo wenig als ein Wanderer auf das Gekrächze einer Wolke von Kranichen über ſeinem Haupte. Wer ſeid ihr denn, ſo fährt ſie fort, daß ihr gleich Betrunkenen hier vor dem Hauſe tobend die Schaffnerin anbellen dürft, wie der Hund den Mond? Du kriegerzeugte, manntolle, verführte und verführende Brut, die des Kriegers und des Bürgers Kraft entnervt! und die gleich einem

Schwarm von Heuſchrecken ſich auf die Felder ſtürzt und den aufgekeimten Wohlſtand vernichtet! So wird hier der Streit zwiſchen dem Nützlichkeits- und dem Schönheitsprinzip durchgefochten, welcher, ſo lange die Welt ſteht, eben ſo wenig je raſten wird, als der verwandte Streit zwiſchen dem Nützlichkeits- und dem Bildungsprinzip, welcher in unſeren Tagen noch täglich wie in den Tagen des Euripides erneuert wird. Wenn dabei dieſe Dienerinnen der Helena eine kriegerzeugte ſchlachterzogene junge Brut, eine eroberte marktverkaufte und vertauſchte Waare genannt werden, ſo iſt auch das richtig. Denn der Mars buhlt mit der Venus ſchon bei Homer; der Kriegerſtand, wenn er nicht zu kämpfen hat, ergibt ſich gerne dem Genuß, wie ſchon das Beiſpiel der alten Germanen beweiſt, und der Krieg befördert die Sittenloſigkeit und verſchlingt den Wohlſtand, nicht allein durch ſeine Verheerungen ſondern auch durch den überhand nehmenden Leichtſinn. Denn von der Beute der Krieger heißt es wie gewonnen, ſo zerronnen, und bei der allgemeinen Unſicherheit jedes Beſitzes fängt auch der Bürger und Bauer an zu denken: darum laßt uns heute leben, morgen können wir's nicht mehr. Zwiſchen dieſen Streit tritt Helena vermittelnd mit der ihr zuſtehenden Würde, rühmt von ihren Dienerinnen, daß ſie ihr das ſeien was ſie ſein ſollen, Tröſterinnen und Erheiterinnen in trüben Tagen, läßt auch der Schaffnerin Recht widerfahren, aber weiſt ſie in ihre Schranken zurück. Allein die Phorkyas iſt nicht ſo bald beſiegt. Das Recht, den Hausgenoſſen zu drohen, ſtehe nur derjenigen Gattin zu, die es durch langjährige kluge Ver-

waltung des Hausweſens verdient habe. Wolle aber Helena dennoch die Zügel ergreifen, ſo möge ſie doch vor allem die ſchlecht befiederten ſchnatterhaften Gänſe zurecht weiſen. Daraus entſteht ein gegenſeitiges Läſtern, wo Pfeil auf Pfeil hinüber und herüberfliegen. Die Mädchen werfen der Phorkyas ihre Häßlichkeit vor, ihre Abſtammung von den Ungeheuern welche aus der Urnacht entſprungen ſind, ihr Alter, ihre Magerkeit: die Phorkyas ihnen dagegen ihren Unverſtand, ihre Buhlerei, ihre Verſchwendung, und vergleicht ſie dabei mit der Scylla, deren Leib von bellenden Hunden beſetzt war, und mit Vampyren, welche (wie in Goethe's Braut von Korinth) ihren Geliebten im Schlafe das Blut ausſaugen; ſagt ferner, ſie ſollen ihre Sippſchaft im Orcus aufſuchen, worunter ſie wohl die Lamien verſteht, ſie ſeien von den allverſchlingenden Harpyen im Unflath aufgefüttert, wären im Stande ſelbſt den alten Seher Tireſias buhlend anzugehen u. ſ. w.

LXV. Helena wird noch einmal entführt.

Bei Aufregung aller dieſer Bilder beginnen der Helena die Sinne zu ſchwinden, daß ſie ſich ſelbſt wie ein bloßes Idol vorkommt, was ſie auch wirklich iſt. Bereits in ihrem zehnten Jahre ſoll ſie von Theſeus entführt und in die Burg ſeines Freundes nach Attika gebracht worden ſein. Von dort

befreit durch ihre Brüder Caſtor und Pollux, ſah ſie ſich dann von allen den ausgezeichnetſten griechiſchen Helden zugleich umworben, und während ſie ihre Gunſt dem Freunde Achills, dem Patroklos, zuwandte, wurde ſie durch den Willen ihres Vaters dem philiſterhaften Nutzenmenſchen und Seeräuber Menelas mitſammt dem Thron übergeben. Während dieſer Nimmerſatt, um Kreta zu erobern, lange fern vom Hauſe war, wurde ſie in dieſer Wittwenſchaft von dem Trojiſchen Prinzen Paris geraubt. Allein ſchon damals hatte ſie eine Doppelgängerin: denn während ihr Bild die Helden zum Krieg um Ilion entzündete und dieſe Stadt einäſcherte, ſoll die wirkliche Helena von den Göttern nach Aegypten gerettet worden ſein, woſelbſt ſie Menelas vom König Proteus wiedergewann (Inhalt der Tragödie Helena des Euripides). Endlich ſoll Achill ſelbſt aus dem Schattenreich wiedergekehrt ſein, um ſich mit ihr auf der Inſel Leuke im Pontus zu vermählen, woſelbſt er als Heros verehrt wurde. Und jetzt iſt ſie eben ſo aus dem Hades wiedergekehrt, und ſcheint ſich ſelbſt ein Idol zu ſein, gleich dem Luftgebilde, welches bei Troja die Helden verrückt machte.

Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr u. ſ. w.

Alſo ſinkt die Geſtalt aller Geſtalten, welche die Sonne jemals beſchienen hat, ohnmächtig dem Chor in die Arme, und droht wieder zu den Schatten hinab zu entſchweben vor dem giftigen Hauche der Mephiſtopheles-Phorkyas, dem

Wolf im Schaafspelze, welcher, alles Schlimme der Vergangenheit aufregend, zugleich mit dem Glanze der Gegenwart auch den heiteren Blick in die Zukunft umdüstert. Jetzt erscheint endlich die Schmähsucht der Phorkyas gesättigt. Mit schönen Worten preist sie auf einmal Helenen als die herrliche Sonne dieses Tages, die, von flüchtigen Wolken verhüllt, wieder in entzückendem Glanz hervortrete, und mit holdem Blick die Welt anschaue, welche sich ihrem Licht entfalte. Denn, setzt sie hinzu, schilt man mich auch für häßlich, so kenn' ich doch das Schöne wohl. Wir dürfen dieses Lob für ernstlich gemeint ansehen: denn so wie das Gewissen jedem Sünder in gewissen Stunden die Wahrheit sagt, so muß diese Wahrheit auch den Neid einer Phorkyas einmal wenigstens auf Augenblicke durchbrechen. Freilich nur auf Augenblicke: denn sie hat nur getröstet um auf's Neue zu schrecken. Da nämlich Helena nun das befohlene Opfer bereiten will und nach dem Opferthiere fragt, wird ihr von der Phorkyas versichert, daß sie, die Königin, selbst gemeint sei. Und während Helena und ihre Frauen erstaunt dastehen, klatscht die Phorkyas, in welcher sich nun deutlich die Natur des Mephistopheles offenbart, in die Hände: darauf erscheinen an der Pforte vermummte Zwerggestalten, denen er befiehlt, den Tragaltar, das Beil, das silberne Becken, die Wasserkrüge herbeizutragen, und den Teppich hinzubreiten, auf welchem das Opfer niederknieen soll. Das alles ist bloß List, um die Helena, deren Loos es einmal ist, Entführungen zu leiden, in's Land der Romantik zu bringen. Denn als die Chorführerin der Phorkyas die Be-

leidigungen abzubitten beginnt, als der lebensluſtige Chor ſelbſt mit ſchmeichelhaften Worten um Rettung bittet, und Helena mit Würde einſtimmt; da beginnt die Phorkyas, wiewohl immer noch mit Seitenhieben auf die Nichtsnutzigkeit der Helena und mit Herausſtreichung ihrer eigenen Verdienſte um die Haushaltung, zu erzählen, daß, während das Land durch die Schuld des Menelas und ſeiner Gemahlin ſo lange Zeit verlaſſen und herrenlos war, ſich im Norden deſſelben ein kühnes Volk angeſiedelt habe, aus dem düſteren Norden gekommen, und unerſteiglich feſte Burgen aufgethürmt, von denen aus es Land und Leute placke. Sie ſtehen unter einem Herren, einem munteren, kecken, wohlgebildeten und keineswegs barbariſchen Mann*), der von den Unterworfenen bloß Freigeſchenke als Tribut fordert. Seine Burg gleicht nicht dem Kyklopen-Gemäuer in Myken; denn ſenk- und wagrecht ſtrebt ſie himmelan, ſo ſpiegelglatt wie Stahl. Und innen ſind große Raumgelaſſe, rings mit Baulichkeit umgeben. Da ſieht man Säulen und Säulchen, Bögen und Bögelchen, Altane, Galerien und Wappen als ererbte Abzeichen von den Urahnen her, und dieſe ſind reihenweiſe aufgehängt in weiten Sälen, in denen es eine Luſt iſt zu tanzen. Und Tänzer gebe es goldgelockte friſche Buben in Jugend duftend, wie Paris, als er die Helena verführte. Mit ſo ei-

*) Keineswegs menſchenfreſſeriſch, ſetzt die Phorkyas hinzu, wie mancher Held vor Ilium ſich erwieſen hat: vgl. Il. XXII, 345 wo Achill dem ſterbenden Hektor zuruft, er möchte ſein Fleiſch zerſchneiden und verſchlingen für das Unheil das er ihm gethan habe.

ner Burg wolle ſie alle im Augenblick umgeben, wenn die Königin nur Ja ſage. Da dieſe zögert, ſo erinnert die Phorkyas an die Grauſamkeit des Menelas, mit welcher er den Deiphobus aus Eiferſucht verſtümmelt hat, und daß dieſelbe Eiferſucht auch jetzt wieder ihn beherrſche, indem er nie vergeſſen könne, daß, was er beſaß, einem anderen angehört habe. In dieſem Augenblick erſchrickt der Chor über einen Trompetenſtoß, welcher die Ankunft des Menelas verkündigt. Helena fürchtet weder ſo große Grauſamkeit ihres Gemahls noch traut ſie dem Widerdämon: dennoch willigt ſie ein, aus Gründen die ſie vor jedermann verbergen will, wahrſcheinlich einer Ahnung, daß ihr ein neues Leben dort aufgehen werde. Jetzt verbreiten ſich Nebel: ſie verhüllen das Geſtade des Eurotas ſammt ſeinen ſanft hingleitenden Schwänen: aber dieſe Schwäne laſſen einen heiſeren Geſang hören, welcher dem ängſtlichen Chore den Tod der ſchwanerzeugten Helena zu verkünden ſcheint. Der Nebel wird ſo dicht, daß die Mädchen einander ſelbſt nicht mehr ſehen, auch nicht mehr wiſſen ob ſie am Boden trippeln oder ſchweben. In dem Nebel glauben ſie den Hermes voranſchweben zu ſehen, den wegeführenden Götterboten, der leider auch die Seelen der Geſtorbenen in den Hades hinabführt. Auf einmal ſenkt ſich der Nebel, ein bräunliches Gemäuer ſteht vor den Blicken, und man befindet ſich in einem tiefen Hofe von Mauern umſchloſſen.

XLVI. Helenens Aufnahme bei den Germanen.

Nachdem der Chor, zwiſchen Angſt und Hoffnung haltlos hin- und herſchwankend, dieſe Vorgänge, wie ſie kamen, nach einander beſchrieben hat, ruft jetzt die hochſinnige Fürſtin die Phorkyas unter dem ehrenden Namen Pythoniſſa an*), daß ſie heraustreten möge aus den Gewölben der düſteren Burg, oder ſie dem Heldenherren zum Wohlempfang ankündigen. Doch dieſe iſt verſchwunden: dagegen regt ſich in den Galerien, am Fenſter, in Portalen eine reiche Dienerſchaar, und verkündet vornehm-willkommenen Empfang der Gäſte. Und zugleich ſieht man in geregeltem Zug eine Schaar junger ſchöner Pagen zierlichen Gangs ſich herbeibewegen. Sie bringen Thronſtufen mit Teppich und Sitz und zeltartigem Umhang. Eingeladen beſteigt Helena den Baldachin, deſſen Wolkenkränze ihr Haupt überwallen. Um die Stufen herum reihen ſich die Pagen ſowohl als der Chor. Nachdem dieß geſchehen iſt, erſcheint oben an der Treppe Fauſt in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters, und kommt herunter in langſamen ehrfurchtsvoll gehaltenen Schritten. Seine wundernswürdige Geſtalt, ſeinen erhabenen Anſtand, ſein in Männerſchlacht ſowohl als im kleinen Krieg mit den ſchönſten Frauen Sieg ver-

*) Python hieß der Drache welcher das delphiſche Orakel hütete, als daſſelbe noch den Erdmächten angehörte.

ſprechendes Weſen ſetzt alle in Erſtaunen. Statt feierlichen Grußes und Willkomms bringt Fauſt einen gefeſſelten Knecht, und legt ihn der Helena, als der Herrſcherin welche allein zu ſtrafen oder zu begnadigen habe, vor die Füße. Es iſt der Thurmwart Lynkeus, d. h. Luchsauge (der Name iſt von einem Heros des Alterthums entlehnt), welcher heute ſeine Pflicht verſäumt hat, anzuzeigen was ſich der Burg nahte, und Schuld iſt, daß man der Helena nicht zu ehrenvollſtem Empfang entgegenkommen konnte. Beweiſt ſchon dieſe Handlung Fauſtens die hohe Achtung, in welcher bei dieſen Rittern des romantiſchen Mittelalters die Frauen ſtehen, ſo gibt uns das Benehmen des Lynkeus vollends einen Beweis von ihrer grenzenloſen Schwärmerei im Dienſte ſchöner Frauen. In lieblichen Reimen erzählt er knieend, wie ihm die aus ſchwankenden Nebeln hervorbrechende Sonne der Schönheit geblendet habe, ſo daß er, träumend und ſeiner ſelbſt vergeſſend, die Pflicht des Wächters verſäumte. So möge ſie denn ihn hier knieen und ſterben laſſen: der Anblick der Schönheit bändige allen Zorn. Dieß hörend, beklagt Helena ihr Geſchick, überall der Männer Buſen zu bethören, daß dieſe weder ſich noch ſonſt etwas Würdiges verſchonen. Schon einfach habe ſie die Welt genug verwirrt, und noch mehr als Doppelgängerin, nun vollends dreifach und vierfach bringe ſie Noth auf Noth. Der Dichter deutet hier auf den Streit der romantiſchen Schule und der klaſſiſchen, und innerhalb dieſes Streites wiederum auf die Bevorzugung bald der franzöſiſchen, bald der engliſchen, bald gar der ſpaniſchen Literatur. Und kaum

hat Helena dieß geſprochen, ſo fängt auch Fauſt an zu ſchwärmen, und ſind alle ſeine Mannen in der Burg von den Pfeilen der Liebe getroffen. Dieſe verehrende Liebe wird auch ſogleich zur That, indem die Männer, geführt von Lynkeus, alle die reichen Schätze, welche man in den Eroberungszügen und Schlachten der Völkerwanderung, wo man die Welt unterwarf und ausbeutete, gewonnen hat, herbeiſchleppen und der Herrin zu Füßen legen, und für alles das nichts fordern, als das Glück in ihrer Nähe weilen zu dürfen, und dann und wann einen Blick von ihr zu erhalten, bei welchem Blicke man ſich zugleich bettelarm fühlt und fürſtengleich. Denn Rubinen, Smaragden und Perlen erhalten erſt dann ihren rechten Glanz und Werth, wenn ſie die Schönheit ſchmücken, vor der ſich Reichthum und Gewalt beugen. Mit gleicher oder noch größerer Schwärmerei gebietet Fauſt die Kiſten wieder hinwegzutragen, weil ja doch ohnehin alles, was die Burg enthält, der Helena angehöre, aber drinnen allen Reichthum zu ihrer Bedienung zu verſchwenden:

— — — — Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebensloſem Leben richte zu:
Voreilend ihren Schritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Und abermals mit ſeiner Begeiſterung wetteifernd, ſpricht der Diener:

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts!

Wir müſſen hier, wo die Begeiſterung für das Kunſtſchöne in Begeiſterung für das ſinnlich Schöne oder in perſönliche Liebe übergegangen iſt, an folgende Worte Goethe's erinnern: „Dem alterthümlich Geſinnten (d. h. dem für Kunſtſchönheit Begeiſterten) würde dadurch (durch dieſe Begeiſterung) nur ein einſeitiges, ein ſittliches, Wohl zuwachſen, die äußere Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein verwandtes gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenſtand deſſelben glücklich hervorträte: wir meinen die Forderung des ſinnlich Schönen und das ſinnlich Schöne ſelbſt: denn das letzte Product der ſich immer ſteigernden Natur iſt der ſchöne Menſch. — Dieſe Schönheit wurde Winkelmann in den Schriften der Alten zuerſt gewahr: aber ſie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunſt perſönlich entgegen, aus denen wir ſie kennen lernen, um ſie an den Gebilden der lebendigen Natur kennen zu lernen und zu ſchätzen. Finden nun beide Bedürfniſſe, der Freundſchaft und der Schönheit, zugleich an einem Gegenſtande Nahrung, ſo ſcheint das Glück und die Dankbarkeit des Menſchen über alle Gränzen hinauszuſtei-

gen, und alles was er beſitzt mag er ſo gern als ſchwache Zeugniſſe ſeiner Anhänglichkeit und ſeiner Verehrung hingeben.“ Dazu füge man ferner die Verſe in der Trilogie der Leidenſchaft:

„In unſres Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben;
Wir heißens: fromm ſein. — Solcher ſel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft wenn ich vor ihr ſtehe.
Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften:
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.
Dem Frieden Gottes welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —,
Vergleich ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens:
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.“

XLVII. Helenens Vermählung mit der Romantik.

Helena ladet den Fauſt ein an ihrer Seite Platz zu nehmen: er thut es, nachdem er erſt knieend durch einen Handkuß ſeine Huldigung dargebracht hat. Jetzt iſt der Bund zwiſchen der klaſſiſchen und der romantiſchen Schönheit geſchloſſen, und beginnt deren Ausgleichung und Verſchmel-

zung. Helena empfängt von Fauſt die größere Innigkeit der Empfindungen, deren Ausdruck unter anderem auch der Reim iſt:

Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort dem Ohr ſich zugeſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.
So ſage denn, wie ſprech ich auch ſo ſchön?
„Das iſt gar leicht: es muß von Herzen geh'n.“

Dieſer Reimklang iſt mit dem Geſang und der Muſik verwandt, welche, von den Neueren zu einer dem Alterthum ungekannten Höhe ausgebildet, „Sinn und Ohr im tiefſten Grunde befriedigt.“ Während nun Helena mit gleichem Wort und Klang erwidert was Fauſt entzückt aus reinem Drang der Seele ſpricht, und wie Blick dem Blick ſo Reim dem Reime nachklingt (vgl. B. IV. p. 99), und während beide ganz in der Seligkeit des Augenblicks verloren ſind (wovon übrigens der Chor nichts verſteht, welcher noch an dem orientaliſchen Zuſtande des Weibes klebend hier nur von ſklaviſcher Hingabe des Weibes an einen Sieger redet), während ſie, ſag' ich, beide einander hingegeben, die Welt um ſich und ſich in der Welt vergeſſen, kommt plötzlich die Phorkyas hergeſtürmt:

„Buchſtabirt in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln!
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern!
Das Verderben iſt nicht weit!“

Menelaos will die zweite Entführung ſeiner Helena ſich eben ſo wenig ruhig gefallen laſſen, wie die erſte: er ziehet heran mit Heeresmaſſen, und nun ſetzt es einen Kampf der Germanen mit dem griechiſch-römiſchen Kaiſerthum. Denn man muß wiſſen, daß der Dichter unter Griechenland das ganze römiſche Reich verſteht, welches von den Germanen in der Völkerwanderung eingenommen und unterworfen worden iſt, und unter den einzelnen Landſchaften Griechenlands die Länder Europa's, und endlich dem analog unter dem Peloponnes das eigentliche Griechenland. In den Ländern des römiſchen Reiches haben die Germanen in doppelter Hinſicht ſich heimiſch gemacht, einmal, indem ſie da ſich körperlich niederließen um darinnen zu wohnen, und wiederum indem ſie ſich geiſtig darinnen anſiedelten durch das Studium ihrer Kunſt und Literatur, welche ſie ganz und gar ſich zu eigen machten. Dieſe beiden Eroberungen ſehen wir in der Anrede Fauſtens an die Heerführer ſymboliſch angedeutet, und dabei wird außerdem noch das Heldenthum der Germanen gefeiert, ohne welches jener Frauendienſt nichts werth geweſen wäre. „Denn nur der verdient die Gunſt der Frauen, der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.“ Und auch die Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften würde einestheils zur Verweichlichung und Entartung der Sitten führen ohne Verrichtung körperlicher Thaten, und anderen Theils ſogar des würdigen Stoffes entbehren, den der Held allein dem Dichter gewähren kann.

„In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,

Sie treten auf, die Erde ſchüttert:
Sie ſchreiten fort, es donnert nach."

Der Germane nimmt Korinths Geſtade, der Gothe das buchtenreiche Küſtenland Achaja in Beſitz: die Franken ziehen nach Elis, die Sachſen erben Meſſene, der Normanne reinigt die Meere und macht Argolis groß. Daß der Dichter, welcher nichts ohne Abſicht thut, nicht die Sweven, Vandalen, Alanen u. ſ. w. nennt, ſondern ſogar eingeſeſſene Stämme wie die Sachſen aufführt, das iſt eben ein Beweis, daß er nicht die Völkerwanderung, ſondern die nachherige Beherrſchung des römiſchen Reiches zur Zeit der deutſchen Kaiſer und die damit verbundene Eroberung des geiſtigen Beſitzes der klaſſiſchen Völker meint, während welcher Aneignung die Griechen immer mehr zu einem Seeräubervolke entarteten:

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern:
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Von der Art iſt es auch daß bei dieſer Beſitzergreifung und häuslichen Niederlaſſung im klaſſiſchen Lande Sparta, d. h. das eigentliche Griechenland, die Wiege der Bildung (der Königin verjährter Sitz), alle anderen Länder überthronen ſoll, ſo daß man immerfort zu den Füßen dieſer Königin, d. h. bei den alten Griechen, Beſtätigung und Recht und Licht ſuchen ſoll.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor:

Dem Erdkreis der dir angehöret
Dein Vaterland o zieh' es vor!

So wie aber der Dichter durchweg in dieſer Darſtellung die körperliche Tapferkeit mit der geiſtigen und die Länder-Eroberung mit der Eroberung der Wiſſenſchaften in einander gewoben hat, ſo paßt es auch, daß das germaniſche Lehensweſen dabei zur Geltung kommen ſoll:

Herzoge ſoll ich euch begrüßen —
(So) Gebietet Sparta's Königin —:
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſei des Reichs Gewinn.

Jetzt aber, um die Vermählung und gegenſeitige Durchdringung des klaſſiſchen und romantiſchen Weſens vollſtändig zu machen, wird eine glänzende Lobpreiſung des klaſſiſchen Landes eingewebt, in welchem Lande die Schönheit der Helena, Mutter und Geſchwiſter überſtrahlend, zuerſt aus der Schaale brach:

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund:
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.
Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind:
Wir ſtaunen drob: noch immer bleibt die Frage,
Ob's Götter oder Menſchen ſind?
So war Apoll den Hirten zugeſtaltet,
Daß ihm der ſchönſten einer glich:
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet,
Ergreifen alle Welten ſich.

Weil wir aber dabei in dem beſchränkten Griechenthum un-

möglich verharren können, weil auch „die Vortheile, welche ein durch ein paar Jahrtauſende erweiterter Geſichtskreis darbieten kann," nicht verloren gehen dürfen; ſo wird jetzt Helena von Fauſt, indem er wieder neben ihr Platz nimmt, ermahnt, die Vergangenheit hinter ſich zu laſſen: denn, vom höchſten Gott entſprungen, gehöre ſie einzig der erſten paradieſiſchen Welt an. Und eben ſo wenig als vom Griechenthum ſoll ſie von der mittelalterlichen Burg ſich umzirken laſſen: in Sparta's Nachbarſchaft liegt Arkadien, das Land idylliſcher Unſchuld: dorthin wollen ſie miteinander ziehen, um, unter Lauben ſtatt unter dem Thronhimmel ſitzend, in ewiger Jugendkraft ein arkadiſches freies Glück zu genießen. Sogleich wandelt ſich die Bühne: man erblickt geſchloſſene Lauben die ſich an Felſenhöhen anlehnen, und einen ſchattigen Hain bis an die rings umgebende Felſenſteile hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen, während der Chor ſchlafend umher verheilt liegt. Man muß ſich eine geraume Zeit verfloſſen denken als die Phorkyas auftritt, um die Mädchen aufzuwecken, von denen ſie ſelbſt nicht weiß wie lange Zeit ſie geſchlafen haben, um ihnen die Geburt des Euphorions zu erzählen.

XLVIII. Die Geburt des Euphorion.

Die griechiſchen Dichter erzählen, wie Hermes, der gewandte Diplomat unter den Göttern, ſogleich als Wiegenkind ſeine ganze Natur entfaltet habe, indem er, die Arme aus den Wickeln ziehend und wie ein Schmetterling fortſchlüpfend, dem Neptun ſeinen Scepter, dem Mars ſein Schwert, dem Apoll ſein Schießzeug, dem Vulkan ſeine Zange, ſelbſt beinahe dem Jupiter ſeinen Blitz ſtahl, ſodann dem Amor im Ringſpiel das Bein unterſchlug, und der Venus, während ſie ihn küßte, den Gürtel unter dem Buſen losmachte. So wußte man auch von Apollon, daß er, kaum geboren auf dem Felſeneilande Delos, von der Mutter nach Delphi getragen, dort im Lorbeerhain den Drachen Python todtſchoß, noch auf den Armen und am Buſen der Mutter hüpfend, und das Orakel in Beſitz nahm. Und als die Erdgöttin ihn dieſem Seherthron beeinträchtigen wollte aus Rache für ihre Tochter, ſo ſchwang ſich der göttliche Knabe zum Olymp empor behenden Fußes, ſchlang die kindliche Hand um den Thron des Vaters Zeus, und verlangte Beiſtand gegen die Macht der Erdgöttin. Der aber lächelte, daß der Knabe flugs kam, um den goldreichen Tempel zu haben, ſein Lockenhaupt nickte ihm zu, er hemmte die Orakel der Nacht, und ſtellte Ehr' und Amt dem Apollon her und den Beſitz des vielbeſuchten Tempels. Der Reichthum helleniſcher Mythen iſt ſo unendlich groß, daß ſich kaum etwas erfinden läßt, was in jener Sagenwelt nicht ſchon enthalten wäre.

Alles was je geſchieht
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage.

Und es iſt in dieſem Mährchen „die Lüge mit der Wahrheit" ſo ſinnig verſchmolzen, daß eben das Unglaubliche und Wunderbare, nach welchem der Hörer Verlangen trägt (Hören möchten wir am liebſten, was wir gar nicht glauben können) durch ſeine vernünftige Bedeutung in dem „dichtend belehrenden Wort" am meiſten anzieht. Jener Geburt und Kindheit des Hermes gleicht die des Euphorion's, welche uns jetzt von der Phorkyas erzählt wird. Gleichwie der Kaiſer Barbaroſſa drinnen im Kyffhäuſer waltet, wo geräumige Höfe und Säle ſind: alſo lebten Fauſt und Helena im Innern der Felſen und Grotten, welche die Bühne zeigt, abgeſondert von der Welt ein idylliſches Leben. Während nun die Phorkyas, ihre Magd, durch die Räume umherſchlich, heilſame Wurzeln zu ſuchen gleich einer Medea oder Hekate, ſchallte auf einmal ein Gelächter in den Höhlen-Räumen, und ein Knabe ſprang vom Schooß der Frau zum Schooß des Mannes, und wieder vom Vater zurück zur Mutter unter Gekoſe, Liebesgetändel und Luſtgeſchrei. Er glich einem nackten Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit. Er ſprang auf den Boden, und der Boden ſchnellte ihn wieder empor, immer höher bis zum Gewölbe. Vater und Mutter riethen ihm ab von dem Fluge, weil nur die Berührung des Bodens immer ſeine Kraft erneuern könne. Allein er hüpfte gleich einem geſchlagenen Ball von einer Felſenkante zur anderen, verſchwand plötzlich in einer Schlucht, kam aber bald wieder zum Vor-

ſchein mit blumenſtreifigem Gewand angethan, Quaſten und flatternden Bändern, und einer goldenen Lyra in der Hand. So trat er auf die Kante, zum Staunen und Entzücken der Aeltern: auf ſeinem Haupte glänzte ein leuchtender Goldſchmuck gleich einer Flamme übermächtiger Geiſteskraft. In dem Tanze dieſes Meiſter-Knaben alles Schönen, dem die ewigen Melodien durch die Glieder ſich bewegen, dem Tanze bei welchem ein reizendes rein melodiſches Saitenſpiel aus der Höhle erklingt und bald in vollſtimmige Muſik übergeht, iſt ſchwerlich bloß die Ueberſchwenglichkeit neuer Poeſie, ſondern noch weit mehr die Verwegenheit unſerer Muſik zu erkennen, der Muſik, welcher bereits der Boden unter den Füßen zu ſchwinden ſcheint. Bei dem Anhören dieſer allerliebſten wunderbaren Klänge werden alle, ſelbſt die Phorkyas, gerührt, ſo daß ſie zum Chore ſpricht:

Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.
Niemand will euch mehr verſtehen:
Fordern wir doch höhern Zoll!
Denn es muß von Herzen gehen
Was auf Herzen wirken ſoll.

Und der Chor, jetzt erſt ſeine alten Weiſen verlaſſend, indem er ſich wie friſch geneſen und zur Thränenluſt erweicht fühlt, ſpricht in voller Begeiſterung:

Laß der Sonne Glanz verſchwinden
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Hiemit iſt das eigentliche Weſen des chriſtlich-romantiſchen Lebens im Gegenſatz zu dem Heidenthum in der ſchönſten Weiſe ausgeſprochen.

XLIX. Entartung und Ende der neueren Poeſie.

Nach der mittelalterlichen Sage hat Fauſt mit der Helena einen Sohn Juſtus Fauſt gezeugt: nach einer griechiſchen Sage hat Achill, als Heros mit der Helena vermählt, einen geflügelten Sohn Namens Euphorion erzeugt. Sowohl der Juſtus Fauſt, als auch der Euphorion, nahmen ein ſchnelles und auch unglückliches Ende. Goethe hat, wie er ſelbſt bekannte, ſeinen Euphorion mit den Zügen des eben damals bei Miſſolonghi geſtorbenen engliſchen Dichters Byron ausgeſtattet, über welchen er am 16. July 1824 ſchrieb: „Nun aber erhebt ſich die Ueberzeugung, daß ſeine Nation aus dem theilweiſe gegen ihn aufbrauſenden tadelnden ſcheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Jahrhunderts, durch welche ſich auch der Beſte hindurch zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig geweſen, wogegen der ſtaunenswürdige Ruhm, zu dem er ſein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in ſeiner Herrlichkeit grenzenlos und in ſeinen Folgen unberechenbar bleibt.“ Nicht deßwegen, weil er den Byron übermäßig bewundert,

deſſen Fehler er ſo ſcharf wie irgend Einer erkannte (vgl. Eckermann I. 202 u. anderwärts), noch auch weil er in ihm ein Muſter der Vereinigung klaſſiſcher und romantiſcher Schönheit gefunden hatte, ſondern „weil er ohne Frage das größte Talent des Jahrhunderts ſei, und dabei weder antik noch romantiſch, ſondern eben wie der gegenwärtige Tag ſelbſt, und endlich, weil er wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er zu Miſſolonghi zu Grunde gieng, am beſten paßte“ (ſ. Eckermann I. p. 364), hat er ihm dieſe Ehre erwieſen. Uebrigens, wenn Goethe durch dieſe Wendung des Drama's der neueſten Poeſie eine unglückliche Zukunft weiſſagen wollte, ſo hat er weder darin geirrt noch in der Wahl ihres Repräſentanten. Denn wenn man ſieht, wohin es mit dieſer Anfeindung aller Ordnung, ohne welche die menſchliche Geſellſchaft doch einmal nicht beſtehen kann, gekommen iſt: ſo kann man auch, ohne gerade ein Seher zu ſein, errathen, daß die gegenwärtige Poeſie-Periode auf der Neige iſt, und eine neue Befruchtung nur von neuen Weltereigniſſen erwarten kann. Dazu kommt noch eine andere Entartung: „das Romantiſche iſt ſchon in ſeinen Abgrund verlaufen: das Gräßliche der neueren Produktionen iſt kaum noch geſunkener zu denken.“ Th. III. p. 248. Euphorion, in dem beſchriebenen Coſtüme, kommt mit Fauſt und Helena auf die Bühne. Bei ſeinem Singen und Tanzen fühlen ſich die drei als vollkommen Eins: ſeine Lieder erwecken der Aeltern Luſt und bei ſeinem Tanze hüpft ihnen das Herz. Allein ſogleich regt ſich in dem Knaben der Trieb, in alle Lüfte zu ſpringen, und von dieſem will er ſich

durch keine Bitten noch Umarmungen abhalten laſſen. Zwar eine Weile hemmt er noch ſeine überlebendigen heftigen Triebe ſo weit, daß er noch auf dem Boden bleibend mit den Schönen des Chors lieblich tanzt. Aber nach einer kleinen Pauſe beginnt er ein muthwilliges Spiel mit den Schönen, jagt und haſcht ſie wie der Jäger das Wild, die ja doch nichts weiter wünſchen, als von dem lieblichen Kinde, dem alle Herzen geneigt ſind, umarmt zu werden. Bald hernach läuft er auch von ihnen hinweg über Stock und Stein, weil das leicht Errungene ihm zuwider iſt und nur das Erzwungene ihn ergötzt. Alſo eilt er an den Mädchen mit Verachtung vorbei, und während es aus der Ferne wie Hörnerblaſen tönt, ſieht man ihn nachher die wildeſte von dem Haufen mit Gewalt herbeiſchleppen, die ſich ſträubt und ihm endlich zwiſchen den Armen wie eine hochaufloderude Flamme verſchwindet. Damit ſcheint nun erſtlich die wilde Jugend des Lords, dann ſein Treiben in London, wo er der Löwe des Tages war, bis zu dem Unglück, daß er den gewaltſamen Tod eines geliebten Weibes verſchuldete, gezeichnet zu ſein. Die Flammen, mit welchen ihn die Verſchwindende verſengte, ſucht er vergebens von ſich abzuſchütteln: darum muß er von nun an um ſo mehr die regelloſe Zerſtreuung ſuchen. „Hätte er ſich doch im Sittlichen zu begrenzen gewußt (ſo klagt Goethe bei Eckermann). Daß er dieſes nicht konnte, war ſein Verderben, und es läßt ſich wohl ſagen daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zu Grunde gegangen iſt. Er war zu dunkel über ſich: er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin, und wußte und bedachte nicht

was er that. Sich ſelber alles erlaubend, und an anderen nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. — Dieſes rückſichtsloſe Hinwirken trieb ihn aus Engelland, und hätte ihn mit der Zeit aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der grenzenloſen perſönlichen Freiheit fühlte er ſich beklommen: die Welt war ihm wie ein Gefängniß."

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir?
Bin ich doch jung und friſch!
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da:
Hör' ich doch beides fern:
Nah' wär' ich gern!

So zog er in Spanien, am Rhein, in Italien, endlich in der Türkei umher, hier über den Helleſpont ſchwimmend, dort wilde Roſſe tummelnd, bis er endlich ſein Trachten auf Griechenland ſtellte:

Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Pelops Land,
Erde- wie ſeeverwandt.

Aber vergebens hofft der Chor, daß er hier in Berg und Wald friedlich verweilen werde, während ſie ſelbſt Reben am Hügelland, Feigen und Apfelgold ſuchen wollen: denn „Krieg iſt das Loſungswort." Es iſt bekannt, wie der Lord Gut und Blut für die Befreiung der Griechen geopfert hat,

und in Miſolunghi an einem Entzündungsfieber 36 Jahr alt geſtorben iſt. Der Chor ſieht den Euphorion, nachdem er gemſenartig von Fels zu Fels immer höher geſtiegen iſt, droben im Harniſch von Erz und Stahle glänzen, und indem er ihn die kampfesmuthigen Worte ſingen hört:

Keine Wälle keine Mauern!
Jeder nur ſich ſelbſt bewahrt!
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes ehrne Bruſt.
Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch in's Feld!
Frauen werden Amazonen,
Und ein jedes Kind ein Held:

ſo rühmt er die himmelanſteigende heilige Poeſie, welche uns immer noch erreicht, wenn ſie auch noch ſo fern glänzt wie der ſchönſte Stern. Jener aber fährt fort ſo todesmuthig zu ſingen, bis er ſich wie Ikarus in die Lüfte ſchwingt. Die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt: ein Lichtſchweif zieht ihm nach: dann ſtürzt er herunter zu Fauſten's und Helena's Füßen: das Körperliche verſchwindet, die Aureola (d. h. der Strahlenſchein des Hauptes) ſteigt wie ein Komet zum Himmel; aber Kleid, Mantel und Lyra bleiben auf der Erde liegen. Dieſe werden am Schluſſe vom Mephiſtopheles aufgehoben und den Zuſchauern gezeigt mit der Bemerkung, daß er mit dieſem Kleide genug Poeten einkleiden könne um Handwerksneid zu ſtiften; nur leider die Talente dazu könne er nicht verleihen. Der Chor aber widmet in einer Parabaſe, d. h. indem er Goethe's Stelle annimmt d. hingeſchiedenen Dichter ein herzliches Klagelied,

das man ohne weitere Erklärung verſtehen wird. Wenn es darin heißt „Jugendblüthe weggerafft“ ſo muß man an die aus Byron's Munde ſelbſt oft vernommene Klage denken, daß er an Erfahrung und Weltverachtung ein Greis ſei. Bei „Liebesgluth der beſten Frauen“ iſt beſonders an die Gräfin Guiccioli zu Ravenna zu denken. „Das höchſte Sinnen gab dem reinen Muth Gewicht“ heißt: dein hohes Streben concentrirte ſich zu reiner Begeiſterung für eine gute Sache. „Wenn am unglückſeligen Tage blutend alles Volk verſtummt,“ heißt: wenn ein für ſeine Freiheit blutendes Volk unterliegt und verſtummen muß, wie die Griechen bei dem Fall Miſſolunghi's.

Euphorion hat im Verſchwinden der Mutter nachgerufen, daß ſie ihn im düſteren Reiche nicht lange allein laſſen möge. Glück und Schönheit ſind, wie ſchon die Euripideiſche Helena es erfahren hat, nicht dauerhaft vereint: und mit dem Band der Liebe iſt auch das Band des Lebens für Helena zerriſſen. Darum ſagt ſie Fauſten Lebewohl und verſcheidet in ſeinen Armen. Während aber ihr Körperliches verſchwindet, bleiben Kleid und Schleier dem Fauſt in den Armen. Die Dämonen zupfen daran und möchten auch dieſes gern zur Unterwelt reißen*): allein Fauſt hält das göttliche Gewand dennoch feſt, das ihn über alles Gemeine hinweg

*) Vgl. IV, 374
„Ihr guten Kinder, Ihr armen Sünder, zupft mir am Mantel — laßt nur den Handel!“ Helenen's Kleid iſt immer noch das Symbol der idealen Weltanſchauung, welche über das Gemeine erhebt.

durch den Aether tragen muß. Helenen's Gewande geſtalten ſogleich ſich zu Wolken, umgeben und heben den Fauſt und tragen ihn weit weg, dahin wo wir im nächſten Akt ihn wieder finden werden.

Nachdem jetzt Helena zur Perſephona zurückgegangen iſt, iſt auch kein Bleiben für den Chor mehr in dem hieſigen Leben. Die Chorführerin Panthalis zumal iſt unbekehrt geblieben von dem Rauſche vielverworrener Töne des Euphorion ſowohl als von dem Zauber der Here Phorkyas: in echtantiker Beſchränktheit nimmt ſie Abſchied von dieſem Leben und folgt ihrer Königin zum Hades hinab, feſt überzeugt, daß ſie ſich dort wiederſehen werden. Denn nicht allein Verdienſt ſondern auch treue Anhänglichkeit an eine große Perſönlichkeit wahrt die perſönliche Fortdauer. Wer aber keines von beiden hat, gehört den Elementen an. Von dieſer Art ſind die Frauen des Chores, denen es, wenn ſie in die Unterwelt kommen wollten, gehen würde wie den Schatten bei Homer Od. XXIV, 6.

So wie die Fledermäuſ' im Geklüfte der ſchaudrigen Höhle
Schwirrend umher ſich ſchwingen, wenn ein' in der Reihe des Schwarmes
Niederſank von dem Fels, und drauf an einander ſich klammern:
So mit zartem Geſchwirr fortzogen ſie. —

„Um ſich künftig als eine große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſein," ſagte Goethe zu Eckermann. Chriſtus aber betete, daß die, welche ihm der Vater gegeben hat, bei ihm ſein mögen. So erſcheint auch nach chriſtlicher Lehre die Fortdauer an die Treue geknüpft. Die zwölf Frauen

alſo verwandeln ſich in Nymphen, und zwar theils in Dryaden oder Baumnymphen, theils in Oreaden oder Bergnymphen, theils in Najaden oder Quellnymphen, der vierte Theil endlich in Nymphen des Weinſtocks. Die Alten liebten ſelbſt den Tod von einer heiteren Seite anzuſehen. Darum findet man auf antiken Sarkophagen die luſtigſten Bacchanalien abgebildet. Eine Beſchreibung eines ſolchen antiken Winzerfeſtes, gleichſam der Text zu einem derartigen antiken Bildwerke, macht den Schluß unſeres Drama's. Vgl. Epigramme aus Venedig N. 1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben,
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe: der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen: wir ſehen und hören den Marmor!
So überwältigt Fülle den Tod, und die Aſche da drinnen
Scheint in dem ſtillen Bezirk noch ſich des Lebens zu freun.

Dem Charakter aber unſerer leichtfüßigen luſtigen Schaar iſt es ganz angemeſſen, daß er in ſolcher Weiſe am liebſten fortleben mag.

L. Fauſten's Uebergang zu praktiſcher Thätigkeit.

Von der Wolke, welche den Fauſt durch die Lüfte führt, bewährt ſich das was Fauſt geſagt hat, daß ſie ihn über alles Gemeine hinwegtragen werde. Sie thut das noch ſcheidend, jetzt da er am Gipfel eines zackigen wüſten Gebirges angelangt ſie entläßt. Denn in ihrem Fortſchweben geſtaltet ſie ſich nach den Bildern der Ideale und der Geliebten, welche nach einander ſeine Bruſt beſeligt haben. Zuerſt glaubt er ein göttergleiches Frauenbild zu ſehen, der Juno oder Leda ähnlich: es iſt Helena. Dieſes Bild zerrinnt dann, um ſich am öſtlichen Horizont wie ein Alpengebirge breit und hoch hinzuſtellen: ſo ſpiegelt es die große Bedeutung der flüchtigen Tage ab, welche Fauſt ſo eben durchlebt hat, während noch ein zarter lichter Nebelſtreif ihm kühl und ſchmeichelhaft Bruſt und Stirn umſchwebt. Nun ſteigt es wieder empor, fügt ſich zuſammen und zeigt ihm das Bild ſeiner erſten Liebe, welche ſo zart und unſchuldig war wie die Liebe Auroren's einſt zum Tithonos. Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf bei der Erinnerung an den ſchnell empfundenen kaum verſtandenen Liebesblick, der, feſtgehalten, jeden Schatz überglänzen würde. Wie Seelenſchönheit verklärt ſich das holde Luftgebilde, löſt ſich nicht auf, erhebt ſich nicht in den Aether, und zieht das Beſte von Fauſten's Innerem mit ſich fort. Unſere Tragödie führt uns mit Fauſt erſt in deſſen Mannesalter zuſammen: darum können wir nicht fordern daß dieſe allererſte Jugendſchwär-

merei in ihr enthalten ſei. Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß auch er ſeine Beatrice und ſeine Marie gehabt habe. Wozu aber Fauſt dieſer Gemüthsſtimmung jetzt gerade am meiſten bedürftig ſei, werden wir bald ſehen. Uebrigens vergleiche man mit dieſen Allegorien das Gedicht „Zueignung“:

Empfange hier,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Um Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Mephiſtopheles iſt dem Fauſt nachgeeilt mittelſt der Sieben-Meilenſtiefel. Er beginnt zunächſt einen Diſput über die Entſtehung dieſer hohen und ſchroffen Gebirge auf denen ſie ſtehen, indem er behauptet, daß der jetzt ganz oben liegende Baſalt einſt zu unterſt tief im Centrum der Erde geweſen ſei. Im Mittelpunkt der Erde nämlich brenne natürlich ein beſtändiges Feuer: denn dort ſei ja die Hölle, wohin Gott der Herr die Teufel einſt verſtoßen habe. Dieſe befanden ſich dort ſehr unbequem, fiengen an zu huſten und zu puſten: das gab ein Gas von Schwefelgeſtank und Säure; dieſes Gas durchbrach die Erdkruſte, und ſo kamen die Baſalte, welche urſprünglich tief unten lagen, jetzt hoch oben zu liegen, und wurde die Sache rein auf den Kopf geſtellt. Und

die Teufel kamen auf ſolche Weiſe ebenfalls wieder an die freie Luft: ſ. Epheſ. 6, 12. „Denn wir haben zu kämpfen — mit Fürſten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen, mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel.“ Auf dieſe ſo von Mephiſtopheles vorgetragene Lehre der Vulcaniſten erwidert Fauſt unter anderem, daß die Natur, um Berge und Thäler zu bilden, nicht der tollen Strudeleien bedurft habe. Allein Mephiſtopheles läßt ſich dadurch nicht abhalten, auch noch Leopold von Buchs Erklärung der hie und da zerſtreuten Granitblöcke als die ſeinige vorzutragen. Als Moloch die Felſen mit ſeinem Hammer zuſammenſchmiedete, da ſeien dieſe Gebirgstrümmer in die Ferne geſchleudert worden: denn daß das Teufelsſteine ſeien, wiſſe ja auch das gemeine Volk. Es ſei eine Ehrenſache für den Teufel, daß er dabei geweſen ſei. Daß die Welt durch Tumult, Gewalt und Unſinn entſtanden ſei, davon ſehe man eben an ſolchen Gebirgen den deutlichſten Beweis. Ueberhaupt ſei ja alles Große von den Teufeln gemacht. Nach dieſer Abſchweifung kommt Mephiſtopheles zur Sache. Er zeigt dem Fauſt von dieſer Höhe aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten und fragt, ob ihm keine davon gefalle: vgl. Evang. Matth. 4, 8 ff. Denn jetzt handelt es ſich darum, daß die durch die Poeſie geweckten Ideen in's Leben geleitet und verwirklicht werden. Denn ſo wie ſich der Held und der Dichter ſtets gegenſeitig brauchen und wechſelsweiſe einander hervorrufen, ſo wie die Erfindungen, welche alle darauf hinzielen, die Elemente dienſtbar zu machen, und für die Beſchränktheit der menſch-

lichen Sinne und Kräfte unendliche Hülfsmittel zu beſchaffen, das Wiſſen und den Glauben der Menſchen umgeſtalten, das veränderte Wiſſen und Glauben aber wieder die Erfindungen befördert, alſo wird man auch in der Geſchichte immer ſehen, daß große Umwälzungen in der geiſtigen Welt mit großen Umgeſtaltungen des phyſiſchen Lebens, und beide wiederum mit großen politiſchen Umwälzungen zuſammentrafen. Wenn daher Goethe ſeinen Fauſt ſowohl als auch ſeinen Wilhelm Meiſter von den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen zu praktiſcher Thätigkeit hinübergeleitet, ſo iſt er darum ſehr zu loben, daß er die erſtere nicht in der Luft hängen läßt, und es iſt ungerecht, ihn deßwegen zu beſchuldigen, daß er dem Gewerbs- und Fabrikweſen die höchſte Bedeutung beilege. Alſo ſchlägt Mephiſtopheles dem Fauſt zunächſt die Sinecure eines Thrones, etwa wie in Frankreich, vor: denn in der launigen Beſchreibung der Reſidenzſtadt iſt leicht Paris zu erkennen, ingleichen Verſailles in der Schilderung des Luſtſchloſſes mit ſeinem berüchtigten Hirſchpark. Auch Fauſten's Antworten zielen dahin, wenn er ſagt, daß man ſich in ſo einer Exiſtenz nichts als Rebellen in den lieben Unterthanen erziehe. Er ſpricht ſodann die Worte „Schlecht und modern! Sardanapal!“ mit ſolcher wegwerfenden Verachtung, daß Mephiſtopheles auf die hohen Ideen zu ſticheln beginnt, welche er während ſeines Fluges, ſo nahe dem Mond, und da er noch dazu von dem Umgang mit Heroinnen herkomme, geſammelt haben müſſe. Mephiſtopheles hat ganz richtig gerathen: Fauſt hat wirklich auf dieſer Luftfahrt den Plan zu einem großen Unternehmen

gefunden. Er ſpricht von etwas Großem, Erſtaunenswerthem, das ihm gerathen ſolle. Mephiſtopheles meint nun, daß die Ruhmſucht ihn zu ſolcher Höhe der Begeiſterung emporgeſchraubt habe. Der aber erwidert ihm: „die That iſt alles, nichts der Ruhm.“ Es iſt trefflich, daß Goethe ſeinen Fauſt nach ſolchen Erlebniſſen, auf welchen wir ihn bisher begleitet haben, ſogleich auf dieſem Standpunkte angelangt ſein läßt, während nach einem früheren Plan erſt Mephiſtopheles ihm eine Predigt über die Nichtigkeit des Ruhmes halten ſollte, welche alſo lautete:

Pfui, ſchäme dich daß du nach Ruhm verlangſt!
Ein Charlatan bedarf nur Ruhm zu haben.
Gebrauche beſſer deine Gaben,
Statt daß du eitel vor den Menſchen prangſt.
Nach kurzem Lärm legt Fama ſich zur Ruh',
Vergeſſen wird der Held ſo wie der Lotterbube:
Der größte König ſchließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepiſſ't gleich ſeine Grube.
Semiramis! hielt ſie nicht das Geſchick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswage?
Und war ſie nicht ſo groß im letzten Augenblick,
Als wie am erſten ihrer Herrſchertage?
Doch kaum erliegt ſie ungefähr
Des Todes unverſeh'nem Streiche,
So fliegen gleich von allen Enden her
Skarteken tauſendfach und decken ihre Leiche.
Wer wohl verſteht was ſich ſo ſchickt und ziemt,
Verſteht auch ſeiner Zeit ein Kränzchen abzujagen:
Doch biſt du nur erſt hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

Auch das war unpaſſend für Fauſten's Erfahrungen und Charakter, daß er mit dem Plan umgehen ſollte, „durch

Lehren die Menſchen zu beſſern und zu bekehren," während er doch ſchon bei ſeinem erſten Auftreten über dieſe Gutmüthigkeit hinaus war, und nicht erſt von Mephiſtopheles zu hören brauchte

Der Menſch vernimmt nur was ihm ſchmeichelt:
Sprich mit den Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Ixion von der Wolke,
Mit Königen vom Anſehn der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke. —
Mich freut's wenn ſich ein Thor um andre Thoren quält.
Denn Rath denkt jeglicher genug bei ſich zu haben:
Geld fühlt er eher wenn's ihm fehlt.

Es gieng noch weiter in dieſem Texte ſo fort, und auch das Wirken für die Beſchaffung des täglichen Brodes wurde von Mephiſtopheles als etwas Gemeines dargeſtellt.

LI. Sein Entſchluß dem Elemente ſeinen Raub wiederzunehmen.

In allen dieſen Behauptungen iſt viel Wahres enthalten, und ſind doch alle wiederum falſch und übertrieben, weil ſie von dem Mangel an Glaube, Liebe und Hoffnung ausgehen. Dieſe ſchönen chriſtlichen Tugenden hat zwar auch Fauſt einmal in einer Aufwallung von Verzweifelung, als er ſich dem Teufel ergab, verflucht: und es war ihm das damals nicht zu verdenken, weil er, auf einſeitigem Wege

ſtrebend, zu maßloſen Forderungen gelangt war, wo er auch nothwendig bankerott machen muſte. Jetzt aber ſtehen die Sachen anders, nachdem jene, zwar einmal gewaltſam verleugneten, aber doch niemals aus ſeiner Bruſt geſchwundenen, Ideen (denn eben ihr unverwüſtliches Feſthalten macht den Unterſchied zwiſchen Fauſten's und Mephiſtopheles Charakter aus) von Neuem gewonnen, in die richtige Bahn gelenkt, durch alle die bisherigen Erlebniſſe mit der Wirklichkeit vermittelt und für immer geſichert ſind. Jetzt konnte auch Fauſt einſtimmen in die Worte des Wanderliedes

Und dein Streben ſei's in Liebe,
Und dein Leben ſei die That.

Und er ſpricht dieſe Geſinnung auch aus in dem harten Tadel über Mephiſtopheles:

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es was der Menſch bedarf?

Und dieſer, nicht gedemüthigt, erwidert:

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Darauf wird ihm von Fauſt eröffnet, daß er bei der Beobachtung der Willkühr der Meereswogen und des Spieles der Ebbe und Fluth den Plan gefaßt habe, das herriſche Element von ſeinen Ufern auszuſchließen, der feuchten breite Gränzen zu verengen und weit hinein ſie in ſich ſelbſt zu drängen. Es iſt offenbar, ſagt Goethe B. LI. p. 283 a. A.

daß das, was wir Elemente nennen, ſeinen eigenen wilden wüſten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Inſofern ſich nun der Menſch den Beſitz der Erde ergriffen hat, und ihn zu erhalten verpflichtet iſt, muß er ſich zum Widerſtand bereiten und wachſam erhalten. Aber einzelne Vorſichtsmaßregeln ſind keineswegs ſo wirkſam, als wenn man dem Regelloſen das Geſetz entgegen zu ſtellen vermöchte: und hier hat uns die Natur auf's Herrlichſte vorgearbeitet, und zwar indem ſie ein geſtaltetes Leben dem Geſtaltloſen entgegenſtellt. Die Elemente daher ſind als koloſſale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und ſie nur durch die höchſte Kraft des Geiſtes, durch Muth und Liſt, im einzelnen Fall bewältigen. Die Elemente ſind die Willkühr ſelbſt zu nennen: die Erde möchte ſich des Waſſers immerfort bemächtigen, und es zur Solideſcenz (Verfeſtigung) zwingen, als Erde, Fels oder Eis in ihren Umfang nöthigen. Eben ſo unruhig möchte das Waſſer die Erde, die es ungern verließ, wieder in ſeinen Abgrund reißen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, raſt auf einmal als Sturm daher uns niederzuſchmettern und zu erſticken. Das Feuer ergreift unaufhaltſam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dieſe Betrachtungen ſchlagen uns nieder, indem wir ſolche ſo oft bei großem unerſetzlichem Unheil anzuſtellen haben. Herz und Geiſt erhebend iſt dagegen, wenn man zu ſchauen kommt, was der Menſch ſeinerſeits gethan hat, ſich zu waffnen, zu wehren, ja ſeinen Feind als Sklaven zu benutzen. Das Höchſte jedoch, was in ſolchen Fällen dem Gedanken gelingt, iſt ge-

wahr zu werden, was die Natur ſelbſt als Geſetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, geſetzloſen Weſen zu imponiren u. ſ. w. Auf ſolchem Wege hofft auch Fauſt über jenes Element Herr zu werden:

Und es iſt möglich! Fluthend wie ſie ſei,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei.
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.

Indeſſen gelangt Fauſt nicht ſogleich zur Ausführung dieſes Planes: denn eben, indem er dieſes ſpricht, vernimmt man Trommeln und kriegeriſche Muſik: zwei kampfgerüſtete Heere ziehen zur Schlacht heran, und Fauſt muß, wollend oder nicht, zuvor ein Stückchen Kriegsweſen mit durchmachen.

LII. Die Kriegführung und Politik.

Wir werden wieder zu unſerem Kaiſer zurückgeführt, um zu ſehen was inzwiſchen aus ihm geworden ſei. Der hat, wie die Ludwige in Frankreich, gemeint, daß Genießen und Regieren zuſammengehen könne, nicht bedacht, daß Genießen gemein mache, und daß wer befehlen will im Befehlen allein ſeine Seligkeit finden müſſe:

Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.

Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan, und alle Welt erſtaunt!
So wird er ſtets der Allerhöchſte ſein.

Unſer Kaiſer aber genoß, und wie?! Indeſſen zerfiel das Reich in Anarchie.

Es gieng, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Ein ſolcher Zuſtand, wo jeder ſich vordrängte und geltend machen wollte, wurde doch endlich den Beſten zu toll. Die Tüchtigen ſtanden auf mit Kraft, und ſagten: Herr iſt der uns Ruhe ſchafft: alſo laßt uns einen neuen Kaiſer wählen! Pfaffen waren es beſonders welche dieſen pfäffiſchen Grundſatz aufſtellten, um ihre Pfründen zu ſichern, und, anſtatt an ihren Eid zu denken, den Aufruhr heiligten. Jetzt befindet ſich der bedauernswerthe Fürſt, welcher ſo gut und offen war, in einem engen Thale von den Feinden ringsum eingeſchloſſen. Die Schmeichler aber und die Verführer ſind mit dem Glücke von ihm gewichen, die ungetreuen Vettern ſelbſt ſind zu dem Feind übergegangen, das Volk aber, in ſeiner Schaafsnatur, zieht dem größeren Haufen nach. Und doch tragen die ſelbſtſüchtigen Verführer faſt allein alle Schuld, und war der Kaiſer zu allem Guten fähig wenn er richtig geleitet wurde, und iſt ſelbſt ſein kurzer Umgang mit Fauſt nicht ohne Wirkung geblieben:

„Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt,
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt.
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.

Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt:
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt!"

Bisher hat ihm nichts gefehlt als die Gefahr: denn jeder Menſch artet aus, wenn es ihm zu gut geht. Jetzt aber ſpricht er wie Wallenſtein bei Schiller: Nacht muß es ſein wenn Friedland's Sterne glänzen! Nun fühl' ich erſt daß ich Kaiſer bin! Und daß er ſo muthig denken kann, das dankt er auch den beſagten Träumen, welche Fauſten's Schauſpiele einſt in ſeine Seele gezaubert haben. Es gilt nun, den Kaiſer aus dieſem engen Thale, in welches man ſich zurückgezogen hat, durch Kriegsliſt und Zuzug zu erlöſen: und dafür hat Mephiſtopheles bereits geſorgt, welcher den Fauſt hier lieber als anderwärts beſchäftigt ſehen will.

Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs-Urmenſchenkraft:
Wohl dem der ſie zuſammenrafft!

Auch von Fauſt ſelbſt wird dieſe Urkraft der Gebirgsbewohner hervorgehoben:

„Du weißt, das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt*).
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg' gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte:

*) „Wenn ich dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben behandelte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und fertig zu leſen lernte, hätteſt du etwas dagegen?" ſagt Montan in Wilhelm Meiſters Wanderjahren C. 3.

Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden*)
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden:
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten:
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß**)
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß."

Bereits in Mummenſchanz ſind die Berggeiſter, die Gnomen, mit unter den Verehrern des großen Pans und den Umſtürzern der Cultur des verweichlichten flachen Landes aufgeführt worden. Auch haben wir ſo eben geſehen, wie Fauſt, auf dem Gebirge einſam weilend, gleich dem Montan, die Naturſchrift in den Felſen leſen gelernt hat: „denn da wo Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weiſe die ſchwerſten Aufgaben zu löſen ſuchen, da iſt der Ort wo der wißbegierige Denkende ſeinen Platz nehmen muß." Die Mittel zur Gewinnung von Schlachten ſind den Geheimniſſen der Natur abgelauſcht, ſo wie die Mittel zur Beherrſchung der Elemente: darin beſteht Fauſten's (eines zweiten Archimed's) Feldherrn-Talent. Im anderen Sinne wird die Urkraft des Bergvolkes von Mephiſtopheles ausgebeutet. Bei den Gebirgsvölkern bewahrt ſich auch am

*) B. VI. p. 25. Phyſik die jedes Element verbinden lehrt ſo wie ſie's erſt getrennt — läßt Unbegreifliches dann ſichtbar ſein durch Zauberei im Sondern, im Verein.

**) Nicht das Kryſtallſehen iſt hier gemeint, ſondern die Kryſtalliſation der Gebirge, welche Goethe ſtatt des Vulcanismus verehrte: vgl. XL. p. 301 ff. Irgendwo nennt Goethe die Steine ſtumme Lehrer.

längſten die Körperkraft und der angeſtammte naturgetreue Sinn und die Liebe zur Freiheit:

Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter;
Wo das Eiſen wächſt in der Berge Schacht
Da entſpringen der Erde Gebieter.

Darum hat Mephiſtopheles, wie wir bald ſehen werden, aus dieſem Volke ſeine drei Gewaltigen ausgehoben, welche Gewalt, Todtſchlag und Raub bedeuten, ſammt der Schaar von Geharniſchten, welche den fanatiſchen Partheigeiſt repräſentiren, während Fauſt im Umgang mit den Bergleuten ſeine tiefen Kenntniſſe der Natur gewonnen hat. Das iſt die Zauberei durch welche ſie in Erſtaunen ſetzen, das die unbegreiflichen Mittel vor welchen es dem beſchränkten Kaiſer und ſeinem Obergeneral grauen muß. Fauſt nun ſteckt ſich hinter einen fingirten Namen, einen Zauberer, der in dem geheimnißvollen Sibyllengebirg hauſe, von welchem er ſeine Wiſſenſchaft geerbt haben will. „Der Negromant von Norcia, der Sabiner (ſo ſpricht er zum Kaiſer), er den du einſt, als die Geiſtlichkeit ihn zum Tode der Hexenmeiſter verdammt hatte, vom Scheiterhaufen errettet haſt, und welcher dir für dieſe Wohlthat ewig dankbar bleibt, hat uns zu dir geſendet, um mit ſeinen Künſten dich aus der Gefahr zu befreien.

„Groß ſind des Berges Kräfte,
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei:
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberei."

„Die Berge von Norcia (ſo erzählt Goethe ſelbſt im An-

hang zu Benvenuto Cellini B. XXIX, 177) zwiſchen dem Sabinerlande und dem Herzogthum Spoleto, heißen von alten Zeiten her die Sibyllenberge. Aeltere Romanſchreiber bedienten ſich dieſes Lokales, um ihre Helden durch die wunderlichſten Ereigniſſe durchzuführen, und vermehrten den Glauben an ſolche Zaubergeſtalten. Ein italieniſches Mährchen und ein altes franzöſiſches Werk erzählen ſeltſame Begebenheiten, durch welche ſich neugierige Reiſende in jener Gegend überraſcht gefunden: und Meiſter Cecco von Aſcoli, der wegen negromantiſcher Schriften im Jahre 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält ſich durch den Antheil, den Chronikenſchreiber Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in friſchem Andenken." Außerdem hat Mephiſtopheles auch das Bergvolk aufgeregt, deſſen Schaaren durch drei Perſonen allegoriſch hier vertreten werden, durch die „drei Gewaltigen" Raufebold, Habebald und Eilebeute, welche aus Buch Sam. 2, 23, 8 genommen ſind, woſelbſt der Raufebold Jaſabeam heißt, der Habebald Eleaſar, der Haltefeſt Samma. So wie Peter Squenz im Sommernachtstraum fünf Handwerker als die Tüchtigſten zuſammenſucht, ſo habe auch er, ſagt Mephiſtopheles, vom ganzen Praß nur die Quinteſſenz zuſammengerafft, und ſie in mittelalterliche Rüſtung geſteckt, weil ja jetzt jedes Kind den Harniſch und den Ritterkragen liebe, und an ſolchem allegoriſchen Lumpenthum Behagen finde. Zuletzt kommt Mephiſtopheles auch noch mit einer Schaar Freiwilliger gezogen, welche, in Helmen und Harniſchen ſteckend, wie eine Mauer ſich aufſtellen. Es iſt, als ob alle Zeughäuſer ſich aufgethan

hätten und in alle Rüſtungen, die wie leere Schneckenhäuſer dort ſtanden, Dämonen gefahren wären, und als ob mit dieſen Rüſtungen auch der alte Parteigeiſt der Guelfen und Gibellinen wieder lebendig geworden wäre. Es iſt nicht zu verkennen, daß Goethe hier nebenbei auch den deutſchen Befreiungskrieg im Auge hat, und folgendes Gedicht kann dieß noch beſſer beweiſen:

Die Engel ſtritten für uns Gerechte,
Zogen den kürzern in jedem Gefechte.
Da ſtürzte denn alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun gieng es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt herein zu ſehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her geweſen war:
Sie ſollten ſich keineswegs geniren,
Sich auch einmal als Teufel geniren,
Auf jede Weiſe den Sieg erringen,
Und hierauf ein Tedeum ſingen.
Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen,
Und, ſihe! die Teufel waren geſchlagen.
Natürlich fand man hinterdrein,
Es ſei recht hübſch ein Teufel zu ſein.

Nur muß man dabei bedenken, daß was Goethe hier Teufel nennt, im Sinne mittelalterlichen Pfaffenglaubens ſo genannt iſt, gleichwie auch in dem kaiſerlichen Staatsrathe des erſten Aktes, und daß eine Sache, bei welcher ſich Fauſt ſo ernſtlich betheiligt und welche der Logos billigt, keine ſchlechte im Sinne unſeres Dichters ſein kann. Die Mittel deren ſich der Krieg bedient, ſind alle Male dämoniſch.

„Was kann da zu erwarten ſein? Läßt Goethe ſeinen Fauſt

fragen: Trug, Zauberblendwerk, hohler Schein! Und Mephiſtopheles fügt ergänzend bei: „Kriegsliſt, um Schlachten zu gewinnen!“ Wie aber kann Goethe ſagen, daß man in den Befreiungskriegen den Teufel durch den Teufel beſiegt habe? Man hat Verſchwörungen angezettelt, das Volk gegen die beſtehende Obrigkeit aufgewiegelt (wenigſtens in Weſtphalen und anderwärts), Verträge gebrochen u. ſ. w. Freilich laſſen ſich dieſe Handlungen im höheren Sinne alle rechtfertigen, aber nicht nach derjenigen Moral an welcher z. B. der König von Sachſen feſthielt, welches eben diejenige Moral iſt, die auch den Fauſt wegen ſeines Bundes mit dem Mephiſtopheles in die Hölle ſtoßen möchte. Unſer Dichter bleibt ſich conſequent in ſeinen Urtheilen, während ſeine Verkenner ſich nicht conſequent bleiben. Er bleibt ſich auch darin conſequent, daß ihm jede Volkserhebung, für welche Sache auch immer die Begeiſterung ſich entzünden möge, gleich den Vulcanen zuwider iſt. Jede Begeiſterung muß ihrer Natur nach einſeitig und ungerecht ſein, gleich der Liebe welche von Alters her blind iſt: und nur in den reinſten Gefäßen bleibt ſie frei von unlauterer Beimiſchung. Ein lauteres Gefäß iſt aber die Volksmaſſe nie zu nennen, und mithin muß hier jede Begeiſterung zum Fanatismus werden. Sowie nun Goethe ſein Lebtag kein Mann des Volkes geweſen iſt, auch niemals populär hat ſein wollen, alſo empfand er auch immer vor allem dämoniſchen Walten des Volksgeiſtes ein geheimes Grauen, und nichts war ihm unter allen Umſtänden ſo ſehr zuwider als Parteihaß, bei welchem hüben und drüben Irrthum für Wahrheit mit Erbitterung verfoch-

ten, die ruhige Bildung aber zurückgedrängt wird. Es ſind dergleichen Gewaltausbrüche mitunter nothwendig, gleichwie die Stürme, die Orkane und die Erdbeben: wenn aber dieſe mit ihren Verheerungen für Werke des böſen Geiſtes ausgegeben werden, warum denn nicht auch jene? und warum nicht auch der blinde, bilderſtürmende Parteihaß?

Zuletzt bei allen Teufelsfeſten
Wirkt der Partheihaß doch zum Beſten
Bis in den allerletzten Graus,
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

Indeſſen würde man doch ſehr irren, wenn man außer einigen Seitenhieben noch mehr Verſpottung jener begeiſterten Zeit hier ſuchen wollte. Denn Mephiſtopheles mit ſeinen drei Gewaltigen, indem er hier die nämliche Rolle wie bei der Schifffahrt ſpielt (denn „Krieg, Handel und Piraterie dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen!“), repräſentirt bloß die teufliſche Seite eines jeden Krieges, und der Dichter hat die Farben zu ſeinem Gemälde nicht bloß einem Kriege entlehnen wollen.

LIII. Wie man Schlachten gewinnt.

Wir haben noch den Verlauf der Handlung kurz zu erzählen. Mephiſtopheles findet, daß das kaiſerliche Heer eine vortheilhafte Stellung eingenommen hat, indem der rechte Flügel an den Hügel gelehnt und halb dahinter verſteckt, auf wellenförmigem Plan, vor der feindlichen Reiterei geſichert iſt, in der Mitte aber die Tauſende des Fußvolks ein mächtiges Quadrat gebildet haben, beſtimmt das feindliche Heer zu durchbrechen, der linke Flügel endlich den Felſenpaß beſetzt hält. Während die Nachbarn und Vaſallen ſich entſchuldigen laſſen wegen der Furcht vor innerer Gährung, nicht bedenkend daß das Feuer bald ihr eignes Haus ergreifen könne, kommt Fauſt mit den drei Gewaltigen angezogen, und wird als Hilfe in der Noth vom Kaiſer mit Dank angenommen. Dieſer edelmüthige Fürſt will, da es ſich bloß um ſeine Perſon zu handeln ſcheint, nicht das Blut ſeiner Unterthanen verſpritzen, ſondern den Gegenkaiſer zu einem Zweikampf herausfordern. Von dieſem ſchwächlichen Entſchluß wird er durch Fauſt abgebracht mittelſt einer der Fabel des Menenius Agrippa entnommenen Lehre: der Kaiſer ſei das Haupt des Leibes, und wie mit dem Haupte auch die übrigen Glieder ſtürben, ſo ſeien auch alle bereit ſich für daſſelbe zu opfern. Jetzt beginnt der Angriff. Der Kaiſer legt das Kommando in die Hände des Obergenerals. Dieſer läßt zuerſt den rechten Flügel gegen den emporklimmenden Feind zum Angriff ſchreiten: und Fauſt gebietet dem

Raufebold ſich ſeinen Reihen einzuverleiben. Als dieſe Streitkraft den Feind bereits wanken zu machen beginnt, ſo läßt der Obergeneral die Phalanx, ein wenig rechts gewendet, anrücken: und Fauſt gibt ihr den Habebald bei. Jetzt aber entſteht der heftigſte Kampf Mann gegen Mann auf dem linken Flügel um den Felſenpaß: und Fauſt ſendet den Halteſeſt zum Beiſtand. Darauf kommt auch Mephiſtopheles mit ſeinen Geharniſchten von oben herab den Vertheidigern des Paſſes zu Hilfe. Jetzt iſt die Schlacht auf allen Seiten entzündet: der Horizont verdunkelt ſich: nur hie und da funkelt ein rother Schein: der Fels, der Wald, der ganze Himmel ſcheinen mitzukämpfen. Auf der rechten Flanke ficht der Raufbold, als wenn er ein Dutzend Arme hätte: Fauſt erklärt das Wunder als eine Luftſpiegelung oder Fata Morgana, welche beſonders an den Küſten Kalabriens häufig zu ſehen iſt. Auf den Spitzen der Speere ſieht man geiſterhafte Flämmchen tanzen: Fauſt erklärt die Erſcheinung als St. Elmus-Feuer, welches ſchon die Alten kannten und in den Dioskuren Kaſtor und Pollux verehrten. Und Mephiſtopheles bemerkt, daß das lauter Zaubereien des dankbaren Negromanten ſeien. Jetzt ſieht man in der Luft einen Adler ſchweben den ein Greif verfolgt. Sie fahren auf einander zu, zerzauſen ſich, und der Greif ſtürzt überwunden herab in die Waldung. Dieſe Vorbedeutung fängt an in Erfüllung zu gehen. Die Feinde, welche mit dem rechten Flügel handgemein geworden ſind, gerathen in Verwirrung: die Phalanx nimmt den Augenblick wahr, und ſtürzt ſich mit Blitzesſchnelle auf die ſchwache Seite, und die Schlacht iſt

dort gewonnen. Zu gleicher Zeit aber beginnt der linke Flügel des Kaiſers zu unterliegen und den Engpaß zu räumen. Hier an dem allergefährlichſten Poſten kann der Sieg nicht gewonnen werden, ſo lange noch der allzu befangene Kaiſer und ſein Obergeneral mit ſeinem ſtumpfen Kommandoſtab, an welchem etwas von einem Kreuze ſitzt, mitwirken wollen. Zum Glück fühlen ſie ihr Unvermögen noch zu rechter Zeit und ziehen ſich zurück. Jetzt iſt Mephiſtopheles raſch entſchloſſen. Er ſendet ſeine beiden Raben, welche ihm ſtatt einer Taubenpoſt dienen, zu den Undinen (Waſſergeiſtern), und bittet ſie um ihren Fluthen-Schein. Und im Augenblick beginnt es aus allen Felſenſpalten zu rieſeln und den ganzen Berg hinab überall zu rauſchen und zu ſchäumen, daß kein Entgegenſtemmen mehr hilft und die mächtige Strömung jeden mit fortreißt. Allein Mephiſtopheles ſiht bloß die Schwimmgebärden der Soldaten welche in den Waſſerlügen zu erſaufen meinen: denn wirkliches Waſſer iſt es nicht. Darauf ſendet Mephiſtopheles ſeine Raben noch einmal aus zu den Zwergen welche die Metalle ſchmieden, und bittet ſie um ein leuchtendes blinkendes platzendes Feuer. Und ſogleich entſteht ein Wetterleuchten in dem verworrenen Gebüſch, Sterne ziſchen am feuchten Boden und Irrfunken blenden an allen Enden, und bei dichter Finſterniß geht jeder Tritt in's Ungewiſſe. Nun braucht es nur noch ein Schreckensgetön, einen ſataniſchen Lärm zur Erzeugung eines paniſchen Schreckens. Und dafür iſt auch ſchon geſorgt: denn jetzt fangen die Rüſtungen an, welche ſich im Rücken der Soldaten wie eine Mauer aufgeſtellt hatten, zu raſſeln und zu klap-

pern, und auf einander zu ſchlagen, daß es widerwärtig paniſch und ſataniſch ſchallt.

Die Ausleger ſind in Verlegenheit, wie ſie all' dieſe Augen- und Sinnestäuſchungen natürlich erklären ſollen. Ich dächte nicht daß man das ſein könnte, wenn man ſich den Graus und Schrecken einer Schlacht recht lebhaft vorſtellt, und dabei ſich hineindenkt in die Lage von Kriegern welche ſich plötzlich zurückgeſchlagen und einen Berg hinab geworfen fühlen. Und dabei muß man bedenken, daß es dem Dichter erlaubt iſt, nicht allein die Viſionen als objective Erſcheinungen auftreten zu laſſen (z. B. wenn jemand einen Geiſt zu ſehen meint, dieſen Geiſt leibhaftig vor die Augen der Zuſchauer oder Leſer hintreten und mit einem Hamlet ſprechen zu laſſen), ſondern auch die Bilder und Allegorien, deren man ſich in jeder Sprache bedient, in wunderbare Vorgänge zu verwandeln. Wenn alſo z. B. ein Krieger, welcher dabei geweſen wäre, erzählen würde: es war auf einmal als wenn man von plötzlich ausgebrochenen Fluthen ergriffen und den Berg hinab geriſſen würde; ſo iſt das für den Dichter unter ſolchen Umſtänden genügend, um dergleichen Sprudel und Wellen von Gewäſſern wirklich ausbrechen zu laſſen. Ich ſage unter ſolchen Umſtänden, wie z. B. die Berauſchung in Auerbachs Keller iſt, zu welchem die hieſige Erfindung ein ganz ebenbürtiges Gegenſtück iſt. Denn wo bemächtigt ſich der Sinne eine größere Betäubung, und wo mahlt ſich die Phantaſie alle Gefahren und Schrecken ſo rieſengroß, als wenn man vor ſiegenden Feinden flieht? Das alſo iſt die Zauberei des Mephiſtopheles, wahrhaft

eine Zauberei des Teufels. Denn hinterher begreift der in ſolcher Verwirrung geſchlagene Krieger ſo wenig als der, welcher in einem Rauſche ſo Ungewöhnliches gethan und erfahren hat, wie das nur möglich geweſen ſei, und muß alſo an die Wirkung unſichtbarer Mächte glauben, welche ihr Spiel mit ihm getrieben haben.

Noch leichter iſt das Umherſprühen ſo vieler Funken bei dunkler Finſterniß zu erklären, da es bekanntlich auch in geringeren Aengſten, als dieſe ſind, den Menſchen vor den Augen zu flimmern und dunkel zu werden pflegt. Und am allerleichteſten der ſataniſche Lärm und paniſche Schrecken, von welchem man von Alters her ſo viele Proben hat. Dem zwar guten aber zu bedenklichen Könige iſt es ſchon bei den geringeren Graden des Zaubers unheimlich geworden, als der Rieſe Raufbold immer ein Dutzend Arme zu erheben begann, und als um die Spitzen der Lanzen die Flämmchen tanzten. Und den Obergeneral, welcher von gleichem Schlage iſt, hat es ſchon die ganze Zeit gepeinigt, daß der Kaiſer ſich mit dieſem Zauberer vereinigt hat, indem das Gaukeln kein feſtes Glück ſchaffe. Darum tritt dieſer von ſeinem Poſten ab, und der Kaiſer zieht ſich mit ihm zurück, und beide überlaſſen das Feld dem Mephiſtopheles, deſſen Kunſtſtücke nun ganz ungehindert von Statten gehen. Wer hiezu eines Commentars bedarf, der kann denſelben in Schiller's Wallenſtein finden und in der Geſchichte des Jahres 1848. Schlimme Zeiten fordern ſchlimme Heilmittel, und darum darf ein Sulla, ein Cäſar, ein Napoleon nicht nach dem Maaßſtabe der friedlichen Moral beurtheilt werden. Ein

ſtumpfer Kommandoſtab, an welchem noch ein Bischen vom Kreuze haftet, halbe Maßregeln, mit welchen man die Menſchen einem Sabbathsgeſetze opfert, können nicht helfen, ſondern führen dahin wo Ludwig XVI. hingelangte, deſſen Abbild dieſer Kaiſer iſt, welcher beſſer gethan hätte, ſich einem Mirabeau unbedingt in die Arme zu werfen, wenn es ihm immerhin vor ſeinen Mitteln grauen mochte, oder bei Zeiten zurückzutreten, als durch ſeine Bedenklichkeiten ſich und den Staat zugleich zu Grunde zu richten. Noch nie iſt in irgend einem Fache ein Genie auf den Kampfplatz getreten, ohne daß die Mittelmäßigkeit über ſeine Verwegenheit erſchrocken wäre und ſeine Künſte als Gaukeleien verſchrien hätte, die kein feſtes Glück begründen können. Und wenn nicht die Noth gezwungen hätte, die Männer walten zu laſſen, ſo würde man ſie auch allemale entweder fortgeſtoßen oder gemordet haben, denn der Scheiterhaufen läßt ſich nur bei alten Weibern und Ketzern anwenden.

War uns in der vorigen Scene das Weſen der Schlachten gezeigt worden, ſo wird uns jetzt in einem eben ſo anſchaulichen und mit trefflichen Zügen entworfenen Bilde die mit dem Krieg verbundene Räuberei und Plünderung dargeſtellt. Die kaiſerlichen Trabanten, welche zuletzt der Plünderung Einhalt thun, finden daß die zwei Kerle Habebald und Eilebeute etwas Geſpenſtiſches haben, daß es überhaupt an dem ganzen Tage ſo beklommen ſchwül geweſen ſei, daß es

---

Morgenſtern iſt ein mit ſtählernen Stacheln rings wie ein Stern beſetzter Streitkolben.

einem vor den Ohren geſummt und geziſcht und wie ein Flor vor den Augen geſchwebt habe, und daß bei dem Herumtappen und blinden Zuſchlagen doch von jedem Streich der Gegner gefallen ſei. Das iſt zwar nicht die Stimmung in welcher die Krieger unmittelbar nach einem errungenen Siege zu ſein pflegen. Allein dieſe Trabanten gehören eben nicht zu den Begeiſterten, und erzählen ehrlich wie es ihnen um's Herz war. Denn nicht der Muth und die Stimmung der Einzelnen pflegt in neuerer Zeit in Schlachten den Ausſchlag zu geben, ſondern die Liſt der Kommandirenden, jene dagegen, wenn ſie ſiegen oder unterliegen, wiſſen kaum wie ihnen geſchah.

LIV. Wie man hinterher alles wieder in das alte Geleiſe zurückſchiebt.

Ganz ſo wie es in dem oben mitgetheilten Epigramme heißt: „Sich auch einmal als Teufel geriren, auf jede Weiſe den Sieg gewinnen, und darauf das Tedeum ſingen," geſchiht es auch hier. Der Kaiſer ſagt: „Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukelei geflochten, am Ende haben wir uns nur allein gefochten," Zufälle wie Steinregen, Blutregen, paniſcher Lärm, kommen oft den Streitenden zu gute, und der Sieger preiſe dann immer den gewogenen Gott, und alles ſtimme mit ſo wie er's befihlt „Herr Gott dich lo-

ben wir" aus Millionen Kehlen. Und weiter geht es ſo fort wie es in folgender Fabel heißt

Bei einer großen Waſſersnoth
Rief man zu Hilfe das Feuer:
Da war ſogleich der Himmel roth
Und nirgend war es geheuer.
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde ſie war verbrannt
Noch eh' die Fiſche geſotten.
Und als die Fiſche geſotten waren,
Bereitet man große Feſte:
Ein jeder brachte ſein Schüſſelein mit,
Groß war die Zahl der Gäſte:
Ein jeder drängte ſich herbei,
Hier gab es keine Faule:
Die gröbſten aber ſchlugen ſich durch
Und fraßens den andern vom Maule.

Alle haben vergeſſen ſowohl woraus das Uebel entſtanden war, als auch durch weſſen Verdienſt der Sieg errungen worden iſt, und, wie auf dem Wiener Congreß, hat man nichts eiliger zu thun, als die alten Schäden zu befeſtigen: vor allen aber ſorgen die Großen, ihre Privilegien zu erweitern und ihre Rechte zu ſichern, mag es ſonſt um die Einheit des Reiches und um das Wohl der Unterthanen ſtehen wie es wolle. Auch der Kaiſer, ob er zwar gleich verſpricht, ſeine Zeit fortan beſſer als früher zu verwenden, hat doch keinen Begriff von demjenigen, was vor allem zu thun und einzurichten wäre, und ſorgt nur dafür, ſeinen Hof mit ſteifer Etikette zu umgeben und für eine glanzvolle Feier der Hoffeſte die zweckmäßigen Einrichtungen zu treffen,

als wäre der Hof das Reich, und als würde dadurch ſein Thron am beſten geſichert. Ganz paſſend iſt daher auch dieſe ganze Scene in dem Versmaß der Rococo-Zeit, dem ſteifen Alexandriner geſchrieben.

Der deutſche Kaiſer Karl IV. hat in der goldenen Bulle die Rechte der Churfürſten und die Ceremonien bei der Kaiſerwahl feſtgeſetzt, wie ſie beſtanden haben bis auf die letzte Kaiſerwahl, welche Goethe in Frankfurt noch mit angeſehen hat. Dieſe Einrichtungen dienen dem Dichter zum Vorbilde der Anordnungen, welche er ſeinen Kaiſer treffen läßt, und ſo eine goldne Bulle wird auch hier durch den Kanzler ausgefertigt. Zuerſt wird der Obergeneral zum Feldmarſchall erhoben, aber nicht um das Schwert, ſondern um das Mahl, in Schüſſeln ſeinem Kaiſer blank vorzutragen. Dann wird ein Erzkämmerer als Oberſter des Hofgeſindes ernannt, welcher dem Kaiſer zum Waſchen das goldene Becken hinhalten und ihm die Fingerringe reichen muß. Zum dritten wird ein Erztruchſeß ernannt, welchem Jagd, Geflügelhof und Vorwerk unterthan ſei, damit er ſeinem Herren immer gute und ſeltene Gerichte auf die Tafel liefern könne. Zum Erztruchſeß kommt viertens der Erzſchenke, ein junger Mann wie Ganymed, welcher nicht allein mit guten Weinen den Kaiſer und die Kleriſey verſorgen will, ſondern auch mit koſtbaren Trinkgefäßen: beſonders will er dem Kaiſer ein venezianiſches Glas verſchaffen, worin der Wein hübſch kühl bleibe und minder berauſche. Dieſe Träger der Erzämter, zu denen als fünfter und höchſter noch der Erzbiſchof oder Erzkanzler kommt, werden nicht allein durch Länderbeſitz vor allen an-

deren erweitert, wozu die Ländergebiete der Abtrünnigen den Stoff geben, ſondern auch durch Privilegien zu vollkommener Souveränität erhoben, und ſo vom Kaiſer das Reich, welches er ſtärken will, offenbar zertrümmert. Als nach dieſer Verhandlung die Fürſten entlaſſen werden, bleibt der Erzbiſchof zurück, um dem Kaiſer eine doppelte Sünde zu Gemüthe zu führen, daß er einſt, ſogleich nach ſeiner Krönung, den Negromanten begnadigt habe, und daß er jetzt wieder mit dem Satan im Bunde geweſen ſei, und um ihn zu ermahnen, daß er, um den drohenden Bannſtrahl des Papſtes von ſich abzuwenden, ſofort den ganzen breiten Hügelraum, auf welchem in der Schlacht ſein Zelt geſtanden, und wo er mit den böſen Geiſtern verkehrt und dem Lügenfürſten ſein Ohr geliehen habe, abtrete zur Gründung einer Kirche, welche er, der Kaiſer, ſodann ſelbſt einweihen müſſe. Wie dabei die geiſtlichen Herren immer die fetteſten Gegenden auszuwählen verſtehen, erkennt man aus der Schilderung:

„Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Das breite Thal dann ſelbſt mit Wieſen, Gauen, Gründen.“

Und wie die Kirche immer, wenn man ihr den Finger reicht, auch die Hand ergreift, dann den Arm u. ſ. w., das beweiſt dieſer Erzbiſchof durch ſeine Handlungsweiſe. Denn nachdem er ſich beurlaubt hat, kehrt er unter der Thüre um, und kommt noch einmal, um für die Stiftung auch noch die

geſammten Landesgefälle, Zehnten, Zinſen, Beth*), für ewig zu begehren, ferner ſogleich Geld zum Aufbau ſammt Holz, Kalk, Schiefer und dergleichen. Die Fuhren, heißt es dann weiter, thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt: die Kirche ſegnet den der ihr zu Dienſten ſteht. Nachdem der abergläubiſche Kaiſer auch dieß mit ſchwerem Herzen gewährt hat, ſo kommt der Erzbiſchof noch einmal zurück, um mit tiefer Verbeugung auch von dem Meeresſtrande, welchen der Kaiſer dem Fauſt für ſeine geleiſteten Dienſte geſchenkt hat, ſogleich im Voraus Zehnten, Zins, Gaben und Gefälle für die Kirche zu fordern. Zwar iſt das Land noch gar nicht einmal vorhanden, ſondern ſoll erſt durch Fauſten's Kunſt und Fleiß entſtehen: doch wer das Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit, und die Kirche hat auch in anderen Fällen alſo gehandelt.

LV. Fauſten's großartige Thätigkeit.

Es iſt wiederum eine lange Zeit verfloſſen, binnen welcher Fauſten's Plan vollkommen ausgeführt, das Meer eine weite Strecke zurückgedrängt, und der ihm abgenommene Raum in das ſchönſte und fruchtbarſte Gartenland verwan-

*) Bethe oder Beede, eine in außerordentlichen Fällen ausgeſchriebene Landesſteuer, von bitten, beten benannt.

delt worden iſt. Außerdem iſt in dieſem Landſtrich ein Seehafen angelegt und ein Welthandel entſtanden: Schiffe laufen aus und ein, es herrſcht ein reges Leben, und Fauſt freut ſich ſeiner Schöpfung.

Recht den Gegenſatz zu dieſer großartigen welterobernden und Menſchen-Wohl im Großen fördernden Thätigkeit bildet ein frommes Paar alter Leute, welche, während die Küſte vor ihrem Hüttchen und ringsum zuſehends gewachſen iſt, ſo daß ſie ſelbſt jetzt Binnenwohner ſtatt Strandwohnern geworden ſind, und während alles ſich verändert hat, die alten geblieben ſind, Fauſten's Werk, das ſie nicht begreifen können, für Teufelswerk halten, und feſthalten an ihrem beſchränkten Glauben ſo wie an ihrem Eigenſinn. Dieſe Bornirtheit und jene Verwandlung wird uns gezeigt durch die Ankunft eines Wanderers, welcher, einſt hier ſchiffbrüchig an den Strand geworfen, von jenem frommen Paare (Philemon und Baucis ſind ſie nach der Erzählung bei Ovid Metam. VIII, 626 genannt*)) gaſtlich aufgenommen und gepflegt worden iſt, jetzt aber hier kein Meer und keinen Strand mehr findet, ſondern Wieſen, Gärten, Dörfer und Wälder, von einem breiten Kanal durchſchnitten. Ihm wird ſodann von der geſchwätzigen Alten erzählt, wie das zugegangen ſei. In dem Grade als Philemon, ſchon damals alt als er den Wanderer rettete, älter und

*) Jene ſahen einſt die Umgegend um ihr Haus vom Waſſer verſchlungen werden: hier iſt dem Element ſein Raub wieder abgenommen worden. So erſcheint die Benennung doppelt paſſend.

ſchwächer wurde, und ſein hilfreiches Beiſpringen zu Geſtrandeten einſtellen mußte, entfernte ſich die Küſte von dem Kapellchen und Nothglöcklein dieſes Pärchens: und jetzt erblickt man nur in weiter Ferne noch den blauen Saum des Meeres, und neben ihrem Kapellchen iſt Fauſten's Palaſt emporgeſtiegen: für dieſes Kapellchen aber und die Hütte, welche Fauſten's Plänen ſchon ſo lang im Wege ſtehen, hat dieſer den Alten ein ſchönes Gut zum Tauſch angeboten. Allein die alte Baucis iſt eigenſinnig, hält den neuentſtandenen Boden nicht für ſicher, und die ganze Schöpfung nicht für geheuer: ſie ſpricht ſogar von nächtlichen Menſchenopfern, welche man gebracht habe um das Teufelswerk zu ſegnen: denn ſie hörte nächtlich wimmern, und ſah Feuerſtröme zum Meer hinabfließen, und als ſie dann früh morgens hinſah, war der Strich, wo Nachts die Flämmchen geſchwärmt hatten, ein Kanal geworden.

In der That iſt dem Fauſt die Baute mit dem Kirchlein und den Linden ſehr zum Aerger, indem es ihm mit den Beſitzern geht wie Friedrich dem Großen mit dem Müller bei Potsdam. Denn er wünſcht gerade auf dieſer Höhe ein hohes Gerüſte zu erbauen, von welchem aus er ſeine ganze Schöpfung, des Menſchengeiſtes Meiſterſtück, mit einem Blick überſchauen könnte. Jetzt aber iſt ſein Hochbeſitz nicht rein, jetzt fühlt er ſich am härteſten gequält, indem er in ſeinem Reichthum fühlen muß was ihm fehlt, und daß die Willkür des Gewaltigen ſich an dieſer Düne brechen muß. Wenn der Thürmer Lynkeus von ſeiner Warte aus das Einlaufen von Schiffen in den Kanal meldet, ſo fängt auf ein-

mal hinten das Glöckchen an zu läuten, und wenn Fauſt die Blicke auf ſein Reich richtet, ſo neckt ihn allemal im Rücken der Verdruß der ihm das Leben vergällen muß. Da klagt er ſeine Noth dem Mephiſtopheles, dem das Geklingel noch aus anderem Grunde recht zuwider iſt:

Denn das verfluchte Bim = Baum = Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre zwiſchen Bimm und Baum (Wiege und Sarg)
Das Leben ein verſchollner Traum.

Dieſer Mephiſtopheles übrigens hat hier wiederum einen ſcharmanten Wirkungskreis gefunden. Denn

„Krieg, Handel und Piraterie
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen."

Und ſo treibt er denn mit ſeinen drei Gewaltigen, die wir ſchon im Kriege kennen gelernt haben, jetzt die genannten drei Dinge zuſammen auf dem Meere: denn

Das freie Meer befreit den Geiſt:
Wer weiß da was Beſinnen heißt?!
Da fördert nur ein raſcher Griff!
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff:
Und iſt man erſt ein Herr zu drey,
Dann hackelt man das vierte bei,
Da geht es denn dem fünften ſchlecht:
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.

Als dieſe Gewaltigen mit ihrer reichen Ladung einlaufen, finden ſie den Fauſt nicht eben heiter geſtimmt: einſtweilen

aber verheißt ihnen Mephiſtopheles reichen Lohn und verſpricht auch für die bunten Vögel (Dirnen) zu ſorgen, daß ſie morgen ſich einfinden. Fauſten's Verſtimmung rührt von der oben genannten Urſache her: er iſt endlich müde geworden gerecht zu ſein, und gibt dem Mephiſtopheles den Auftrag, die zwei alten Leute auf das Landgut, das er ihnen beſtimmt hat, hinüberzuſchaffen. Da ſpricht Mephiſtopheles zum Theater: Auch hier geſchiht was längſt geſchah: denn Naboth's Weinberg war ſchon da: ſ. Buch der Könige C. 21 wo Nabob ſein Leben zugleich mit ſeinem Weinberge verliert, weil der König Ahab ſein Verlangen darauf geſtellt hat. Die Deutung aber iſt enthalten in den Worten:

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt:
Und biſt du kühn und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und dich.

Die zwei Alten haben ſich eingeſperrt und geben der Aufforderung kein Gehör, ſo daß von den drei Gewaltigen die morſche Thür eingeſchlagen wird. Da ſind die zwei vom Schrecken entſeelt zu Boden gefallen, der Fremde aber, welcher ſich zur Wehre ſetzt, wird niedergeſtoßen. Bei dieſem wilden Gebahren werden die Heerdkohlen verſtreut, ſtecken das Stroh in Brand, und nicht allein die Hütte, ſondern auch die Kapelle mit den Jahrhunderte alten Linden werden ein Raub der Flammen. Fauſt hatte es gut gemeint mit den Alten, und ihnen einen frohen Genuß ihrer ſpäten Tage bereiten wollen, während er ſich im Voraus auf den zu errichtenden Luginsland freute. Dieſer unbeſonnene Streich

aber verdrießt ihn im Herzen; er flucht dieſer That, an welcher er keinen Theil haben will.

LVI. Fauſten's Alter und Tod.

Der Thürmer Lynkeus hat die Feuersbrunſt von ſeiner Warte aus betrachtet und beſchrieben. Vorher ſang er ein Liedchen, welches ein wahres Sterbelied für Fauſt, man möchte auch ſagen für Goethe iſt. Denn Fauſt ſteht jetzt am Ziele ſeines Schaffens ſowohl als ſeines Lebens, und ſcheidet aus dem Leben ſo zufrieden wie jenes herrliche Lied es beſagt. Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß, weil ſein Tod unmittelbar auf die unbeabſichtigte Gewaltthat folgt, dieſe That ihn irgend herbeiführe oder beſchleunige; oder, weil der Dichter die Schattengeſtalten der vier Dämonen Mangel, Schuld, Noth und Sorge aus dem Rauche des Brandes entſtehen läßt, daß dieſer Brand allein ihn mit einer dieſer Qualen belade. Dieſe ſchwarzen Dämonen müſſen doch irgendwie und woher entſtehen: und darum iſt der zufällige Rauch der paſſendſte Stoff zu ihrer Geſtaltung: und Goethe liebt es einmal, Phantaſiegebilde aus Dunſt und Wolken entſtehen zu laſſen. Eine Miſſethat aber, wie die eben geſchilderte, iſt eine ſolche Kleinigkeit für einen Mann, in deſſen Händen das Wohl und Weh' vieler Tauſende liegt, daß Goethe in der That ein kleinlicher Pedant

ſein müßte, wenn er von allen begangenen Uebereilungen gerade dieſe dem Fauſt am höchſten anrechnen wollte. Uebrigens beweiſt ja die folgende Scene deutlich genug wie er's meine. Denn von den genannten Dämonen vermögen drei nicht einmal in Fauſten's Haus einzudringen, und der vierte, die Sorge, dringt zwar ein, kann aber trotz allem ihrem Geleier dem Fauſt nicht anders beikommen, als mittelſt einer Verwünſchung, und eben in dieſer Verwünſchung ertheilt ſie dem Fauſt das ehrenvollſte Zeugniß, das ihn vor tauſenden ſeiner Gattung auszeichnet:

Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind:
Nun, Fauſte, werde du's am Ende.

Die Erblindung iſt ohne Zweifel bloß eine Folge des Alters, und ſie iſt eine Wohlthat für Fauſten; denn ſie erleichtert ihm ſeinen Tod. „Der mir ſo kräftig widerſtand, ſagt Mephiſtopheles, die Zeit wird ſeiner Herr.“ Das Abſterben des edelſten Sinnes iſt der Anfang des Todes: der Tod aber iſt der Bruder der beſagten vier Dämonen: mithin muß ihm doch einer derſelben die Thüre aufthun, und darum thut es der zudringlichſte von ihnen, die Sorge: und kann er dem Geiſte nicht beikommen, ſo haucht er den Leib mit ſeinem Gifthauch an: denn einmal muß doch dieſer den Mühen und Sorgen des Lebens erliegen: und Sorgen hat man immer, wenn es auch keine dämoniſchen ſind.

LVII. Seine Beichte.

Im Uebrigen beſteht Fauſt die Prüfung trefflich, und braucht er ſeine Beichte nicht im Armenſünderhemdchen abzulegen. Denn von den drei grauen Weibern haben der Mangel, die Schuld und die Noth gar keine Macht über ihn. Wie denn die Schuld nicht? Sie geht Hand in Hand mit dem Mangel: dem Fauſt aber mangelt jetzt gar nichts mehr: er lebt nach Vollendung ſeines Tagewerkes und nach Erreichung aller ſeiner Wünſche vollkommen zufrieden und glücklich. Nicht als ob es nichts mehr für ihn zu thun gäbe auf Erden: aber was er noch zu thun hat, kann er ohne Gefahr mit Ruhe und ſicherer Hoffnung des Gelingens verrichten: und darum kann er bereits jetzt das Glück vollkommenſter Zufriedenheit vorausempfinden:

„Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick."

Darum iſt jetzt der Moment eingetreten, den Fauſt einſt ſich zum Zielpunkt geſetzt hat:

„Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann mag für mich die Todtenglocke ſchallen,
Die Uhr mag ſteh'n, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei."

Denn jetzt hören wir ihn das wirklich ſagen:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich ſeh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſteh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!"

Und trotzdem ſpricht er dieſe Worte nicht in dem Sinne wie er ſie damals gedacht hat, als er hinzufügte

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So ſei es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betriegen:
Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich."

Denn er blieb „unbefriedigt jeden Augenblick," und keines von Beiden iſt geſchehen: weder der ſelbſtgefälligen Sicherheit noch dem Stilleſtand im faulen Genießen iſt Fauſt erlegen, und Mephiſtopheles hat die Wette vollkommen verloren. In welcher Weiſe aber Fauſt ſich von den beiden Todſünden bis zum letzten Moment frei erhalte, davon liefern eben die letzten Scenen der Tragödie den handgreiflichſten Beweis.

Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft!
Könnt' ich Magie von meinem Pfad' entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Dann wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſein!
Das war ich einſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.

Was hier unter Magie, unter Spuk, unter Zauberworten zu verſtehen ſei, iſt leicht zu errathen, und wird auch durch die gleich darauffolgenden Worte erklärt, nämlich Irrthum, Aberglauben, Leidenſchaften, welche das Gemüth verdüſtern.

„Von ſolchem Spuk iſt die Welt ſo voll, daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.“ In Vorurtheilen werden wir geboren und in Vorurtheilen erzogen und die ganze Welt wird von Vorurtheilen beherrſcht. Ueble Neigungen, die zu Leidenſchaften und endlich zu Laſtern ausarten, werden uns angeboren, mit der Ammenmilch eingeflößt, uns als Fallſtricke der Verſuchung auf allen unſeren Pfaden vor die Füße gelegt. Nun hat Fauſt von Jugend auf redlich geſtrebt, von dieſem alle Welt umſtrickenden Netze des Wahnes ſich frei zu machen. Weil aber nicht alle Blüthenknospen reiften und weil er reines Licht ohne Schatten, Tag ohne Nacht begehrte, ſo hat er an dem Gelingen ſeines Strebens verzweifelnd einſt ſich und die Welt verflucht.

Ich habe mich zu hoch gebläht:
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen:
In undurchdringlichen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit u. ſ. w.

Das unglückliche Ende ſo eines Lebens und Treibens hat der erſte Theil der Tragödie gezeigt: mit dem zweiten Theile beginnt die Rückkehr. Der große Geiſt nimmt den Fauſt wieder zu Gnaden an, aber Fauſt verzichtet dabei auf das Verlangen, der Sonne gerade in's Angeſicht zu ſchauen. Die Natur verſchließt ſich fürder nicht ſeinem Forſchen, weil

er nicht mehr am lichten Tage mit Hebeln und Schrauben ihre Riegel aufſchließen will: er durchwandert nach der Reihe alle Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, und erlangt die Kraft, die Macht der Elemente ſeinem Willen unterthan zu machen: Wunder ſind zwar immer noch bereit, aber ihre Zauberhüllen ſind ſeinem Geiſte längſt nicht mehr undurchdringlich geblieben, und die Zauberworte hat er ſich abgewöhnt. Was ſind Zauberworte? Leidenſchaftliches Toben, wie damals, als Fauſt ſich und die Welt verfluchte. Geduld, ruhige Beſonnenheit, unbefangene Prüfung der Dinge verſperren den böſen Geiſtern die Pforte. Gegen ſolche Uebereilungen iſt Fauſt auf ſeiner Hut: ergrimmt, beſänftigt er ſich dennoch und ſpricht: Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort! woraus zu erkennen iſt, wie weit er von jener ſtolzen Sicherheit entfernt iſt, welcher der Bequeme und der Hochmüthige ſich hingibt. Nachdem ihm aber die genannten drei Dämonen nicht beikommen konnten, vermag ihm auch die Sorge nichts anzuhaben. Darum macht er ſich keine unnützen Grillen weder über Vergangenes noch über Zukünftiges, weder über das Dieſſeits noch über das Jenſeits. Auch hat er keinem verlorenen Gute je nachgeweint noch um einen nicht erfüllten Wunſch je getrauert. Sein Leben war überall die That: wenn Geiſter ſpukten gieng er ſeinen Gang: im Weiterſchreiten fand er Qual und Glück, unbefriedigt jeden Augenblick.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt um's Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neugeboren.

Was jeder Tag will ſollſt du fragen,
Was jeder Tag will wird er ſagen.
Mußt dich am eignen Thun ergötzen —
Was andre thun das wirſt du ſchätzen —
Beſonders keinen Menſchen haſſen,
Und das Uebrige Gott überlaſſen.

Horaz ſagt von der Sorge, daß ſie gleich Fledermäuſen um den Plafond der Paläſte flattere, daß ſie ſich hinter dem Reiter auf's Roß ſetze, und mit dem Fliehenden zu Schiff ſteige, ſo daß man ihr ſo wenig entrinne als man ſich ſelbſt zu entrinnen vermag.

Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los:
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen.

Uebrigens vergleiche man, um das Lied der Sorge hier völlig zu verſtehen, was Goethe von derſelben im erſten Theile ſagt:

Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu:
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift —
Du bebſt vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt das mußt du ſtets beweinen.

LVIII. Die Teufel fallen über ſeine Leiche her.

„Gleich nach dem Tode ſitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde": Goethe an Schiller 7. December 1796.

Ueber Moſes Leichnam ſtritten
Selige mit Fluch-Dämonen:
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewußte Meiſter
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Puſtrichs-Geiſter:
Engel brachten ihn zu Grabe.

Aus dieſen beiden Stellen kann man abnehmen, welchen Sinn der Streit der guten und der böſen Geiſter um Fauſten's Unſterbliches habe. Dieſen Streit hat Goethe anfangs in den Himmel verlegen wollen, indem Mephiſtopheles ſagte

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weihen das Paradebette,
Und eh' das Seelchen ſich entrafft,
Sich einen neuen Körper ſchafft,
Verkünd' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich auf's große Feſt
Wie ſich der Herr vernehmen läßt.

Wie ſich der Herr dort würde haben vernehmen laſſen, das können wir ohngefähr abnehmen aus der Art wie er ſich bei der Anklage des Teufels gegen Napoleon's Leiche vernehmen läßt:

Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren,
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren.
Wir wiſſen alles, mach' es kurz!
Getrauſt du dich ihn anzugreifen,
So magſt du ihn zur Hölle ſchleifen.

Auch als Fauſt erblindet iſt, trauert und klagt er nicht: denn in ſeinem Inneren leuchtet ein deſto helleres Licht: noch

hält er darum in ſeinem Wirken inne; vielmehr beeilt er ſich nur deſto mehr ſein Tagewerk noch vor dem Tode zu vollenden: denn Ein Geiſt genügt für tauſend Hände, und ſein Geiſt iſt unangetaſtet geblieben ſelbſt von dem Gifthauch der Sorge. Allein ſtatt der Arbeiter, die er aufruft, mit Schaufel und Spaten zu kommen, erſcheint Mephiſtopheles mit Lemuren (umgehenden Geiſtern der Verſtorbenen bei den Römern), um Fauſten's Grab zu graben, und während dieſe ſchaufeln und dabei das Todtengräberlied aus Shakespeares Hamlet ſingen, ſo freut ſich Fauſt über das Geklirre der Spaten, ruft den vermeintlichen Aufſeher herbei (welches Mephiſtopheles iſt), und ermahnt ihn, nur recht unermüdet an der Austrocknung des Sumpfes, der noch übrig ſei, arbeiten zu laſſen: denn er hoffe da fruchtbares Land für Millionen zu gewinnen, wo ſie, wenn auch nicht ganz ſorglos aber doch thätig-frei leben können: denn nur der verdiene ſich Freiheit und Leben der täglich ſie zu erobern weiß.

Solch ein Gewimmel möcht' ich ſeh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſteh'n.
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

Indem er ſo ſpricht, ſinkt er ſchmerzlos und unbewußt, ſo wie ein geliebtes Kind der Natur in den Schlaf ſinkt, dem Tod in die Arme.

Von Fauſt und den Lemuren werden bei dieſer Handlung mancherlei Sticheleien über die Nichtigkeit des menſchlichen

Lebens gemacht. Wenn die Lemuren, die Pfähle und die Meßruthen erblickend, mit welchen der weite Raum abgeſteckt iſt, von einem weiten Lande reden das ſie bekommen ſollen: ſo erwidert Mephiſtopheles, daß es ſich bloß um ein längliches Quadrat ſo groß wie der längſte unter ihnen handle. Damit vergleiche man Aeſchylus VII. Theb. 872. Die Elemente ſind mit uns verſchworen, ſagt Mephiſtopheles, und auf Vernichtung läuft's hinaus: und ſo hofft er daß Fauſt's Schöpfung noch eben ſo gewiß von dem Waſſerteufel Neptun verſchlungen werden ſolle, als jetzt Fauſten's Leib dem Alter erliegt.

Fauſt hat einſt zu Mephiſtopheles geſagt: Dann biſt du deines Dienſtes frei, die Uhr mag ſteh'n, der Zeiger fallen, es ſei die Zeit für mich vorbei. Dem entſprechend heißt es hier: die Uhr ſteht ſtill, der Zeiger fällt, es iſt vollbracht — aber nicht vorbei! Denn wäre der Tod Vernichtung, ſo wäre das Ewigleere beſſer als ein ſolches Einerlei des Schaffens und wieder in das Nichts Hinwegraffens, ſagt Mephiſtopheles in Uebereinſtimmung mit Gothe: vgl. in Werther's Leiden p. 76 a. A. „Ich ſehe nichts als ein ewig ſchaffendes ewig widerkäuendes Ungeheuer.“ Wenn er trotzdem kurz vorher geſagt hat „Und auf Vernichtung läuft's hinaus“ (welches auch der Sinn des Lemurengeſanges bei der Grablegung iſt), ſo liegt darin kein Widerſpruch, ſo wenig als in den Worten

Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn alles muß zu nichts zerfallen
Wenn es im Sein beharren will —

und wiederum

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen,
Das Ewige regt ſich fort in Allen,
Am Sein erhalte dich beglückt.
Das Sein iſt ewig: denn Geſetze
Erhalten die lebendigen Schätze,
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

LIX. Wie es in der Hölle ausſieht.

Mephiſtopheles erſcheint in dieſer Scene ganz als der Teufel des mittelalterlichen Aberglaubens. In ſeine Worte aber hat der Dichter viel launigen Spott über die Unhaltbarkeit mittelalterlicher Vorſtellungen gelegt. Juſtinus Kerner und Eſchenmayer haben viele Mittel erfunden, dem Teufel Seelen zu entziehen, und dabei iſt die alte Weiſe, wie der Teufel Seelen holen konnte, in Mißkredit gekommen, eine neue Weiſe aber noch nicht recht geltend geworden, ſo daß Mephiſtopheles auf ſein bloßes Recht und den mit Blut geſchriebenen Wechſel nicht vertrauen kann. Und dann iſt noch eine Fatalität. Man weiß jetzt gar nicht mehr wann das Leben aufhört und der Tod angeht: die Seele entweicht nicht mehr wie früher mit dem letzten Athemzug, wo der Teufel ſie bequem haſchen konnte. Nur die allmählich eintretende Verweſung ſoll ein ſicheres Zeichen des Todes ſein: und da weiß man nun nicht, wann wie und wo der

Moment ſei: und ſelbſt das Ob bleibt zweifelhaft: denn wie mancher Scheintodte hat ſich noch im Grabe gerührt! Und endlich kann man auch nicht mehr genau beſtimmen, wo die Seele ihren Sitz habe, ob vielleicht in der Magengegend bei der Herzgrube, wie bei den Hellſehenden, oder im Hirn, wie bei den Genie's. Darum kann Mephiſtopheles in keinem Falle allein zurecht kommen: er muß Helfershelfer rufen, welche die unteren wie die oberen Regionen belauern, ob es irgendwo wie Phosphor glänzt: denn das iſt das Seelchen, Pſyche in Schmetterlingsgeſtalt. Die Flügel rupft man aus: dann iſt es bloß noch ein Wurm: den beſiegelt Mephiſtopheles mit ſeinem Stempel, und dann fort mit ihr zur Hölle! Alſo dahin iſt es gekommen mit dieſem Glauben, daß am Ende gar keine rechte Seele, ſondern nur noch ſo ein Ding von einem Wurm übrig bliebe!

Die Helfershelfer nun, welche Mephiſtopheles mit phantaſtiſchen flügelmänniſchen Beſchwörungsgebärden herbeiruft, ſind aus mittelalterlichen Gemälden von Breughel, Lucas Kranach, Michel Angelo entnommen, recht von altem Schrot und Korn, und bringen auch ſogleich ihren Höllenrachen mit. Zwar hat die Hölle viele Rachen, wie die Kirche vornehme und gemeine Sitzplätze hat, um nach Standesgebühr und Würden einzuſchlingen: doch wird man, meint Mephiſtopheles, in's Künftige nicht mehr ſo bedenklich ſein. Derjenige nun, welcher ſich hier auf der Bühne aufthut, iſt greulich genug, voll klaffender Zähne, im Gewölbe des Schlundes ein wogendes Feuermeer, und im Hintergrund des Qualmes die Flammenſtadt in ewiger Gluth.

Die rothglühende Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne, Verdammte ſuchen herauszuſchwimmen, aber eine koloſſale Hyäne packt und zerknirſcht ſie. Es iſt das, wenn man hineinſchaut, eine endloſe Perſpective von Gräulichkeiten: zum Glück aber hilft all' dieſes Erſchrecken der Sünder zu gar nichts: denn ſie halten es doch nur für Trug und Traum.

Die Teufel aber, welche herbeikommen und in zwei Compagnien aufgeſtellt werden, ſind doppelter Art, erſtens Dickteufel von kurzem und geradem Horn, dunkwanſtig und bausbackig, ſo recht vom Höllenſchwefel feiſtgemäſtet, klotzäugig und von kurzem ſteifem Nacken: zweitens, Dürrteufel von langem krummem Horn, mit langen Armen, um in die Luft zu greifen, und ſcharfen Klauen.

LX. Die Engel ziehen zum Streit heran.

Nachdem die beiden Heerestheile zweckmäßig poſtirt ſind, jene bei den Füßen und dieſe bei dem Kopfe des Leichnams, ſo ſiht man alsbald die feindliche Armee durch die Luft herab zur Schlacht anrücken. Sie erſcheinen rechts, während der Höllenrachen links gähnt, langſam ſchwebend, Sündern zu vergeben, den Staub wieder zu beleben, allen Naturen, wo ſie immer weilen, freundliche Spuren ihres Wirkens zu hin-

terlaſſen. Die Glorie, welche ſie umgibt, nennt Mephiſtopheles einen unwillkommenen Tag, ihren Geſang ein garſtiges Geklimper, ein bübiſch-mädchenhaftes Geſtümper, wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag. Das iſt eine Satyre auf ſo manche Lieder des Herrnhutiſchen und anderer pietiſtiſcher Geſangbücher. Ihr wißt, ſagt Mephiſtopheles, wie wir in tiefverruchten Stunden Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:

Das Schändlichſte was wir erfunden
Iſt ihrer Andacht eben recht.
Sie bekriegen uns (ſo fährt er fort) mit unſren eignen Waffen:
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.

Man darf annehmen, daß es dem Goethe mit allen dieſen Behauptungen in gewiſſem Grade Ernſt war, und es liegt kein Widerſpruch darinnen, daß er dennoch dieſe Engel als die Bothen der ewigen Liebe und Güte gebraucht; denn das Chriſtenthum und die Kirche wird damit nicht verworfen, wenn einige Mißbräuche und Auswüchſe durch den Mund des Mephiſtopheles gegeißelt werden. Die Waffen dieſer Engel ſind Roſen aus den Händen liebend-heiliger Büßerinnen, als Symbole der Liebe. Indem die Teufel von den umhergeſtreuten Roſen getroffen werden, zucken ſie und weichen vom Platze. Doch Mephiſtopheles ermahnt ſeine Krieger, muthig Stand zu halten, und gegen dieſes feindliche Feuer recht kräftig auszupuſten. Das geſchieht nun von den Püſtrichen ſo maßlos, daß Mephiſtopheles ſelbſt Mund und Naſe zuhalten muß. Allein die Folge iſt bloß, daß die geſtreuten Roſen anfangen in lichter Gluth zu brennen, und

vor ſolchen Liebesgluthen muß der Muth der Teufel vollends erlöſchen: und als die Engel fortfahren Roſen zu ſtreuen, und dabei zu ſingen von der auch die verſtocktesten Herzen rührenden und gleich Flammen entzündenden Macht der Liebe und von der lichthellen Klarheit und Wahrheit des Tages ohne Nacht, in welchem die ſeligen Schaaren leben; ſo können ſich die Teufel nicht mehr halten kopfüber in die Hölle zu ſtürzen.

LXI. Mephiſtopheles verliebt ſich und verliert.

Nur Mephiſtopheles fährt fort ſich mit den Roſen gleich Irrlichtern herumzuſchlagen, ob ſie ihn gleich wie Pech und Schwefel im Nacken brennen und dabei ſein Inneres gewaltig zerreißen. Der Kopf, das Herz, die Leber fangen ihm an zu brennen gleich einem unglücklich Liebenden: die Liebe hat ihn erobert, aber, wie ſich denken läßt, nicht die himmliſche, ſondern, was ſie ſich eben in ſo einem Herzen geſtalten kann, die ſinnliche. Er muß, mag er nun wollen oder nicht, die Engel, die allerliebſten Jungen, mit Liebesaugen anſehen: denn die Wetterbuben, die er haßt, kommen ihm doch gar zu lieblich vor. Es wird ihm endlich bei ihrem Anblick ſo behaglich, ſo natürlich, ſo heimlich kätzchenhaft begierlich, daß er darüber ſeinen Handel ganz und gar vergißt, und während die Engel herabſchwebend den

ganzen Raum einnehmen, bewundert er immer nur die verführeriſche Geſtalt dieſer Zauberer, im Liebeselement gleich wie in einem Flammenmeer bis über die Ohren verſunken. Nur daß die Engel bei ihrem Herab- und Umherſchweben die holden Glieder nicht etwas weltlicher bewegen wollen, nicht etwas leichtſinniger lächeln, nicht ein bischen lüſtern ihn anblicken, nicht das lange Faltenhemd ablegen, kann er nicht leiden. Das geht ſo lange fort, bis die Engel Fauſten's Unſterbliches unter Geſang entführen. Die Flammen der Liebe, ſagen ſie, wallen empor zum Lichte der Wahrheit, wodurch ein ſich ſelbſt unglücklich Machender geheilt und vom Böſen erlöſt wird, um in dem Allverein ſelig zu ſein. Wen dieſe heiligen Gluthen bereits im Leben umſchweben, der fühlt ſich ſelig im Umgang mit Frommen. So wird von dieſen Flammen die Luft gereinigt, die Engel ſchweben empor, und der Geiſt athmet frei. Mephiſtopheles aber, indem er wieder zu ſich kommt, fühlt ſich am ganzen Leibe, wie Hiob, mit Beulen behaftet, wobei er noch froh iſt, daß ſich der Liebesſpuk auf die Haut geworfen hat, und die edlen Teufelstheile gerettet ſind, ſo daß er den Engeln wieder fluchen kann. Indem er aber nun gewahrt, daß ſie mitſammt der Beute verſchwunden ſind, ſteht er beſchämt, und ſchimpft auf ſeine eigene Thorheit, damit auch diejenigen wiſſen mögen, was ihnen zu thun übrig bleibe, welche durchaus verlangt und erwartet haben, daß der Dichter den Fauſt, weil er ſich doch einmal dem Teufel verſchrieben habe, zur Hölle fahren laſſe.

LXII. Faustus's Himmelfahrt.

Es beginnt nun Faustus's Himmelfahrt. Der Dichter denkt sich als Schauplatz einen Berg wie den Montserrat (in den Pyrenäen), auf dessen zackenförmigen getrennten Gipfeln fromme Einsiedler wohnten, so daß sie in der Luft zu hängen schienen. Chor und Echo schildern den Schauplatz: dichte Waldung, deren Stämme sich mit ihren Wurzeln an die Felsen klammern: dazwischen die sprießenden Wogen von Wasserfällen, und hie und da eine tiefe Grotte für Einsiedler. Löwen schleichen stumm und friedlich herum, wie es in der Novelle heißt:

Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn herum:
Denn die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Vier Einsiedler werden uns vorgeführt: ein pater ecstaticus (der Verzückung), ein profundus (der Tiefe), ein seraphicus und ein doctor Marianus. Alle diese Namen sind gewissen historischen Heiligen und Büßern gegeben worden, woraus jedoch keineswegs folgt, daß man hier diese bestimmten Personen zu suchen brauche. Der pater ecstaticus, in der höchsten Region auf- und abschwebend, spricht in seinem Gesange die schmerzliche Sehnsucht nach der Verflüchtigung alles Irdischen Nichtigen aus, daß bloß als Kern seines Wesens der Stern der ewigen Liebe dauernd strahle. Der pater profundus, in der tiefen Region, vergleicht seinen

Zuſtand, in welchem er um Beſchwichtigung der Gedanken und Erleuchtung des Herzens betet, mit dem Brauſen und Wogen der Waldung, das Hinabdringen der Liebesboten zu ſeinem verworrenen Geiſte mit den Waſſerfällen welche das Thal bewäſſern, und mit den Blitzen welche die Dünſte zerſetzen, endlich das Ringen des Geiſtes mit dem Emporbringen der Stämme: und alles, Felſenabgrund, Waſſerſturz und Waldung ſind Zeichen der allmächtigen Liebe, die ewig ſchaffend uns umwebt. Der pater seraphicus, in der mittleren Region, ſiht eine Schaar ſogleich nach der Geburt geſtorbener Knaben gleich einem Wölkchen durch die Tannenwipfel hinſchweben: ſie begrüßen ihn, und er läßt ſie, gleich dem Geiſterſeher Swedenborg weiland, in ſich hineinſteigen und mittelſt ſeiner eigenen Augen die Gegenſtände betrachten, die er ihnen, gleich einer Wärterin, erklärt. Die Felſen und Waſſerſtröme kommen den Kindern zu ſchrecklich vor: ſie ſteigen dann weiter, wachſen unvermerkt im Steigen, je näher ſie der zur Seligkeit entfaltenden Geiſternahrung, der Gegenwart Gottes, kommen: und ſo hoffen ſie, immer ſteigend und immer dazwiſchen belehrt, zum Anſchauen Gottes ſelbſt zu gelangen. Jetzt kommen die Engel welche Fauſten's Unſterbliches tragen. Ihr Lied enthält, wie Goethe ſelbſt einſt ſagte (Eckermann II, 350) den Schlüſſel zu Fauſten's Rettung:

Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,